

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

137103

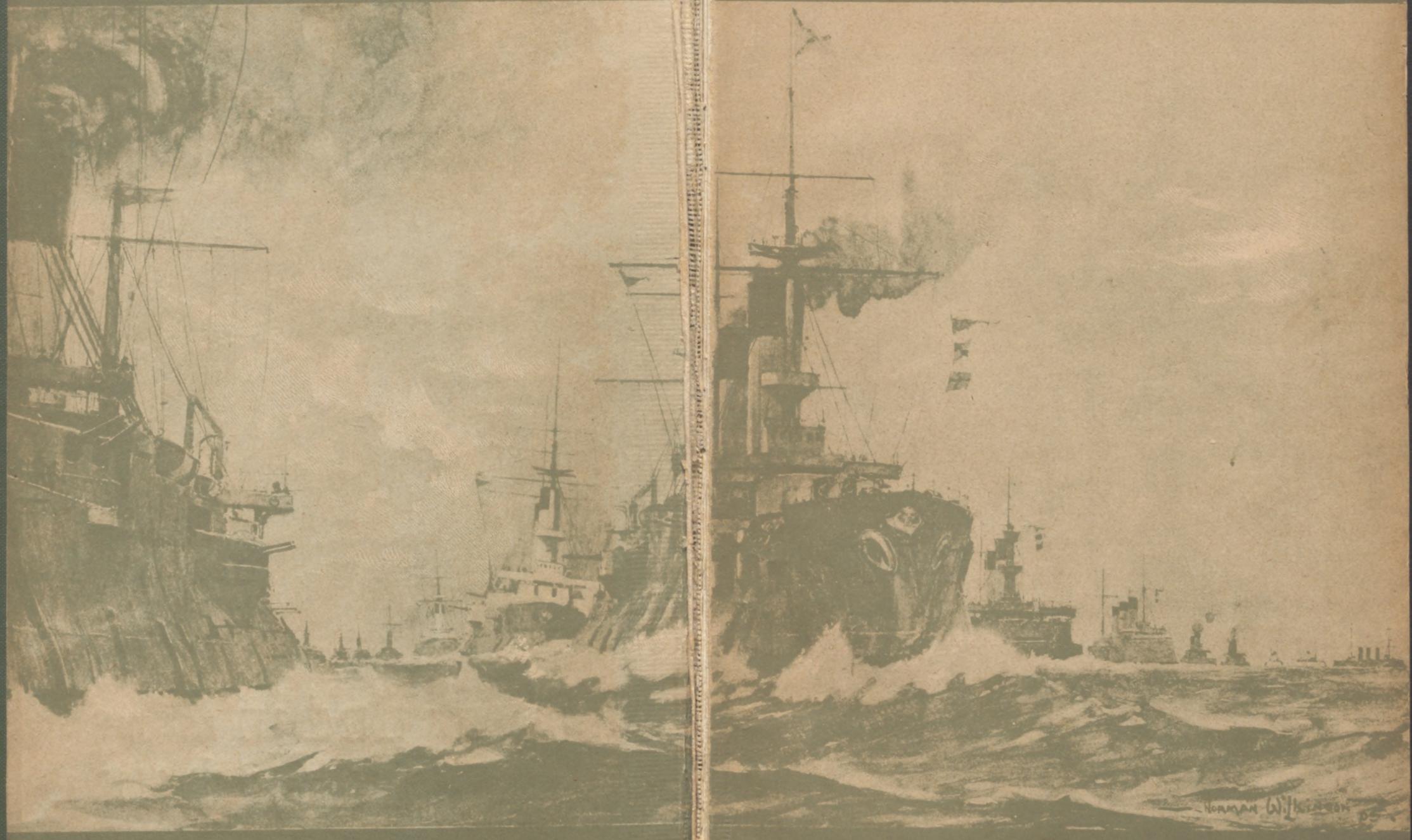
II



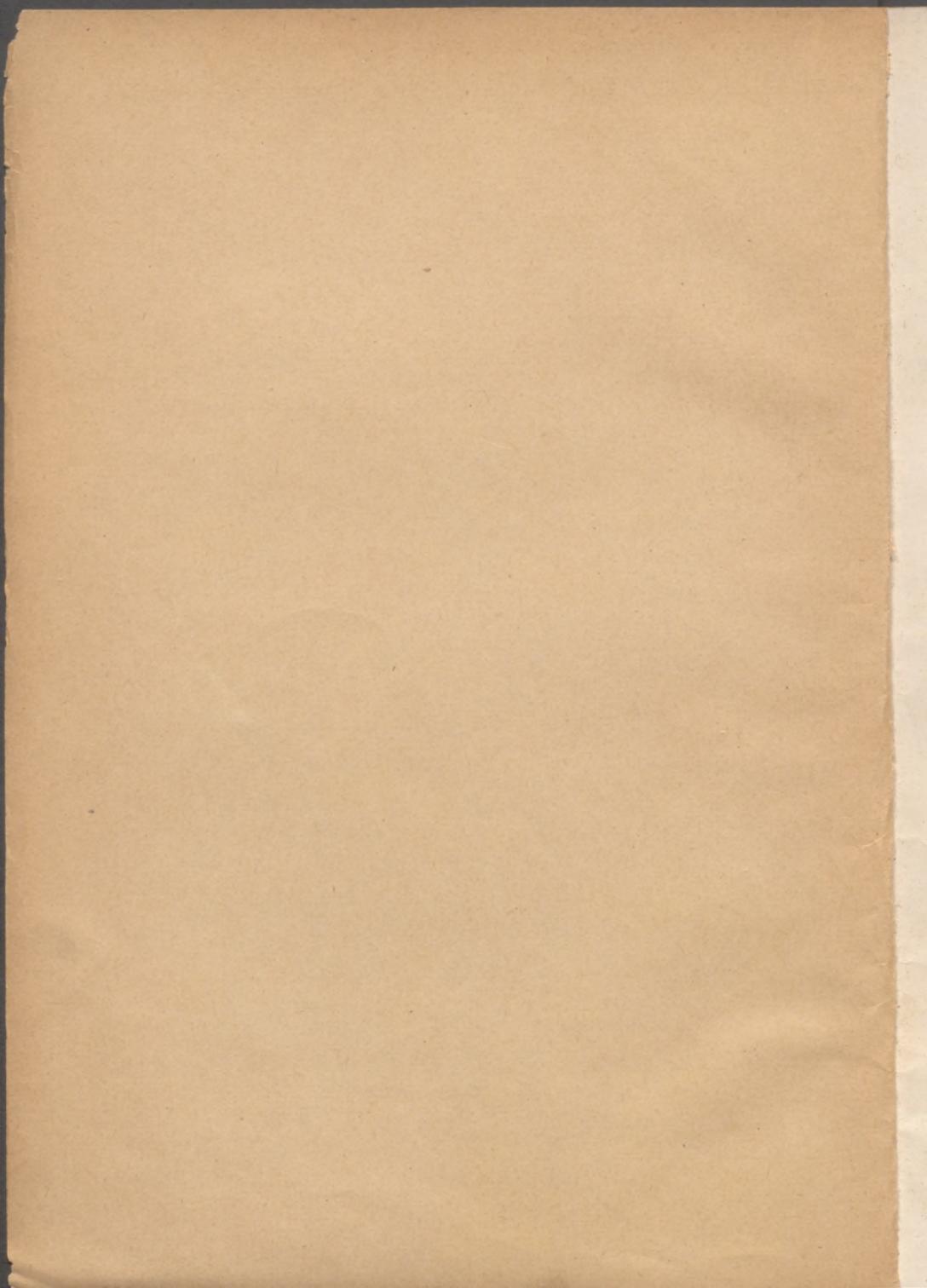
Vor und in  
Port Arthur

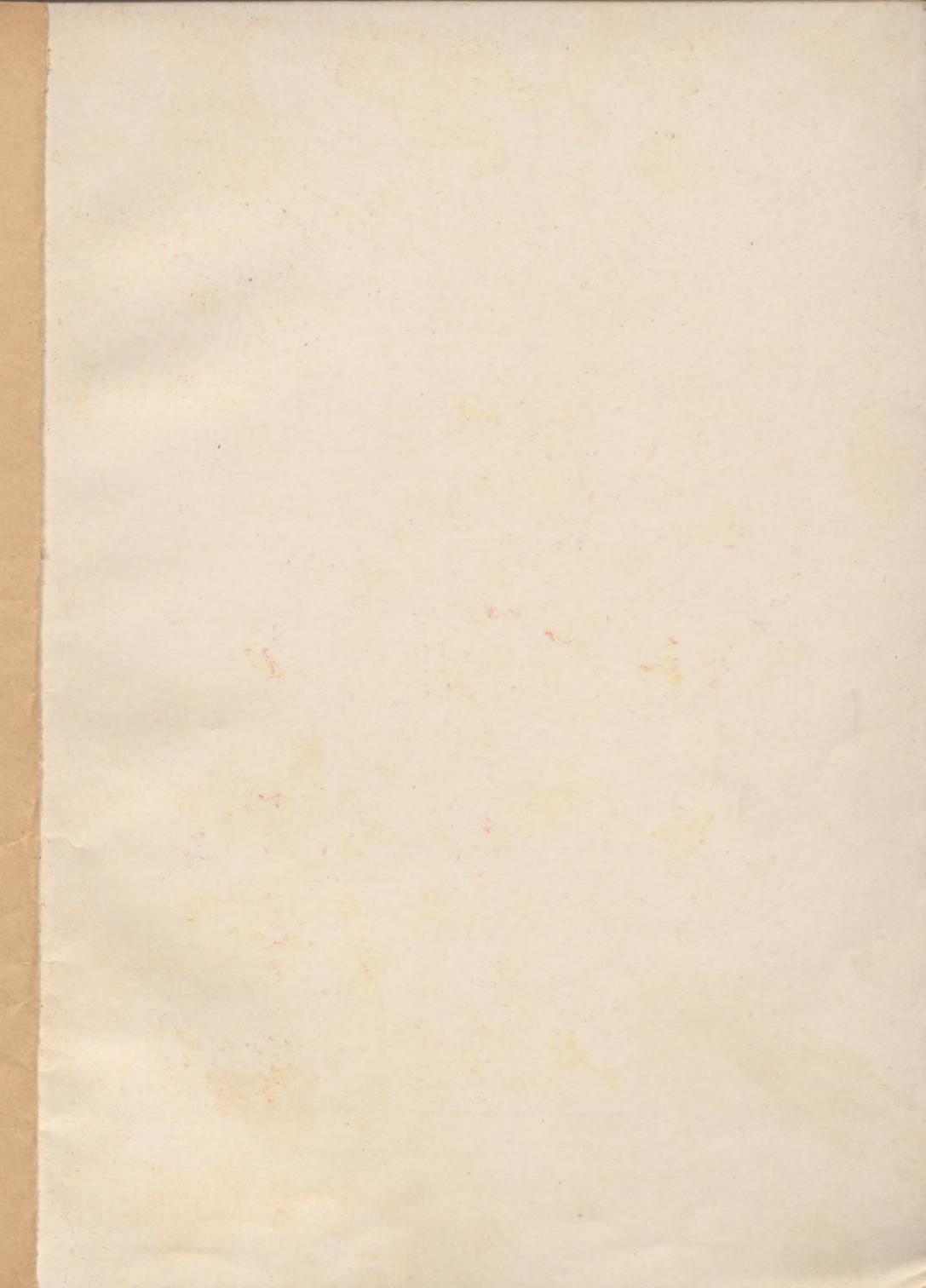
Vor und in Port Arthur

W. H. W. Co. / 1885



NORMAN WILKINSON







Sturm der Japaner auf den Wolfshügel.

— Hor und in —  
Pont Arthur

Zwei Weihnachten in der belagerten Festung

Erzählung aus dem russisch-  
japanischen Kriege  
für die Jugend von

A. Oskar Klausmann

Mit 4 Dreifarbendruckbildern  
— von Richard Knötel —



Carl Siwinna Verlag  
Leipzig und Gattowik  
1906.

V. VIETINGHOFF.





---

Alle Rechte vorbehalten.

---

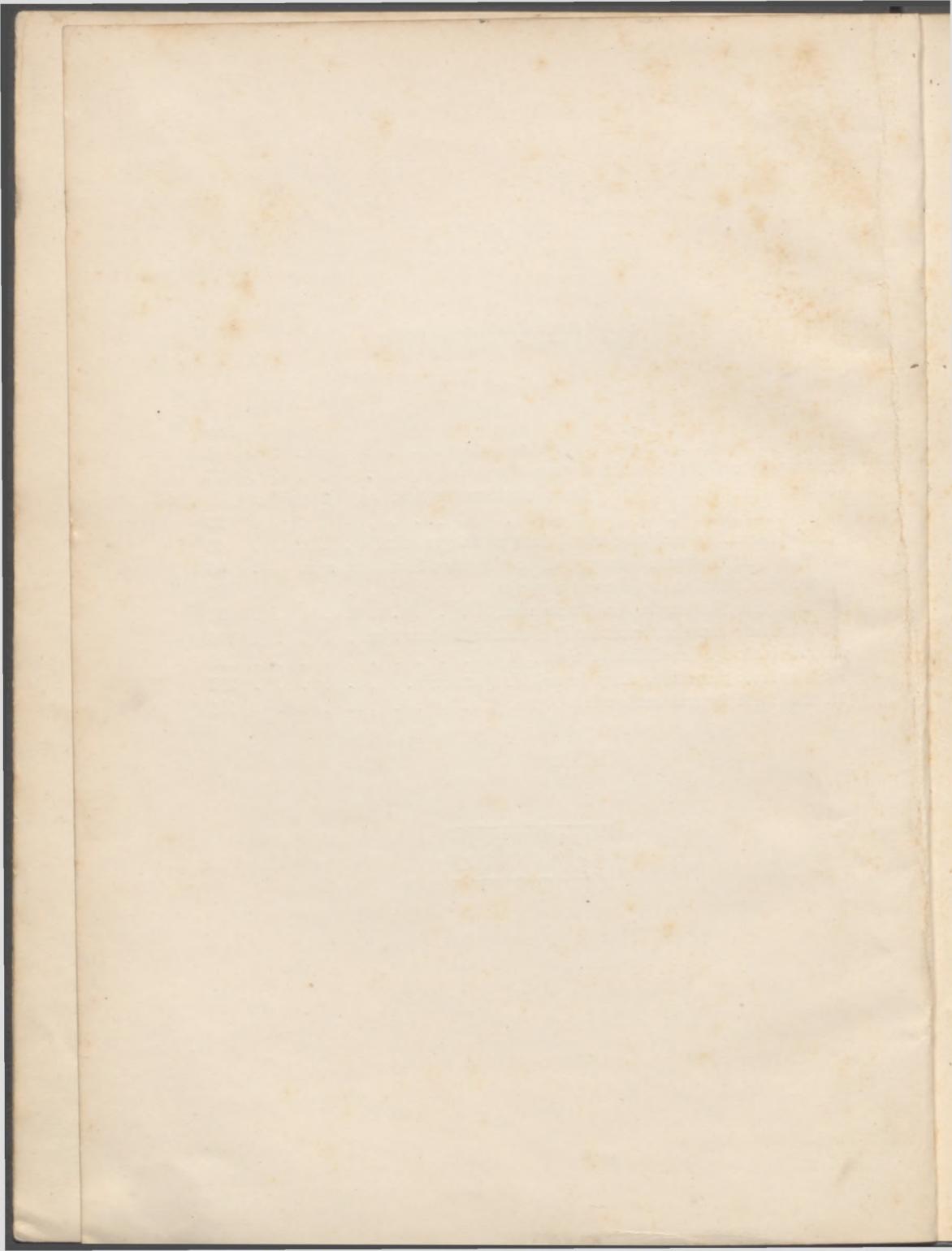
137.103  
II

## Inhaltsverzeichnis.

---

	Seite
1. Kapitel: Im Klub zu Tschifu usw. . . . .	1
2. Kapitel: Russische Mobilmachung usw. . . . .	17
3. Kapitel: Karl Hölscher wird Kriegskorrespondent auf japanischer Seite usw. . . . .	29
4. Kapitel: Wie man moderne Festungen belagert usw. . . . .	40
5. Kapitel: Vorbereitungen zum Sturm auf den Wolfsberg usw. . . . .	56
6. Kapitel: Moderner Festungskrieg usw. . . . .	72
7. Kapitel: Im Lazarett in Dalny usw. . . . .	91
8. Kapitel: Emersons amerikanische Bekanntschaften usw. . . . .	104
9. Kapitel: In der Blindage usw. . . . .	118
10. Kapitel: Japanische Angriffe auf die Forts usw. . . . .	132
11. Kapitel: Lazarettdienst usw. . . . .	151







## Erstes Kapitel.

Im Klub zu Tschifu. — Ein Wiedersehen. — Jugenderinnerungen. — Ein deutsches Kaufhaus in Ostasien. — Kaufmann und Zeitungsmann. — Kriegsaussichten. — Abfahrt von Tschifu. — Die russische Kreuzerflotte. — Port Arthur in Sicht. — Dschunken-Verkehr. — Eine werdende Stadt. — Einfahrt in den Hafen von Port Arthur. — Ein Bild voll Leben und Tätigkeit. — Die Landung. — Wiedersehen mit Gusti. — Deutsche Behaglichkeit in der chinesischen Fankse. — Der Weihnachtsabend in Port Arthur. — Ernste Erwägungen. — Geschichte Port Arthur's. — „Auf Wiedersehen am nächsten Weihnachtsfeste.“

Im Lesesaal des Klubs in Tschifu herrschte an einem Dezemberabend des Jahres 1903 feierliche Stille. Man hörte nur das Knistern des Holzes in dem großen Kamin. Der chinesische Diener schlich auf seinen Filzsohlen lautlos über den dicken Teppich des Zimmers, wenn er von den verschiedenen Tischen die Zeitungen und Zeitschriften zusammenholte, um sie in einem großen Regal zu ordnen.

Ein einziger Leser saß an dem großen runden Tische in der Mitte des Zimmers. Das Licht der elektrischen Lampen hob seine Figur und sein Gesicht scharf hervor: es mochte ein Mann im Anfang der Zwanziger sein. Sein blondes Haar, sein eigentümlich offenes Gesicht ließen auf einen Deutschen schließen. Er trug, wie in den englischen Klubs üblich, jetzt am Abend den Frackanzug und schien sehr eifrig mit dem Studium einer deutschen Zeitung beschäftigt.

Die dicke Portiere, welche den Lesesaal vom Schreibzimmer des Klubs trennte, wurde zurückgeschlagen, und ein zweiter junger Mann, wohl im gleichen Alter wie der schon anwesende, betrat das Zimmer. Mit einem stummen Kopfnicken dankte er für den demütigen Gruß des chinesischen Dieners. Dann ging er an das Zeitungsregal, um mit sicherem Griff ebenfalls eine deutsche Zeitung herauszuholen.

Mit dieser nahm auch er an dem großen runden Mittelstische Platz, nachdem er sich vor dem Fremden, der ihn einen Augenblick betrachtete, kurz verbeugt hatte.

Der Neuangekommene vertiefte sich sofort in seine Zeitung, sodaß er den anderen Anwesenden gar nicht beachtete. Dieser sah gespannt nach dem Gesicht des Neuangekommenen. Endlich sagte er:

„Sie verzeihen, wenn ich Sie störe. Sie sind ein Deutscher, wie es scheint. Eine auffallende Ähnlichkeit mit einem meiner Jugendfreunde veranlaßt mich, Sie anzureden. Mein Name ist Karl Höltscher.“

Der Angeredete sprang auf und sagte:

„Wie, Karl Höltscher? Bist du das, Karl?“

Auch Höltscher war aufgesprungen und rief:

„Du mußt Robert Geibel sein, ich erkannte dich bei deinem Eintreten, trotzdem zehn Jahre verflossen sind, seitdem wir uns nicht gesehen haben!“

„Ja, ich bin Robert Geibel und ich freue mich herzlich, dich wiederzusehen. Welch sonderbarer Zufall führt uns hier in Tschifu zusammen?“

Die Jugendfreunde reichten sich beide Hände und schüttelten dieselben, und der Augenblick des Schweigens, der eintrat, bewies, wie jeder mit der Bewegung in seinem Innern zu kämpfen hatte. Es ist keine Kleinigkeit, einen Jugendfreund viele tausend Kilometer entfernt von der Heimat unter so absonderlichen Umständen wiederzusehen.

„Seit wann bist du in Tschifu?“ fragte Robert.

„Seit vorgestern. Ich bin von Dalny mit dem Dampfer gekommen, habe mich im Hotel Beach (sprich Bietsch) einlogiert und bin gestern abend hier in den Klub eingeführt worden. Gestern habe ich den ganzen Tag geschlafen, und auch heute noch habe ich mich von den Strapazen der Fahrt auf der sibirischen Bahn erholt. Ich bin ohne Unterbrechung von Moskau bis Dalny gefahren.“

„Das macht mürbe!“ rief Robert lustig. „Ich kenne das. Ich habe die Fahrt zweimal gemacht. Das eine Mal, als ich nach Port Arthur kam, das andere Mal, als ich meine Schwester Gusti von Moskau abholte, um sie nach Port Arthur zu bringen.“

„Du bist in Port Arthur?“

„Ja, mein lieber Junge, ich bin in Port Arthur Angestellter

des großen deutschen Hauses Kunst & Albers. Ich bin nur geschäftlich in Tschifu für achtundvierzig Stunden. Morgen abend fahre ich mit dem Nachtdampfer wieder nach Port Arthur zurück.“

„Deine Schwester Gusti ist also hier?“ fragte Karl Höltscher.

„Und sie wird sich sehr freuen, dich wiederzusehen. Wir drei waren ja vor zehn Jahren unzertrennliche Spielkameraden. Gusti war jünger als wir, nahm aber an allen unseren Spielen teil. Sie war ein wildes Mädel, und du warst immer ihr Ritter und Beschützer. Es ist abgemacht, du fährst mit mir hinüber nach Port Arthur und verlebst bei uns das Weihnachtsfest. Übermorgen ist so wie so Weihnachten, was willst du hier anfangen? Du verbringst, wenn du allein bist, einen höchst melancholischen Abend. Hier im Klub geht alles nach englischer Manier, hier kennt man auch unsere herz-erhebende deutsche Weihnachtsfeier nicht.“

„Ich wollte eigentlich übermorgen mit dem Dampfer nach Schanghai,“ erklärte Karl Höltscher.

„Mußt du denn dort so pünktlich eintreffen?“

„Das nicht. Ich bin Vergnügungstreisender und es kommt mir schließlich auf eine Woche nicht an. Ich wollte mich aber noch für die Reise equipieren.“

„Das kannst du bei uns in Port Arthur mindestens ebenso gut,“ sagte Robert. „Wahrscheinlich aber kommst du billiger zu den Ausrüstungsgegenständen, denn ich werde mit meinem Chef sprechen und ihm mitteilen, daß du mein Jugendfreund bist, und wir werden dir wohl billigere Preise machen können als jedem andern. Du kannst bei uns alles haben, von der Nähnaedel bis zum Dampfschiffe. Du kannst bei uns Häuser, Zigarren, Dampfschiffe, Pferde, Briefpapier und Kanonen kaufen, es gibt nichts in der Welt, was wir nicht führen würden. Unser in ganz Ostasien bekanntes Geschäftshaus ist so recht die Verkörperung deutscher Arbeit und deutschen Fleißes. Von zwei Hamburgern erst vor einem Duzend Jahren gegründet, hat es jetzt in den ostasiatischen Hafenorten, in Sibirien, in den großen chinesischen Städten, wo Europäer wohnen, seine Filialen.“

„Ich möchte deiner Schwester und dir aber nicht gerade während der Feiertage lästig fallen.“

„Das sollst du auch nicht, lieber Freund. Wir haben eine sehr bescheidene Wohnung. Port Arthur ist nach dem Muster moderner

amerikanischer Städte, wie ein Pilz aus der Erde hervorgewachsen und noch in der Entwicklung begriffen. Ich habe mit meiner Schwester eine sehr bescheidene, kleine Wohnung in einem alten chinesischen Hause. Wir müssen warten, bis das für die Angestellten unserer Firma bestimmte Wohnhaus fertig ist, aber wir haben bereits einen Klub und ein Hotel für Geschäftsfreunde und Angehörige, und dort kannst du wohnen; aber den Weihnachtsabend verbringst du bei uns.“

„Einverstanden! Wie könnte ich schöner das Weihnachtsfest erleben als mit Jugendfreunden, die ich am allerwenigsten hier zu treffen vermutete.“

„Also abgemacht! Wir fahren morgen abend. Ich will nur eine Depesche an meine Schwester aufgeben, daß ich einen Jugendfreund mitbringe. Mag sie sich ein wenig den Kopf zerbrechen, wer dieser Jugendfreund ist. Die Überraschung ist dann für sie um so größer.“

Robert Geibel ging nach dem Schreibsaal, setzte die Depesche auf und schickte sie nach dem deutschen Postamt, dann kehrte er zu Karl Hölcher zurück.

„Nun laß uns ein wenig von der Vergangenheit plaudern und erzähle, wie es dir ergangen ist,“ sagte Robert.

„Als dein Vater gestorben war und du mit deiner Mutter und Schwester nach Hamburg zogst, haben wir uns ja noch einige Male geschrieben, aber schließlich hat unser Briefwechsel, wie das immer so geht, ein Ende genommen und wir haben einander wohl vergessen.“

„Mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, der uns nach Hamburg berief, um dort besser für uns sorgen zu können, hat mich auf eine Hamburger Schule gebracht, die ich noch drei Jahre besuchte. Dann bin ich in das Geschäft meines Onkels eingetreten und schließlich wurde ich, wie das in Hamburg so üblich ist, in die Fremde geschickt. In Hamburg gilt ja eine Fahrt nach Amerika so viel wie eine Landpartie im Binnenlande. Ich kam erst nach Newyork, von dort nach San Franzisko, dann bin ich nach Schanghai gegangen und dort habe ich eine Stellung bei Kunst & Albers bekommen, als sich Port Arthur unter der Herrschaft der Russen rapid zu entwickeln begann. Vor zwei Jahren ist meine Mutter gestorben. Ich hatte hier eine gute Position und war in der Lage, meine Schwester bei mir aufzunehmen. Auch Gusti war geneigt, sich einmal die Welt anzusehen. Wir konnten zusammen viel angenehmer und auch billiger

leben, als wenn wir an getrennten Orten uns aufhielten. Der Dunkel war krank und meist in einem Sanatorium, er war gern damit einverstanden, daß Gusti zu mir nach Port Arthur kam. Bis Moskau ist Gusti allein gefahren und ich fuhr ihr von hier bis Moskau entgegen.“

„Entschuldige, daß ich dich unterbreche,“ sagte Karl Hölcher, „aber es kommt mir ordentlich komisch vor, wenn du von den riesigen Entfernungen, um die es sich handelt, mit einer Gleichgültigkeit sprichst, als handle es sich immer nur um einen Kazensprung.“

„An die riesigen Entfernungen gewöhnt man sich, wenn man im Ausland ist. Du bist eben ein Binnenländer geblieben, während ich das Denken und Empfinden der Leute von der Wasserkante angenommen habe. Wenn du aber erst einige Monate unterwegs bist, so wirfst du dich schon an die kolossalen Entfernungen, von denen man spricht, als wäre das gar nichts, gewöhnen. Das Reisen erweitert eben den Blick, und in Ostasien sind die riesigen Entfernungen an der Tagesordnung. Nun aber erzähle, wie es dir gegangen ist. Als wir unsere schlesische Heimatstadt verließen, hatte dein Vater gerade eine kleine Zeitung gegründet.“

„Aus dieser kleinen Zeitung ist ein recht großes Unternehmen geworden. Unser kleiner Heimatsort ist aus einem Landstädtchen, dessen Bewohner fleißige Handwerker und kleine Ackerbauer waren, zu einem gewaltigen Industrieort geworden. Du wirst wohl gehört haben, daß man in unmittelbarer Nähe der Stadt gewaltige Lager von Ton entdeckt hat. Ziegeleien und Zementfabriken sind wie durch Zauber aus der Erde gewachsen, eine Menge anderer Industrien haben sich entwickelt, und aus dem kleinen Landstädtchen ist eine Stadt mit mehr als hunderttausend Einwohnern geworden. Die rapide Entwicklung des Ortes ist auch dem Unternehmen meines Vaters zugute gekommen. Aus dem kleinen Lokalblättchen ist eine Zeitung geworden, deren Einfluß sich weit über die Provinz erstreckt. Durch Ankauf einer anderen größeren Provinzzeitung hat mein Vater das Blatt noch erweitert, das sich heute zu den ersten deutschen Zeitungen zählen darf. Ich bin bis vor drei Jahren auf der Schule gewesen, habe mein Abiturientenexamen gemacht, dann auf der Universität studiert, doch mehr zu meinem Privatvergnügen, da ich ja das Zeitungsgeschäft meines Vaters übernehmen soll. Ich habe Kollegien über Staatswirtschaft und Literatur gehört und bin seit

einem Jahre praktisch in der Redaktion tätig gewesen. Mein Vater, der immer für Reisen geschwärmt hat, meinte, ich solle eine Reise um die Welt machen, damit ich meinen Horizont erweitere. Diese habe ich jetzt angetreten, und natürlich schreibe ich fleißig für unsere Zeitung Reiseberichte.“

„Ja, das Zeitungswesen hat eine große Zukunft. Die Bedeutung der Presse und der Zeitungen begreift man erst, wenn man im Auslande ist. Noch reicht das deutsche Zeitungswesen nicht an das englische heran, aber es macht doch riesenhafte Fortschritte. Es wundert mich nur, daß du nicht gleich von Dalny nach Port Arthur hinübergekommen bist. Port Arthur ist eine der interessantesten Städte am Gelben Meer.“

„Ich wollte auf der Rückreise eventuell Port Arthur besuchen.“

„Wenn es dann nur nicht zu spät ist.“

„Wie meinst du das?“

„Ich meine, daß es vielleicht in einigen Monaten nicht leicht sein wird, nach Port Arthur zu gelangen, weil die japanische Flotte vor der Stadt liegt und dieselbe bombardiert. Wir stehen hier vor einem Kriege, mein lieber Junge.“

„Sollte das wirklich wahr sein? Schon in Dalny und auch hier im Hotel habe ich derartige Äußerungen gehört, aber ich habe ihnen keinen Wert beigemessen. Ich habe mich vierzehn Tage in Petersburg aufgehalten und habe mich in Kreisen bewegt, die etwas von der Politik verstehen, denn ich hatte besonders gute Empfehlungen bei mir. In Petersburg lacht man über die Kriegsfurcht, die hier in Ostasien herrscht. Man ist überzeugt, daß Japan es nie wagen wird, Rußland anzugreifen, und selbst maßgebende Persönlichkeiten äußerten sich offen dahin, daß es für Rußland eine Spielerei sein würde, einen japanischen Angriff abzuschlagen.“

„Wir wissen es hier sehr wohl, daß man in Petersburg mit Blindheit geschlagen ist, aber wir unmittelbar am Gelben Meer können seit Jahren die Rüstungen der Japaner verfolgen; wir sehen seit Monaten die japanische Flotte gerüstet zum Angriff, und wir begreifen nicht, wie man sich in Petersburg derartig in Sicherheit wiegen kann. Vor allem täuscht man sich aber in Europa über die Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit der Japaner. Es handelt sich um ein Volk, von dem man blutwenig in Europa weiß, um eine Nation, die sich innerhalb dreißig Jahren vollständig umgewandelt

hat. Glaube mir, ich bin kein besonderer Freund der Japaner, ich bin eher ein Ruffenfreund, denn ich lebe unter russischer Verwaltung und habe viele gute Freunde unter den Russen, aber ich meine, leichtes Spiel werden die Russen mit den Japanern nicht haben, verlasse dich darauf. Das weiß man hier auch sehr gut, und deshalb begreift man um so weniger das Verhalten der maßgebenden Persönlichkeiten in Petersburg. Aber nun, mein lieber Freund, komm nach dem Speisezimmer, wir wollen gemeinschaftlich essen und bei einem guten Tropfen deutschen Weines das Wiedersehen feiern, das unter so sonderbaren Umständen stattgefunden hat.“

Vierundzwanzig Stunden nach dem Wiedersehen im Klub von Tschifu befanden sich Karl und Robert an Bord des Tourendampfers, der den Verkehr zwischen Tschifu und Port Arthur regelmäßig unterhält. Man verließ zur Abendstunde den Hafen von Tschifu. Es war kaltes, unfreundliches Wetter, ohne daß es fror. Eine halbe Stunde nach der Abfahrt begegnete der Dampfer einer japanischen Torpedobootflottille, die unter Führung eines Divisionsbootes rechtwinklig das Fahrwasser des Dampfers kreuzte. Diese außerordentlich raschen Boote mit ihren blendenden Lichtern kamen, fortwährend ihre brüllenden Sirenen ertönen lassend, angefahren wie eine wilde Jagd. Fast ebenso rasch, wie sie aufgetaucht waren, schienen sie wieder verschwunden.

„Tolle Kerle, diese Japaner!“ meinten die Passagiere an Bord, die aus aller Herren Länder zusammengewürfelt waren; „seit Monaten gondeln sie hier herum, man trifft sie zu allen Tages- und Nachtzeiten im Gelben Meer. Zu beneiden sind Mannschaften und Offiziere bei dem Wetter nicht.“

„Die Schiffe aber auch nicht,“ sagte ein russischer Marineoffizier, der mit an Bord war; „sie scheinen es darauf anzulegen, ihre Schiffe in Grund und Boden zu fahren. Sie kennen kein anderes Tempo als ‚Doppelte Kraft‘, und es wundert uns, daß ihre Maschinen überhaupt noch etwas aushalten. Dieses Herumjagen der Torpedoboot-Flotille ist die reine Renommage, im Ernstfalle würden sie es nicht wagen, derartig in der Welt herumzugondeln. Aber der Sieg über die Chinesen hat die Japaner größenwahnsinnig gemacht.“

Je weiter der Abend vorschritt, desto ungemüthlicher wurde der

Aufenthalt auf Deck, zumal ein sehr eindringlicher Sprühregen einsetzte. Die Passagiere zogen es vor, in ihre Kojen zu gehen, um bis zum Morgen zu schlafen. Karl und Robert hatten eine gemeinsame Kammer. Sie schliefen beide nicht besonders gut und bei Tagesanbruch waren sie angekleidet wieder auf Deck.

Es war ein herrlicher klarer Morgen, frisch und sonnig. Der Sturm hatte die Wolken verjagt; das Meer war noch bewegt, ohne der Fahrt des Dampfers große Hindernisse zu bereiten, und die Sonne verklärte Wasser und Himmel mit hellem Scheine.

Mächtige Rauchwolken erschienen am nordwestlichen Horizonte, dem auch der Dampfer zustrebte. Bald unterschied man eine Anzahl von Schiffskolossen, die mit großer Geschwindigkeit näher kamen. Wer ein Fernglas hatte, richtete es auf die Schiffe. Es waren acht russische Kreuzer, stolze, weiße Fahrzeuge, deren markanteste Linien blau gestrichen waren und sich um so schärfer von dem weißen Untergrunde abhoben. Das blaue Andreaskreuz im weißen Felde flatterte von dem Besanmast der Schiffe, von denen die meisten vier bis fünf hohe Schornsteine hatten, aus denen ununterbrochen die Rauchwolken emporstiegen. Die Schiffe fuhren in zwei parallelen Reihen, in Dwarz-Linie, wie der Seemann sagt, und boten einen prachtvollen Anblick. Unüberwindlich schien diese Flotte von acht mit den modernsten Hilfsmitteln ausgestatteten Kolossen.

„Das ist Rußlands Wacht am Gelben Meer,“ sagte Robert, der selbst stolz auf diese russischen Schiffe zu sein schien. „Aber du wirst im Hafen oder vielleicht noch vor dem Hafen die Schlachtschiffe sehen, die noch imposanter und großartiger sind. Wenn ich solch ein modernes Schlachtschiff heulend und fauchend daherkommen sehe, muß ich immer an die Riesentiere der Vorwelt denken, die wohl ähnlich in vorhistorischen Zeiten durch das Wasser dahinjagten. Jedes dieser Schiffe ist eine Festung mit vielen hundert Mann Besatzung, mit riesigen Geschützen, mit undurchdringlichen Panzern. Man kann es sich kaum denken, daß ein solcher Riesenbau jemals einem Feinde unterliegen sollte.“

Am nordwestlichen Horizont tauchte aus dem Meere allmählich eine geschlossene, langgestreckte, mit verschiedenen Spitzen und Kuppen versehene Felswand auf.

„Das ist Port Arthur,“ erklärte Robert dem Freunde. „Von hier aus sieht die Felswand vollkommen geschlossen aus. Um so

überraschender wirkt der Anblick, wenn sich vor dem ankommenden Schiffe diese Felsenwand gewissermaßen öffnet und sich die Einfahrt zeigt. Das drüben sind chinesische Dschunken. Es ist unglaublich, wie geschickt die Chinesen diese plumpen Fahrzeuge mit den Mattensegeln zu dirigieren wissen. Der Dschunkenverkehr zwischen Tschifu und Dalny einerseits und Port Arthur andererseits ist ein ganz riesiger. Da drüben siehst du ein paar Lastdampfer, die nach dem Hafen hineingehen oder herauskommen. Links unten am Horizont bemerkst du einige Rauchwolken. Das ist eine russische Torpedobootdivision, die übt. Du siehst jetzt schon überall Leben und Bewegung; das ist aber erst die Vorbereitung für den wunderbaren Anblick, den dir Port Arthur bieten wird. Nur auf eins möchte ich dich gleich aufmerksam machen; glaube ja nicht, daß du in eine Stadt kommst, welche fertig ist, in eine Stadt nach europäischen Begriffen. Port Arthur ist nicht an einer, sondern an hundert verschiedenen Stellen innerhalb der Bucht, welche die himmelhohen Berge umgeben, im Entstehen begriffen. Neben dem fertigen Palast findest du unbebaute Stellen mit sumpfigen Lachen und ungangbaren Löchern; neben der Villa im modernsten Stil die erbärmlichste Chinesenbude. Die Straßen sind schmutzig oder staubig, zum großen Teil ungepflastert, kurzum höchst primitiv, wie fast alles in Port Arthur. Neben diesem Primitiven, Unvollendeten aber gibt es großartige Einrichtungen, und das alles unvermittelt und ohne Übergang. Aber ein herzerfrischendes Leben und Treiben herrscht auf den vegetationslosen Abhängen der Berge, die den Hafen umgeben, und auf zum Teil sumpfigen Flächen, die sich zwischen dem Tiefwasser des Hafens und den Bergen dahinziehen und welche bei Hochwasser oft genug überschwemmt werden.“

Je näher man der Felswand kam, desto deutlicher unterschied man in ihr die Gliederung. Auf den Höhen sah man dunkle, langgestreckte, von scharfen Linien begrenzte Bauten. Es waren die Forts, welche drohend den Eingang zum Hafen bewachten. Bald unterschied man auch Batterien und besetzte Stellungen neben diesen Forts, und die ganze Felswand schien einen einzigen Festungsgürtel darzustellen. Dann sah man plötzlich einen Eingang in der Felswand, eine Einfahrt, die sich rasch verengerte. Von dem gewaltigen Berge rechts, dem sogenannten Goldenen Berge, drohten die Batterien und Forts; links winkte der Leucht-

turm auf der sogenannten Tigerschwanz-Halbinsel. Hinter ihm aber blühten aus Festungswerken die langen Rohre gewaltiger Geschütze.

Jetzt tat sich der innere Hafen auf. Rauch aus tausend Schloten von Dampfern und Fabriken verschleierte zum Teil das Bild und erhöhte doch seine Wirkung, denn in dem durchscheinenden weißgrauen Nebel erschienen alle Dimensionen noch riesiger. Tausendfältiges Arbeitsgeräusch, Klängen und Klirren, Achzen und Stöhnen von schweren Maschinen, Zurufe und hundertfältiges Hammergetöse vereinigten sich zu einem großartigen Konzert. Wohin man blickte, sah man Leben und Bewegung. Rechts im Osthafen und an der Altstadt lagen die Docks mit den Werkstätten, wo Tausende von Menschen in rastloser Tätigkeit hasteten und arbeiteten. Links die Neustadt bot dasselbe Bild des Lebens und ununterbrochener Tätigkeit. Man sah ganze Straßen, die nur aus Baugerüsten bestanden. Lokomotiven piffen, die Sirenen von Dampfern und kleinen Hafensbooten heulten, Schlepper jagten hin und her, eine ganze Flottille von Dschunken lag vor der Altstadt, und im Westhafen ruhten in doppelter Reihe, imposant wie schwimmende Paläste, die russischen Schlachtschiffe, wahrhaft Schrecken erregende Kolosse.

„Das ist großartig!“ konnte sich Karl nicht enthalten auszurufen; „ich hätte doch viel verloren, wenn ich das nicht gesehen hätte.“

„Du magst vieles im Leben vielleicht sehen, Großartigeres wirst du noch finden, aber Interessanteres wohl kaum. Hier siehst du eine Stadt vor deinen Augen sich entwickeln, und nicht nur eine Stadt, sondern eine gewaltige Festung, ein Arsenal, einen Flottenstützpunkt. Ich glaube wirklich, die Russen haben nicht unrecht, wenn sie behaupten: Port Arthur, die Warte am Gelben Meer, ist uneinnehmbar.“

Flache Boote, sogenannte Sampans, umschwärmten den einfahrenden Dampfer, sobald er über das Ende der Tigerschwanz-Halbinsel hinausgekommen war. Schon jetzt schrien die Kulis auf diesen Sampans den Passagieren gellend zu, um ihre Dienste anzubieten. An der Landungsbrücke drängten sich europäische Wagen, echt russische Droschkis, wie man sie in Warschau und Petersburg trifft, zweirädrige, von Kulis gezogene, für je einen Passagier bestimmte Wagen, sogenannte Rikschas, und Gepäckwagen. Hundert

Kulis stürzten sich mit Gewalt auf die Passagiere, um ihnen das Gepäck zu entreißen. Russische Polizisten hieben mit ihren Kantschus dazwischen, um einigermaßen Ordnung zu schaffen, und auch Robert, der mit dem Landesbrauch vertraut war, teilte ein paar energische Püffe aus, um einige Kulis zu veranlassen, das Gepäck Karls loszulassen.

Es war ein Wagen von Kunst & Albers da, auf den das Gepäck Karls geworfen wurde. Ein energisches Drängen, und die beiden Freunde saßen jeder in einem Ritscha, deren Kulis sich sofort in Trab setzten, um nach der Straße der Neustadt zu gelangen, wo sich die Wohnung Roberts und seiner Schwester befand.

Schon während dieser kurzen Fahrt hatte Karl Gelegenheit, die vorherigen Erklärungen Roberts bestätigt zu sehen. Bald führte der Weg über das prachtvollste großstädtische Pflaster, bald durch den Schmutz und die tiefen Löcher einer ganz ungangbaren Straße. Elende chinesische Karren zogen vorüber und wurden überholt von glänzenden Equipagen mit herrlichen Pferden und Vorreitern. Glanz, Pracht und raffiniertester moderner Luxus fanden sich unmittelbar neben Schmutz, Elend und Unkultur.

Das kleine Haus in der Neustadt, welches Robert Geibel mit seiner Schwester bewohnte, stand dicht neben einem modernen Prachtbau, einem russischen Verwaltungsgebäude. Es war eine einstöckige Chinesenhütte, eine sogenannte Fanse, die aber für europäischen Gebrauch eingerichtet worden war.

Mit einer gewissen Unruhe hatte Karl Hölcher der Begegnung mit Gusti Geibel entgegengesehen. Er hatte während der Überfahrt besonders des Nachts sehr oft an die Vergangenheit denken müssen. Es gab einmal eine Zeit, die lag jetzt zwölf Jahre zurück und Karl war damals ein wohlbestallter Quartaner gewesen, als er die Überzeugung hatte, es gäbe kein liebenswürdigeres und schöneres weibliches Geschöpf als Gusti Geibel. Der Quartaner Karl hatte es sich damals geschworen, daß niemand seine Frau werden solle als Gusti. In seinen Phantasien hatte sich der Knabe mit allerlei ritterlichen Taten beschäftigt, die stets Gusti Geibel zum Gegenstande hatten. Aus Feuersnot und Drachengefahr hatte er sie in seinen Phantasien errettet, und doch hatte er mit dem leichten Sinn der Jugend Gusti Geibel und deren Bruder bald vergessen, als sie erst einige Jahre entfernt von ihm lebten.

Als die Rikschas vor der Tür des Häuschens anhielten, in dem Robert Geibel mit seiner Schwester wohnte, sagte Robert:

„Ich habe meiner Schwester nur telegraphiert, daß ich einen Jugendfreund mitbringe, ich will doch sehen, ob sie dich sofort erkennt und wen sie vermutet hat.“

In demselben Augenblick erschien auf der Schwelle des Hauses eine ungefähr achtzehnjährige junge Dame. Karl Hölcher erkannte sofort Gusti Geibel, obgleich er sie als Kind zum letzten Male gesehen und jetzt eine Dame vor ihm stand.

Gusti schien freudig zu erschrecken und den Gast zu erkennen, denn sie rief laut: „Karl du?“ um dann plötzlich abzubrechen und zu erröten.

„Sie sind es, Herr Hölcher?“ fuhr Gusti verlegen fort. „Ich hatte nicht geglaubt, daß gerade Sie es sind, den Robert in Tschifu getroffen hat.“

„Ich denke, wir machen alle Angelegenheiten im Innern des Hauses ab,“ meinte Robert, der unterdes die Rikschakulis abgeloht hatte.

Wie gemütlich war es in dem einfach eingerichteten Wohnzimmer! Solche Behaglichkeit mit geringen Mitteln weiß nur die deutsche Frau zu schaffen. Alles war einfach, solide, unaufdringlich, und doch eigenartig. Wie sehr stach diese Wohnungseinrichtung ab gegen die schablonenmäßigen englischen Wohnungen, die Karl Hölcher auf seinen Reisen wiederholt gesehen und immer mit Schaudern wiedergefunden hatte. Es lag ein Hauch von Wärme, von Lebensfreude über diesem Zimmer und prägte sich auch in der so einfach gekleideten, schlanken Gestalt Gustis aus.

In dem kleinen Speisezimmer, das ebenso behaglich war wie das Wohnzimmer, stand ein Frühstück bereit, die Unterhaltung wollte aber während des Essens nicht recht in Gang kommen. Gusti und Karl waren etwas verlegen, Karl wußte nicht, wie er die Jugendfreundin ansprechen sollte. Sie hatte zuerst das vertrauliche „Du“ der Jugend ihm gegenüber angewandt, aber nur in der ersten Überraschung, dann war sie zu dem förmlichen „Sie“ übergegangen. Robert sagte deshalb ganz unvermittelt:

„Ich weiß nicht, was ihr für komische Leute seid! Warum sagt ihr euch denn auf einmal ‚Sie‘! Ihr habt euch doch früher

mit ‚du‘ angeredet, und wenn man zusammen von Kindesbeinen an aufgewachsen ist, dann gilt doch das ‚du‘ für das ganze Leben!“

Gusti warf dem Bruder einen unwilligen Blick zu und entgegnete:

„Das geht doch wohl nicht. Es hat sich in der Zeit so viel geändert, daß ich kaum annehmen darf, diese Vertraulichkeit wäre statthaft.“

Es gab darauf einen halb ernsthaften und halb lustigen Streit zwischen den drei Jugendfreunden, bis man sich dahin einigte, Gusti und Karl sollten „Sie“ zueinander sagen, aber sich dabei beim Vornamen nennen dürfen. Damit war ein Stein des Anstoßes und ein Hindernis der Unterhaltung beseitigt. Man begann jetzt eigentlich erst in Jugenderinnerungen zu schwelgen.

„Mir fallen alle meine Sünden ein,“ sagte Karl. „Gusti, ich bin Ihnen noch einen goldenen Kamm schuldig mit tausend Diamanten besetzt. Erinnern Sie sich noch, daß ich einmal beim Spiel Ihnen den Gummikamm, den Sie in den Haaren trugen, herausriß und auf die Erde warf, so daß er zerbrach. Damals weinten Sie und ich tröstete Sie, indem ich versprach: wenn ich erst groß sein würde, sollten Sie einen goldenen Kamm mit Diamanten haben.“

„Ich erinnere mich noch daran,“ sagte Gusti. „Ich habe in der darauffolgenden Nacht sogar von dem goldenen Kamm mit Diamanten geträumt.“

„Ich hätte ihn eigentlich mitbringen müssen,“ scherzte Karl, „aber in Tschifu vergaß ich darauf.“

„Ihr habt immer solche Heimlichkeiten gehabt und ihr wart eigentlich ein recht hochfahrendes Volk. Unter Gold und Diamanten hättet ihr es niemals getan,“ scherzte Robert.

„Du hast es auch nicht anders gemacht,“ meinte Gusti. „Du wolltest immer Präsident werden, wovon, das wußtest du nicht, aber der Titel hat dir gewaltig imponiert.“

„Ich habe auch meinen Willen erreicht! Ich bin Präsident, nämlich bei unserm hiesigen deutschen Regellklub. Das genügt mir. Glücklicherweise der Mensch, der das erreicht hat, was er sich vorgenommen!“

„Mögen wir immer das erreichen, was wir als unser Ziel und unser Ideal betrachten,“ sagte Karl Hölcher und stieß mit

Gusti an. Er sah sie dabei so eigentümlich an, daß Gusti wieder errötete und eine Zeitlang sich nicht an der Unterhaltung beteiligte.

Am Nachmittag besichtigte Karl das große Warenhaus von Kunst & Albers und einen Teil der Stadt. Abends war er noch allein auf eine Stunde im Hotel Nikobadze, der besten Unterkunftsstelle in Port Arthur, dann ging er frühzeitig im Klubhause von Kunst & Albers, wo er Wohnung gefunden hatte, zur Ruhe.

Der nächste Tag war der 24. Dezember. Am Abend sollte nach altem deutschen Brauch die Feier im Hause der Geschwister Geibel stattfinden. In Port Arthur merkte man von dem Herannahen des Weihnachtsfestes nichts. Der russische Kalender geht ja um dreizehn Tage gegen den Kalender der anderen Nationen nach.

Karl Hölcher lief in der Stadt herum, um Geschenke einzukaufen. Neben einem erbärmlichen Branntweinladen, vor dem ein chinesischer Wirt stand, war ein strahlendhelles Juweliergeschäft. Hier erstand er für Robert einen Ring und für Gusti einen goldenen Haarkamm.

Als er ihr am Abend das Geschenk überreichte, erklärte er lachend, ein Teil seines Jugendversprechens sei nun eingelöst, die Diamanten würde er nächstens nachliefern, und als er fragte, ob er wiederkommen dürfe, wenn seine Reise zu Ende sei, gab ihm Gusti errötend dazu die Erlaubnis.

Der Tannenbaum war nur ein künstlicher. Er war in zusammengelegtem Zustande aus Europa gekommen. Sein Stamm bestand aus braungestrichenem Eisen und die eingesetzten Äste aus Draht mit künstlichen Nadeln. Aber er strahlte so hell wie der Tannenbaum in der Heimat, und als Gusti sich an das Klavier setzte und sie die alten deutschen Weihnachtslieder sangen, jene einfachen Melodien, die seit unserer Kindheit das Herz uns rührten, zog die alte echte Weihnachtsstimmung in das kleine chinesische Haus in Port Arthur ein.

Die Straße entlang taumelten singend und schreiend betrunkene russische Muschiks, von der Hafeneinfahrt her donnerten die Kanonen, daß das Häuschen in seinen Grundfesten erzitterte. Die russische Flotte hielt eine Nachtübung ab, aber da drinnen in dem Hause war Weihnachtsfrieden und feierliche Stimmung.

Der Donner der Geschütze, der bis tief in die Nacht hinein

erklang, brachte das Gespräch auf die Zukunft. Auch Gusti wußte, daß ein Krieg vor der Tür stand.

„Wo werden wir das nächste Jahr Weihnachten feiern!“ fragte sie den Bruder. „Ob hier in Port Arthur?“

„Das weiß der Himmel,“ meinte Robert. „Aber jedenfalls brauchst du dir keine Sorge zu machen, liebe Schwester. Wir ersten Angestellten von Kunst & Albers hatten heute eine Konferenz mit dem Chef der Filiale. Sollte der Krieg plötzlich ausbrechen, so wird das hiesige Warenhaus geschlossen und das Personal wird auf Kosten der Firma sofort aus der Stadt gebracht. Wir werden auf die verschiedenen anderen Filialen verteilt. Ich bin zum Beispiel nach Blagowjestschensk am Amur bestimmt. Dort wären wir während des Krieges weit vom Schuß. Die Firma hat auch erklärt, daß sie allen Schaden, der an den Habseligkeiten ihrer Angestellten in Port Arthur während der Belagerung geschieht, ersetzen will.“

„Mir fällt ein Stein vom Herzen!“ rief Karl Hölscher, „während der Stunden, die ich in Port Arthur bin, hat mich immer der Gedanke gequält, was aus euch wird, wenn es zum Kriege kommt und Port Arthur eine Belagerung auszuhalten hat. Nun weiß ich wenigstens, daß ihr euch in Sicherheit bringen könnt. Die Japaner würden die Stadt wohl nicht auf einmal zur See und zu Lande angreifen können, auf einem Wege wird euch doch immer die Möglichkeit bleiben, euch aus der Stadt zu entfernen.“

„Wenn es überhaupt zu einer Belagerung kommt,“ meinte Robert Geibel. „Port Arthur gilt für uneinnehmbar. Du mußt dir einmal morgen oder übermorgen noch einen Teil der Landbefestigungen ansehen, soweit dieselben zugänglich sind. Nach der Landenge von Tjingtau zu, ist Port Arthur noch stärker befestigt als nach der Seeseite. Auch Ausländer, die hier waren und mit denen ich sprach, meinten, die Festung sei nicht zu nehmen, sie könnte höchstens ausgehungert werden. Es sollen aber kolossale Mengen von Proviant in den letzten Jahren in Port Arthur aufgehäuft sein. Schon die Chinesen, welche die Festung mit Hilfe deutscher Ingenieure im Anfange der achtziger Jahre anlegten, richteten bombensichere Magazine für Proviant und Kriegsmaterial ein. Als 1894 die Japaner dann Port Arthur eroberten, verstärkten sie die Festung und auch die Magazine. Sie haben damals Millionen für die Stadt ausgegeben, und es kränkte sie deshalb nicht wenig,

daß sie inolge des Friedensschlusses, bei dem die europäischen Großmächte mitsprachen, die Festung an die Russen ausliefern mußten. Das haben sie auch den Russen niemals vergessen, und schon allein um Port Arthurs willen sollen sie bereit sein, den gefährlichen Krieg gegen Rußland zu unternehmen.“

„Woher kommt eigentlich der Name Port Arthur?“ fragte Gusti. „Es ist doch weder ein chinesisches noch ein russisches Name?“

„Das Fleckchen Land, auf dem wir leben,“ antwortete Robert, „hat schon wiederholt seine Besitzer gewechselt. 1857 während des Krieges, den China gegen die vereinigte englisch-französische Flotte führte, kam ein englisches Kriegsschiff in die Bucht von Port Arthur, und da dem Kommandanten der Hafen sehr gut gefiel, hißte er hier die englische Flagge. Der Kommandant des englischen Kriegsschiffes hieß William Arthur, und nach ihm bekam der Hafen den Namen Port Arthur. Nach dem Friedensschluß von 1860 mußte der Hafen wieder an China zurückgegeben werden. Er behielt aber seinen Namen bis auf den heutigen Tag. Chinesisch hieß der Ort allerdings Tschunko und Port Arthur ist eigentlich zum Schutze von Peking von den Chinesen angelegt worden.“

„Wenn das Glück gut ist,“ erklärte Karl, „dann feiere ich das nächste Weihnachtsfest doch wieder mit euch in Port Arthur.“

„Willst du denn deine Reise so weit ausdehnen?“ fragte Robert.

„Selbst wenn ich meine Reise vollendet haben und wieder nach Europa zurückgekehrt sein sollte, werde ich doch zum nächsten Weihnachtsfeste wieder in Port Arthur bei euch sein. Ich komme auf jeden Fall, ich habe besondere Gründe, hierher zu kommen.“

Robert sah etwas erstaunt drein, aber Gusti ahnte, was der Jugendfreund meinte. Das Gespräch drohte eine Wendung zu nehmen, die dem jungen Mädchen Verlegenheiten bereitete, sie fragte daher:

„Und wie ist Ihr weiterer Reiseplan, Karl? Wohin gehen Sie von hier aus?“

„Ich will vorläufig nach Tschifu zurück, dann nach Tsingtau, um mir einmal die deutsche Kolonie anzusehen und für unser Blatt einen Bericht darüber zu schreiben. Dann will ich nach Schanghai und Hongkong, von dort nach Singapore und dann in einer Tour bis nach der südlichen Hauptstadt von Australien, nach Adelaide. Dann gehe ich nach Sidne, mache einige Ausflüge in das Innere

und will dann die Samoa-Inseln besuchen. Von Apia gehe ich nach Honolulu und von dort nach San Franzisko. Ich werde mich dann entschließen, ob ich über Land nach New York fahre und von da aus die Heimreise über den Atlantischen Ozean antrete oder ob ich von San Franzisko wieder nach Yokohama und von da aus über Port Arthur oder Dalny mit der sibirischen Bahn nach Hause reise. Auf jeden Fall aber auf Wiedersehen am nächsten Weihnachtsabend!"

Während draußen die Kanonen donnerten, stießen die drei jungen Leute auf das Wiedersehen am nächsten Weihnachtsabend an.

## Zweites Kapitel.

Russische Mobilmachung. — In Station Mandschuria. — Wilde Kriegsgerüchte. — Die russische Flotte in Port Arthur überfallen. — Neue Angriffe der Japaner. — Ein gefährlicher Auftrag. — Mit der 2. Torpedoboots-Division. — Auf dem „Retšitelny“. — Admiral Makarow die Hoffnung und der Stolz der russischen Flotte. — „Nummer 3 zum Refognoszieren vor!“ — Die japanischen Torpedoboote in Sicht. — Der Kampfesmut der Russen. — „In Echelons vom rechten Flügel!“ — „Mit voller Kraft auf die Mitte des Feindes!“ — Im Durcheinander des Kampfes — Schreckliche Verluste. — Der „Retšitelny“ in höchster Gefahr. — Das Divisionsboot kommt zu Hilfe. — Rückzug der Russen. — Robert Geibel schwer verwundet. — Zwischen Leben und Tod. — Die Japaner bombardieren Port Arthur. — Japanische Brandangriffe. — Vorbereitungen zur Abreise. — Die erste Ausfahrt des Genesenden. — In der Batterie auf dem Goldnen Berge. — Die russische Flotte macht einen Ausfall. — Der „Petropawlowsk“ mit Admiral Makarow fliegt in die Luft.

Gegen Ende Januar 1904 war die Spannung zwischen Japan und Rußland so stark geworden, daß man, wenigstens in Ostasien, nicht mehr an dem Ausbruch des Krieges zweifelte. In Rußland schien man noch immer zu glauben, es werde möglich sein, die Japaner durch diplomatische Verhandlungen noch längere Zeit hinzuhalten. Trotzdem rüstete Rußland in den letzten Tagen des Januar und die sibirische und mandschurische Bahn waren derartig mit Truppentransporten und mit Zügen, welche Munition und Kriegsmaterial brachten, überfüllt, daß es mit dem Privatgüterverkehr sehr schlimm stand. Noch gingen allerdings die sibirischen Expresszüge für den Personenverkehr.

Auch das Warenhaus von Kunst & Mbers geriet in Verlegenheit, weil die Sendungen aus Rußland nicht mehr prompt eingingen. Dabei waren gewisse Bedürfnisse in Port Arthur außerordentlich im Preise gestiegen und die Warenvorräte gingen zu Ende.

Robert Geibel erhielt von seinem Chef den Auftrag, sich nach Station Mandschuria zu begeben, wo die sibirische Bahn in die mandschurische Bahn einmündet, um dafür zu sorgen, daß eine Anzahl von Wagen, die dort standen und nicht weiter konnten, endlich nach Port Arthur befördert wurden.

Die Passagiere des Luxuszuges, der von Port Arthur über Mukden und Charbin bis Mandschuria ging, sahen, daß es ernst wurde mit dem Kriege. Jede Station hatte sich in einen Waffenplatz verwandelt, überall passierte man Züge mit Truppentransporten, ganze Züge mit Artillerie, hochbeladene Wagen mit Proviant, Fourage und so weiter.

In Mandschuria herrschte ein tolles Durcheinander. Auf der Station waren sämtliche Geleise derartig mit Wagen vollgepfropft, daß kaum die Luxuszüge, welche täglich durchgingen, Platz fanden. Die Beamten auf der Station schienen in Folge der Überfüllung mit Wagen und des riesenhast angewachsenen Verkehrs vollständig den Kopf verloren zu haben. Robert Geibel griff energisch ein, soweit er konnte, sparte an Trinkgeldern nicht und hatte die Genugtuung, schon nach wenigen Tagen sämtliche Wagen, welche Sendungen für seine Firma enthielten, weiterpediert zu sehen. Es war zu hoffen, daß dieselben, wenn auch mit Verspätung, so doch in absehbarer Zeit in Port Arthur ankommen würden. Wie ein Telegramm seiner Chefs meldete, waren aber von Irkutsk her neue Transporte unterwegs. Robert sollte deshalb in Mandschuria bleiben, um auch diese Transporte schleunigst durch die Station hindurchzubringen.

Auch diesen zweiten Auftrag führte Robert glücklich aus, und am 8. Februar 1904 konnte er die Rückreise nach Port Arthur antreten. Der Zug ging an jenem Tage bis Mukden und übernachtete dort. Die Passagiere hielten ihre Nachtruhe im Schlafwagen. Sie wurden in frühester Morgenstunde durch große Unruhe, auf dem Bahnhofe, der sich außerhalb der Stadt befindet, geweckt. Etwas Besonders mußte geschehen sein. In der Tat war am 9. Februar früh die Nachricht eingetroffen, daß in der Nacht die japanische Flotte

die russische Flotte vor Port Arthur überfallen und schwer beschädigt habe.

Der Zug ging erst mit zweistündiger Verspätung ab, und während dieser Zeitspanne lernten die Passagiere, besonders diejenigen, die, wie Robert, an den Ereignissen in der Stadt Port Arthur und deren Einwohnern interessiert waren, alle die Qualen kennen, welche bei Beginn eines großen Krieges durch falsche Nachrichten und übertriebene Gerüchte entstehen. Schon ehe man abfuhr war die Nachricht verbreitet, die russische Flotte sei fast vollständig vernichtet, die Japaner bombardierten Port Arthur und wahrscheinlich würden sie am nächsten Tage schon den Sturm wagen. Dann hieß es, der Zug könne überhaupt nicht mehr nach Port Arthur, die Japaner seien auf der Halbinsel Liautung gelandet.

Robert Geibel war außer sich. Wenn sich die Gerüchte bestätigten, dann war seine Schwester allen Schrecken eines Bombardements in Port Arthur ausgesetzt und er war nicht einmal in der Lage, zu ihr zu eilen und ihr zu helfen. Dann aber kam wieder die Nachricht, die Japaner hätten fast gar keine Erfolge vor Port Arthur errungen; sie seien mit schweren Verlusten von der russischen Flotte zurückgetrieben worden und die Bahn nach Port Arthur sei frei.

Der Zug fuhr auch ab und kam unbehelligt nach Port Arthur. Hier waren die Passagiere endlich in der Lage, festzustellen, was an den Gerüchten Wahres gewesen war, und konnten sich davon überzeugen, mit welcher ungeheuerlichen Übertreibungen Gerüchte bei Beginn eines Krieges auftauchen. Einige Schiffe der auf der Reede von Port Arthur liegenden russischen Flotte waren allerdings durch den überraschenden Torpedoangriff der Japaner beschädigt worden, und der „Retwisan“ lag, auf den Strand gesetzt, nahe der Hafeneinfahrt. Die anderen Schiffe aber waren, wenn auch zum Teil mit großen Beschädigungen, glücklich in den inneren Hafen gekommen.

Robert fand trotzdem seine Schwester in nicht geringer Aufregung, denn die Nacht, in welcher die Japaner die russische Flotte vor Port Arthur überfielen, war natürlich voll Schrecken und Graus auch für die Zivilbevölkerung der Festung gewesen.

Als Robert sich bei seinem Chefs meldete, wurde seine Tätigkeit rühmend anerkannt und ihm ein mehrtägiger Urlaub erteilt, um

sich von den Strapazen seiner Reise zu erholen. Unter der Hand teilte man ihm mit, er solle sich fertig zur Abreise machen, denn sobald die Japaner dazu übergingen, Port Arthur zu Lande abzuschneiden, sollten die gesamten Beamten von Kunst & Ubers, wie bereits verabredet, die Festung verlassen.

Die Aufregung in Port Arthur verminderte sich nicht, denn in der Nacht zum 14. Februar machten die Japaner neue Torpedobootangriffe, welche indes durch die Wachsamkeit der russischen Torpedoboots-Division und der Wachtschiffe vereitelt wurden. Man bereitete sich aber in Port Arthur schon auf die Belagerung vor.

Am 18. Februar wurde Robert in das Kontor seiner Chefs gerufen und fand hier einen russischen Offizier, eine imposante Gestalt mit eigentümlich scharfem Gesichtsschnitt und raubvogelartig hellen Augen. Dieser Offizier war der General Stössel, der Kommandant der Festung, welcher jetzt unermüdlich tätig war, um sich auf eine Belagerung vorzubereiten.

„Sie müssen nach Dalny,“ sagte einer der Chefs zu Geibel, „wir haben dort dreitausend wollene Decken liegen, welche für die Lazarette in Port Arthur gebraucht werden. Zu Lande können Sie nicht mehr hin, man fürchtet, daß der Transport auf der Eisenbahn nicht mehr sicher in die Festung gelangt. Der Herr General teilt uns aber mit, daß eine Torpedoboots-Division morgen früh nach Dalny hinübergeht, welche gleichzeitig eine Refognoszierungsfahrt gegen die Japaner machen soll. Wollen Sie mitfahren, so können Sie in Dalny landen, können die Decken auf die Torpedoboote bringen lassen und sind dann übermorgen abends wieder hier in Port Arthur. Wir können Ihnen jedoch nicht verhehlen, daß die Fahrt gefährlich ist, und wir können Sie nur mit dem Auftrage betrauen, wenn Sie sich freiwillig zur Übernahme desselben entschließen.“

Robert zögerte nicht einen Augenblick zu erklären:

„Ich bin selbstverständlich bereit, den Auftrag auszuführen. Wo habe ich mich zu melden?“

„Seien Sie morgen früh im Kriegshafen,“ sagte General Stössel, „melden Sie sich bei dem Kommandanten der zweiten Torpedoboots-Division. Derselbe wird über Ihre Mission unterrichtet sein und Ihnen sagen, auf welches Torpedoboot Sie sich zu begeben haben.“

Um Gusti nicht zu beunruhigen, sagte ihr Robert, er mache

eine Fahrt nach Dalny, und zwar mit der Eisenbahn. Gusti wußte, daß die Fahrt trotzdem nicht ungefährlich war, aber sie sagte sich, daß ihr Bruder auch in schlimmen Zeiten seine Pflicht erfüllen müsse, wenn er ein ehrlicher Beamter seiner Firma gegenüber bleiben wolle.

Als sich früh um sechs Uhr, noch vor Sonnenaufgang, Robert im Kriegshafen meldete, wurde ihm mitgeteilt, er habe sich an Bord des Torpedoboots „Ketschitelny“ zu begeben und sich bei dem Kommandanten desselben, von Solden, zu melden.

Kapitän-Leutnant von Solden war natürlich ein Deutscher, wie der beste Kern des Marineoffizierkorps in Rußland immer aus Deutschen bestanden hat. Der Kommandant saß in seiner Kabine und bei ihm sein Offizier Sadarow, den Robert bei dieser Gelegenheit gleich kennen lernte. Die Herren hatten soeben erst ihren Morgentee getrunken, aber schon erschien der Diener des Kapitän-Leutnants und brachte eine geöffnete Flasche Champagner.

„Sie kommen zu guter Stunde,“ jagte von Solden zu Robert, „Sie finden nicht nur uns, sondern alle Offiziere der Flotte in freudigster Aufregung. Admiral Makarow ist gestern in Port Arthur eingetroffen und hat das Kommando über die Flotte übernommen. Jetzt sollen die Japs einmal sehen, was geschieht. Admiral Makarow ist da, das heißt, wir haben in seiner Person zehn Schiffe mehr. Trinken Sie mit mir, meine Herren, auf das Wohl des Admirals Makarow und auf das Waffenglück der russischen Flotte!“

Aus den begeisterten Äußerungen des Kapitänleutnants und des Leutnants Sadarow erfuhr Robert, Admiral Makarow sei einer jener Männer, deren Namen allein schon genügt, um ihre Untergebenen vom höchsten Offizier bis zum letzten Mann mit Tapferkeit und Siegeszuversicht zu erfüllen.

„Seit gestern Abend, seitdem Admiral Makarow seinen Fuß auf den Boden von Port Arthur gesetzt hat, kommt ein anderer Geist in unsere Flotte. Schon das Auslaufen unserer Torpedoboots-Division heute geschieht mit neuen Befehlen des Admirals. Wir gehen nach Dalny, machen aber eine Rekognoszierung nach Süden, und Gott gebe, daß wir an den Feind kommen. Unsere Mannschaften sind voll Kampfesmut und brennen vor Begierde, die Scharte, die uns durch den Überfall vom 9. Februar zugefügt worden ist, wieder auszuweken. Nun hat die japanische Herrlichkeit ein Ende

und der japanische Admiral Togo wird bald sehen, daß er seinen Meister an unserem Makarow findet.“

Unwillkürlich ging etwas von der Siegeszuversicht und der freudigen Erregung der Offiziere und Mannschaften der russischen Flotte auch auf Robert Geibel über.

Gegen sieben Uhr morgens lief die Torpedoboots-Division, bestehend aus dem Divisionsboot und sechs Torpedobooten, unter ihnen der „Ketschitelny“, aus dem Hafen von Port Arthur aus. Sie passierten das Wachtschiff, welches signalisierte, daß vom Feinde nichts zu sehen sei, gingen dann an der Küste entlang nach Westen und bogen hierauf nach Norden ab, bis in die Nähe der Halbinsel, welche, sich von Westen nach Osten erstreckend, umfahren werden mußte, wenn man nach Dalny hineinwollte.

Natürlich fuhr die Torpedoboots-Division mit großer Aufmerksamkeit. Ein Duzend der besten Ferngläser waren beständig auf den südlichen und östlichen Horizont gerichtet, um etwaige Rauchwolken der japanischen Flotte zu entdecken. Gegen Mittag signalisierte das Divisionsboot:

„Rauchwolken am Horizont, Nummer 3 zum Rekognoszieren vor!“

Die Nummer 3 der Torpedoboots-Division hatte der „Ketschitelny“. Sofort sprang der Maschinentelegraph auf „Voll dampf voraus!“ und mit äußerster Geschwindigkeit fuhr der „Ketschitelny“ nach Südosten, während die Torpedoboots-Division ihm langsam folgte.

Der „Ketschitelny“ machte eine vorzügliche Fahrt, seine Maschinen und die ganze Ausrüstung waren in ausgezeichnetem Zustande. Nach halbstündigem Fahren durch die Wogen, welche rechts und links hoch aufschäumten und zum Teil das Vorderdeck des Torpedoboots überschwemmten, unterschied man sechs einzelne Gruppen von Rauchwolken unten am Horizonte. Der „Ketschitelny“ verminderte seine Fahrt und Kapitän von Solden konnte nach einer weiteren Viertelstunde feststellen, daß die herannahenden sechs Schiffe eine japanische Torpedoboots-Division seien. Die Nachricht wurde an das Divisionsboot signalisiert und von diesem kam das Signal: „Näherkommen des Feindes abwarten, dann zurück zur Division!“

Natürlich hatten auch die Japaner die russischen Torpedoboote,

wenigstens deren Rauchwolken gesichtet und wußten, wen sie vor sich hatten. Die Rauchwolken, die aus den Schloten der japanischen Torpedoboote drangen, wurden dichter und dunkler. Auch auf dem „Retſchitelny“ merkte man, daß die Japaner mit „Wolldampf vor=aus!“ sich dem Feinde näherten.

Bald unterschied man die vier Schornsteine auf jedem der außerordentlich großen japanischen Torpedoboote, die an Gefechts=wert entschieden den russischen überlegen waren. Nicht nur waren die japanischen Torpedoboote fast doppelt so groß als die russischen, sondern ihre Armierung war auch viel stärker. Sie hatten zum Beispiel zwölfzöllige Schnellfeuerkanonen, während die Russen nur über sechszöllige verfügten. Allgemeingut der russischen Flotte und Armee ist aber stets hervorragende Tapferkeit und Kaltblütigkeit dem Feinde gegenüber gewesen. Das, was Rußland in dem Kriege, der jetzt begann, leider so sehr fehlen sollte, waren tüchtige Führer, sowohl zu Lande als zur See.

Obwohl man wußte, daß man es mit einem überlegenen Feinde zu tun hatte, brachen Offiziere und Mannschaften in ein betäubendes Urra=Geschrei aus, als die japanische Torpedoboote=Division die ersten Schüsse auf den „Retſchitelny“, der sie erwartete, abfeuerte. Erst als die japanischen Granaten rechts und links vom „Retſchitelny“ ins Wasser klatschten, ließ Kapitän=Leutnant von Solden das Boot wenden und nun in rascher Fahrt zur Division zurückkehren.

Auch der Divisionskommandant der Russen war entschlossen, den Kampf mit den Japanern aufzunehmen, und dampfte mit voller Kraft dem Feinde entgegen. Der „Retſchitelny“ fuhr auf das Kommando des russischen Divisionärs:

„In Echelons vom rechten Flügel!“

auf den ihm zugehörigen Platz, und in staffelförmiger Fahrordnung jagten die russischen Boote den Japanern entgegen. Unmittelbar bevor das Feuergefecht begann, signalisierte das russische Divisions=boot noch einmal:

„Mit voller Kraft auf die Mitte des Feindes!“

Gerade als das Antwortsignal „Verstanden!“ am Signalmast des „Retſchitelny“ emporging, kamen die ersten japanischen Granaten auf das Deck gesaußt und schlugen durch das Oberdeck bis in die Batterie, zwei Mann am Revolvergeschütz zerreißen. Leutnant

Sadarow stürzte nach der Batterie, um die Ordnung wiederherzustellen, und Kapitän-Deutnant von Solden rief Robert zu:

„Begeben Sie sich unter Deck, Sie können als Zivilist nicht während des Gefechts hier oben bleiben.“

Die Batterie auf dem „Netschitelny“ bestand aus vier Revolvergeschützen, zwei auf jeder Seite, von denen jedes durch eine große viereckige Öffnung feuern konnte. An jedem Geschütz standen drei Matrosen. Nummer eins drückte sich den Kolben des Revolvergeschützes in die Schulter und zielte, Nummer zwei reichte Munition zu, Nummer drei warf die Patrone, bestehend aus der Blechhülse mit Pulverladung und der darauf befestigten Granate in das Revolvergeschütz hinein. Das Feuern ging so schnell, daß es eine Maschine nicht rascher hätte machen können. Taktmäßig wie bei einer Dampfmaschine hörte man das dreimalige Geräusch, welches ungefähr sich anhörte wie: „Klick, Klick, Klack“, dann erfolgte der Schuß. Die Nummer eins jagte so rasch wie möglich die Schüsse aus der Revolverkanone in die Rippen der japanischen Torpedoboote, während die Geschosse der russischen Maschinenkanonen auf Deck über die Decks der japanischen Boote segten. Aber auch die japanischen Revolvergeschütze antworteten, und in dem Augenblick, in dem die russischen Torpedoboote durch die Linie der Japaner brachen, gab es ein so fürchterliches Durcheinander von Schüssen, von explodierenden Granaten, von klingendem Eisen, von Pulverdampf, Flammen, Geschrei und Gerassel, daß Robert fast den Verstand verlor. Sein Gehirn war gar nicht fähig, sämtliche Eindrücke auf einmal aufzunehmen. Sein Blick hing wie gebannt an der vordersten der Steuerbord-Revolverkanonen, und hier sah er die erste japanische Zwölfzoll-Granate einschlagen. Sie traf die Nummer eins des Revolvergeschützes und riß sie mitten auseinander. Der Ober- und Unterkörper des pflichtgetreuen Mannes flogen nach hinten und kollerten über den Boden weg. Ein anderer Mann trat an seine Stelle, drückte sich den Kolben des Revolvergeschützes in die Schulter und feuerte so rasch er konnte.

Durch die Luke sah Robert jetzt dicht neben dem „Netschitelny“ an Steuerbord ein japanisches Torpedoot, das sein Feuer auf den „Netschitelny“ richtete. Heißer Dampf und Feuer fuhren aus den japanischen Geschützen bis in die Batterie des „Netschitelny“ hinein, drei Granaten schlugen auf einmal durch die Vorderpforten!

Das Revolvergeschütz, die Mannschaften, der explodierende Patronenkasten bildeten ein einziges wüstes Durcheinander. Auch Robert wurde von dem Luftdruck zu Boden geworfen. Eine Welle warmen Blutes flutete über sein Gesicht und der Geruch dieses Blutes, das von den frisch Getöteten und den noch immer durcheinander stürzenden und purzelnden Sterbenden kam, war so abscheulich für ihn, daß es ihn auftrieb und veranlaßte, an Deck zu stürzen.

Grauenhaft sah es hier oben aus. Zur Rechten und Linken des „Ketschitelny“ lagen japanische Torpedoboote, die augenscheinlich im Begriff waren, das russische Boot zu entern. Die Kommando-Brücke war fortgesetzt, das Deck überschwemmt mit Blut, Tote und Sterbende lagen auf demselben; aber verzweifelt wehrten sich die Russen. Drei Japaner sprangen von dem einen Boote von Backbord her auf den „Ketschitelny“ und wurden augenblicklich niedergemacht.

Das russische Divisionsboot kam mit vollem Dampf wie ein wütend gewordenes Tier heran und rammte das eine der japanischen Torpedoboote, daß es mitten voneinanderbarst. Dann warf es sich auf das zweite Boot, und der „Ketschitelny“ wurde frei.

Auf dem Podest einer zerschmetterten Revolverkanone stand Leutnant Sadarow, der an Stelle des Kommandanten — der kopflose Leichnam Kapitänleutnants von Solden lag dicht neben dem zerschmetterten Revolvergeschütz — das Kommando führte. In schwerverletztem Zustand zog sich der „Ketschitelny“ aus dem Gewühl der nachdrängenden Japaner heraus; das Divisionsboot deckte seinen Rückzug. Zum Glück waren die Maschinen des „Ketschitelny“ vollständig unbeschädigt und es gelang ihm bald, aus dem Feuerbereich der Japaner zu kommen.

Das russische Divisionsboot hatte Glück. Eine seiner Granaten traf den Kessel eines japanischen Torpedobootes, das ihm dicht auf den Fersen war. Zischend fuhr eine weiße Dampfwolke aus dem Rumpf des japanischen Bootes heraus. Robert sah den Vorgang mit an und mit Schrecken dachte er an die armen Heizer und Maschinisten unten im Heizraum des japanischen Torpedobootes, die jetzt von dem ausströmenden Dampf in gräßlicher Weise verbrüht wurden. Er sah vier russische Torpedoboote mit voller Dampfkraft aus dem japanischen Feuerbereich fliehen, gefolgt von dem Divisionsboot. Ein russisches Boot war gesunken, ein zweites, der „Stere-

gutschj“, von den Japanern geentert worden. Aber auch die Japaner hatten zwei Boote verloren.

Schwach genug klang das „Urra!“ der Überlebenden auf dem „Ketschitelny“, als sie den glücklichen Schuß des Divisionsbootes in den Kessel des Japaners begrüßten.

Eben wollte Robert auf Sadarow zueilen, um ihm die Hand zu reichen, als er einen heftigen Schlag in seinen Rücken empfand. Der Stoß, den er bekam, war so stark, daß er zu Boden stürzte. Als er sich erhob und atmen wollte, spürte er einen Schmerz im Rücken und in der Brust, als ob ihm eine eiserne Hand hineingriffe, und als er tief Atem holte, schoß ein Blutstrom aus seinem Munde.

Eine der letzten Kugeln aus den japanischen Maximengewehren hatte ihn in den Rücken getroffen und seinen Oberkörper durchbohrt.

— — — — —  
— — — — —

Die Expedition nach Dalny war mißglückt, aber zum erstenmal hatten sich russische Schiffe mit den japanischen im Nahkampf gemessen, und obwohl der Feind doppelt so stark war, mußte das Gefecht als unentschieden bezeichnet werden. Überaus tapfer hatten sich die russischen Offiziere und Mannschaften geschlagen. Als sie in den Hafen von Port Arthur einliefen und dem Admiral Makarow das Ergebnis des Gefechts signalisiert wurde, ging auf dem Flaggschiff Makarows, auf dem „Petropawlowsk“, das Signal in die Höhe:

„Gut gemacht, Torpedodivision 2!“

und keine bessere Belohnung gab es für die Besatzung, als diese Anerkennung des über alle Maßen verehrten und geliebten Admirals.

Dieses erste kleine Gefecht der russischen Torpedoboote löste gewissermaßen von der Brust der russischen Flottenbesatzung den Alp des Schreckens und des Schmerzes über das Unglück ihrer Flotte, der bisher auf ihnen gelastet hatte. Tote und Verwundete wurden ans Land geschafft. Die Toten wurden am nächsten Tage mit allen Ehren und dem ganzen Pomp der griechisch-katholischen Kirche bestattet; die Verwundeten kamen ins Lazarett. Robert Geibel wurde in das Haus gebracht, in dem er mit seiner Schwester lebte.

Es gab einen furchtbaren Schreck für Gusti, als man ihr den Bruder, den sie für einen Sterbenden halten mußte, in Haus trug. Stundenlang beschäftigten sich mit ihm einige russische Militärärzte;

dann gingen sie kopfschüttelnd fort und meinten, man könne nicht wissen, was aus der Sache werden würde. Sie schickten Krankenpfleger und Medikamente, und am Abend desselben Tages, an dem Robert die Fahrt nach Dalny angetreten hatte, saß Gusti neben dem Bett des hoffnungslos Verwundeten.

Wochenlang sollte sie auf diesem traurigen Plage bleiben, wochenlang kämpfte Robert mit dem Tode.

Gusti, welche jetzt schon alle Schrecken des Krieges durch die Verwundung des Bruders durchzumachen hatte, die wochenlang zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, fand kaum Zeit, sich um die Ereignisse, die sich draußen vollzogen, zu kümmern. Aber sehr oft machten sich diese Ereignisse so bemerkbar, daß man sie nicht übersehen konnte. Die Nacht zum 25. Februar war schrecklich. Die Japaner versuchten mit einer Anzahl von Brandern die Hafeneinfahrt von Port Arthur zu sperren. Stundenlang feuerten sämtliche russischen Forts, eine furchtbare Aufregung herrschte in der Stadt, der Weltuntergang schien gekommen und erst gegen Morgen trat Ruhe ein, als der Versuch der Japaner durch die Forts und Batterien, welche die Hafeneinfahrt deckten, zunichte gemacht worden war.

Neue Schrecken brachte der 10. März. Einige Schiffe Admiral Togos legten sich gedeckt hinter die südlichen Ausläufer der Halbinsel Liautung und bombardierten mit indirektem Feuer, dessen Resultat ihnen durch drahtlose Telegraphie von anderen seitwärts liegenden Schiffen gemeldet wurde, den Kriegshafen von Port Arthur. Auch in die Stadt fielen einige Granaten, Feuerzbrünste erregend und die furchtbarste Panik unter die Bevölkerung bringend.

Wer konnte, flüchtete in die Keller. Gusti befand sich in einem Zustand, in dem ihr alles gleichgültig war. Sie saß neben dem Bette des noch immer bewußtlosen Bruders und wünschte eine japanische Granate herbei, die sie selbst und den todkranken Bruder zusammen in ein besseres Jenseits genommen hätte. Die letzten Granaten, welche die Japaner feuerten, zersprangen dicht neben dem Hause, und der furchtbare Krach schien selbst den bewußtlosen Robert zu wecken. Er öffnete zum erstenmal die Augen und verlangte zu trinken.

Die Japaner zogen sich zurück, als Makarow gegen sie auslief, und beschränkten sich in den nächsten Tagen darauf, Minen auf der

Reede von Port Arthur zu legen, sowohl feste Minen, die auf dem Meeresboden verankert waren, wie schwimmende Minen.

In der Nacht zum 27. März gab es abermals einen Höllenspektakel. Die Japaner machten den zweiten, wiederum mißglückten Versuch, die Hafeneinfahrt von Port Arthur mit Branderschiffen zu sperren. Furchtbar wirkten die Ereignisse dieser Nacht auf den kaum halbgenesenen Robert. Am nächsten Tage hatte er wieder hohes Fieber und der Arzt meinte, es sei dringend nötig, den Kranken fortzuschaffen, ehe die Stadt vollkommen blockiert würde. Von der Landseite aus hatte Port Arthur noch freie Verbindung mit der Außenwelt.

In den ersten Tagen des April konnte Robert das Bett verlassen und, gestützt auf seine Schwester, die ersten Gehversuche machen. Die Wunde in der Lunge schien vollständig verheilt, die Blutungen hatten aufgehört, und wenn auch die Atmung noch nicht frei war, so war doch das Beste zu hoffen. Die Chefs der Firma Kunst & Albers drangen selbst in Robert Geibel, einen ruhigeren Ort aufzusuchen und hatten alle Vorkehrungen getroffen, daß er am 15. April mit einem Verwundetenzuge nach Irkutsk geschafft werden konnte.

Es war am 13. April in früher Morgenstunde, als Robert Geibel seine erste Ausfahrt in die Straßen Port Arthurs machte. Gusti war zu Hause geblieben, um das Einpacken der Sachen zu überwachen.

Robert begegnete einen ihm bekannten russischen Marineoffizier. Dieser begrüßte Robert und wünschte ihm Glück zu seiner Genesung. Dann sagte er aber:

„Hören Sie, mein lieber Freund, Sie müssen mir einen großen Gefallen tun. Treten Sie mir Ihre Droschke ab, ich muß nach dem Fort auf dem Goldenen Berge. Makarow läuft mit der Flotte aus, um den Japanern eine Schlacht zu liefern. Ich muß hinauf, ich werde von da aus Beobachtungen machen und die drahtlose Telegraphie überwachen. Oder noch besser, kommen Sie mit; ich steige zu Ihnen in den Wagen und Sie sehen sich von der Batterie auf dem Goldenen Berge aus die Seeschlacht unten an. Ihnen ist ja das nichts Unbekanntes.“

Der russische Droschki hieb, von patriotischem Eifer ergriffen, auf das Pferd, und bevor noch die Geschütze der russischen Forts zu donnern begannen, traf Robert Geibel mit dem Marineoffizier auf

der Batterie am Goldenen Berge ein. Soeben lief die Flotte des Admirals Makarow, das Flaggschiff an der Spitze, von den anderen Schiffen in Kiellinie gefolgt, aus der Hafeneinfahrt von Port Arthur hinaus auf die See. Fast in Schußweite von ihr befand sich die japanische Flotte, welche sich zurückzog, als ob sie erstaunt wäre über den plötzlichen Ausfall, den Makarow mit seiner Flotte unternahm.

Von dem Flaggschiff Admiral Makarows, dem „Petropawlowst“, wehte das Signal:

„Rechts aufmarschieren!“

Anscheinend wollte sich der russische Admiral in breiter Front auf die japanischen Schiffe stürzen. Um beim Aufmarsch den Schiffen mehr Platz nach rechts zu schaffen, bog der „Petropawlowst“ nach links aus.

Im nächsten Augenblick hörte man zwei furchtbare Detonationen auch auf dem Goldenen Berge. An der Stelle, wo der „Petropawlowst“ stand, erhoben sich zwei Feueräulen, und als sich der Rauch verzogen hatte, war das russische Admiralschiff mitsamt seiner Besatzung verschwunden.

Ein Schreckensschrei hallte durch die Batterie auf dem Goldenen Berge. Der „Petropawlowst“, seine gesamte Besatzung und vor allem Admiral Makarow, die Seele der russischen Verteidigung zur See, waren verloren!

Dhnmächtig vor Schreck über das Gesehene sank der halbgenesene Kranke, sank Robert Geibel zu Boden.

### Drittes Kapitel.

Karl Hölscher wird Kriegskorrespondent auf japanischer Seite. — Von Hongkong nach Tokio. — Eine harte Geduldsprobe. — Japanische Geheimnisfrämerei. — Erlogene Ausflüchte der Japaner. — Weitere Niederlagen der Russen. — Japan unterschätzt. — Yamoto damaschi. — Vorteile des Japaners, der für sein Vaterland stirbt. — Sich drängen zum Tode. — General Stachelberg bei Wofangho geschlagen. — In Dalny. — Im Chinesendorf. — Die Waisen der Ermordeten. — Eine Frau für den Preis einer Kuh gekauft. — Natong und Lipao. — Etwas von den Bayern. — Beim Missionar Webster. — Rongtsi gerettet. — Lipao wird Boy der Weißen.

Karl Hölscher befand sich in Hongkong, als er von dem Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und Japan hörte. Auch in

Hongkong erregte der plötzliche nächtliche Angriff der japanischen Torpedoboote auf die russische Flotte in Port Arthur ungeheures Aufsehen. Karl Hölcher begriff, daß er als Tourist seine Reise nicht fortsetzen konnte. Jetzt galt es nicht mehr zum Vergnügen in der Welt herumzufahren, sondern bei den Ereignissen, die sich in der allernächsten Zeit abspielen mußten, gegenwärtig zu sein. Er telegraphierte an seinen Vater, er wolle auf Seiten der Japaner den Feldzug mitmachen, und bat ihn, telegraphisch nach Tokio, wohin er von Hongkong sofort abreiste, die nötigen Empfehlungen zu schicken, sowie Gelder anzuweisen.

Die Antwortdepeche, welche der Vater Karl Hölchers seinem Sohne nach Hongkong schickte, billigte durchaus das Vorgehen desselben, und am 15. Februar ging Karl mit dem deutschen Dampfer von Hongkong nach Schanghai und von dort nach Yokohama. Seine Geduld wurde aber nach der Ankunft in Tokio auf eine harte Probe gestellt. Außer ihm harrten bereits zwei Duzend auswärtiger Kriegskorrespondenten auf die Erlaubnis der Japaner, zur Front zu gehen. Als ein wichtiges Hilfsmittel der Japaner erwies sich aber in diesem Feldzuge die strenge Wahrung des Geheimnisses über alle ihre Operationen. Sie gebrauchten alle möglichen Ausflüchte, um die Zeitungskorrespondenten vorläufig noch vom Kriegsschauplatz zu Lande und zur See zurückzuhalten, und Karl Hölcher konnte leicht abgewiesen werden, da er keine direkten Empfehlungen in schriftlicher Form besaß. Sechs lange Wochen mußte er warten, bis von Deutschland aus die offiziellen Empfehlungsschreiben für ihn ankamen. Dann vermittelte der deutsche Botschafter bei dem Ministerium des Auswärtigen in Tokio zugunsten Karls. Der japanische Minister des Auswärtigen wies Karl an den Kriegsminister, und dieser mahnte zur Geduld.

Bis Ende Mai hatten sich dreißig Zeitungskorrespondenten in Tokio angesammelt, welche dort keine Zeile Nachricht erhielten, die man sich nicht schon längst vorher in Europa auf anderem Wege beschafft hätte. Immer wieder wurde den Zeitungslenten gesagt, die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze erlaubten noch keine Übersicht, es seien noch keine entscheidenden Schlachten geliefert. Diese Erklärung der japanischen Behörden wurde Lügen gestraft durch die Festlichkeiten, die in Tokio stattfanden. Fast allabendlich gab es große Festzüge mit bunten Papierlampions, gewaltige, ehrensporn-

ähnliche Bauten waren überall in der Stadt errichtet. Man feierte am 15. April den Untergang des „Petropawlowst“ mit Admiral Makarow und fast der gesamten Besatzung. Man feierte am 3. Mai die endlich gelungene Sperrung der Hafeneinfahrt von Port Arthur. Jetzt war die russische Flotte vollständig verhindert, auszulaufen und irgend etwas gegen die Japaner zu unternehmen. Ganze Flotten von Transportschiffen brachten nun von Japan Truppen nach der Mandschurei. Am 13. Mai wurde die Bahnverbindung Port Arthur-Liaujang zerstört. Als Karl diese Nachricht erhielt, mußte er unwillkürlich an Gusti und Robert denken. Er war jedoch fest überzeugt, daß es ihnen längst gelungen sei, sich, wie es ja verabredet war, aus der Festung in Sicherheit zu bringen. Am 26. Mai fand die furchtbare Schlacht bei Kintschau statt. Unter ungeheuren Opfern stürmten die Japaner eine uneinnehmbar scheinende Stellung der Russen und zwangen die Feinde zum Rückzug auf Port Arthur. Am nächsten Tage folgte die Einschließung Port Arthurs zu Lande und damit begann die Belagerung.

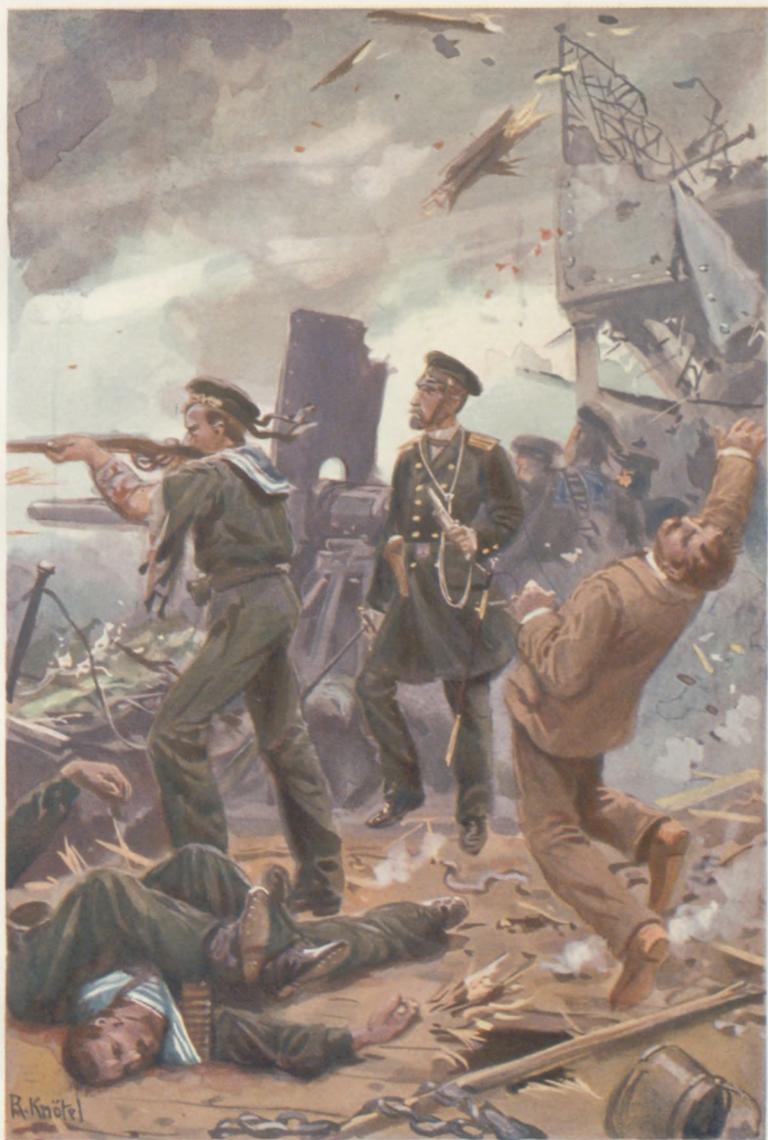
Karl hatte in Tokio die Bekanntschaft eines amerikanischen Zeitungskorrespondenten namens Emerson gemacht, der gleich ihm auf die Entscheidung der japanischen Militärbehörden wartete, um zur Front abzugehen. Karl und Emerson wohnten in demselben Hotel und kamen täglich mehrere Stunden zusammen. Emerson hatte schon früher wiederholt Japan bereist, um Berichte für amerikanische Zeitungen zu schreiben. Er war mit den Verhältnissen in Japan genau bekannt und wußte wie kaum ein anderer Europäer über Land und Leute Bescheid. Er hatte es gleich bei der Bekanntschaft mit Karl prophezeit, daß sie sehr lange würden warten müssen, ehe sie zur Front kämen; denn er kannte die japanische Verschwiegenheit und Schlaueit.

„Es ist schade, daß wir nicht eher hinauskommen,“ sagte er, „denn wir wären draußen Zeugen von Heldentaten geworden, welche die Japaner verüben.“

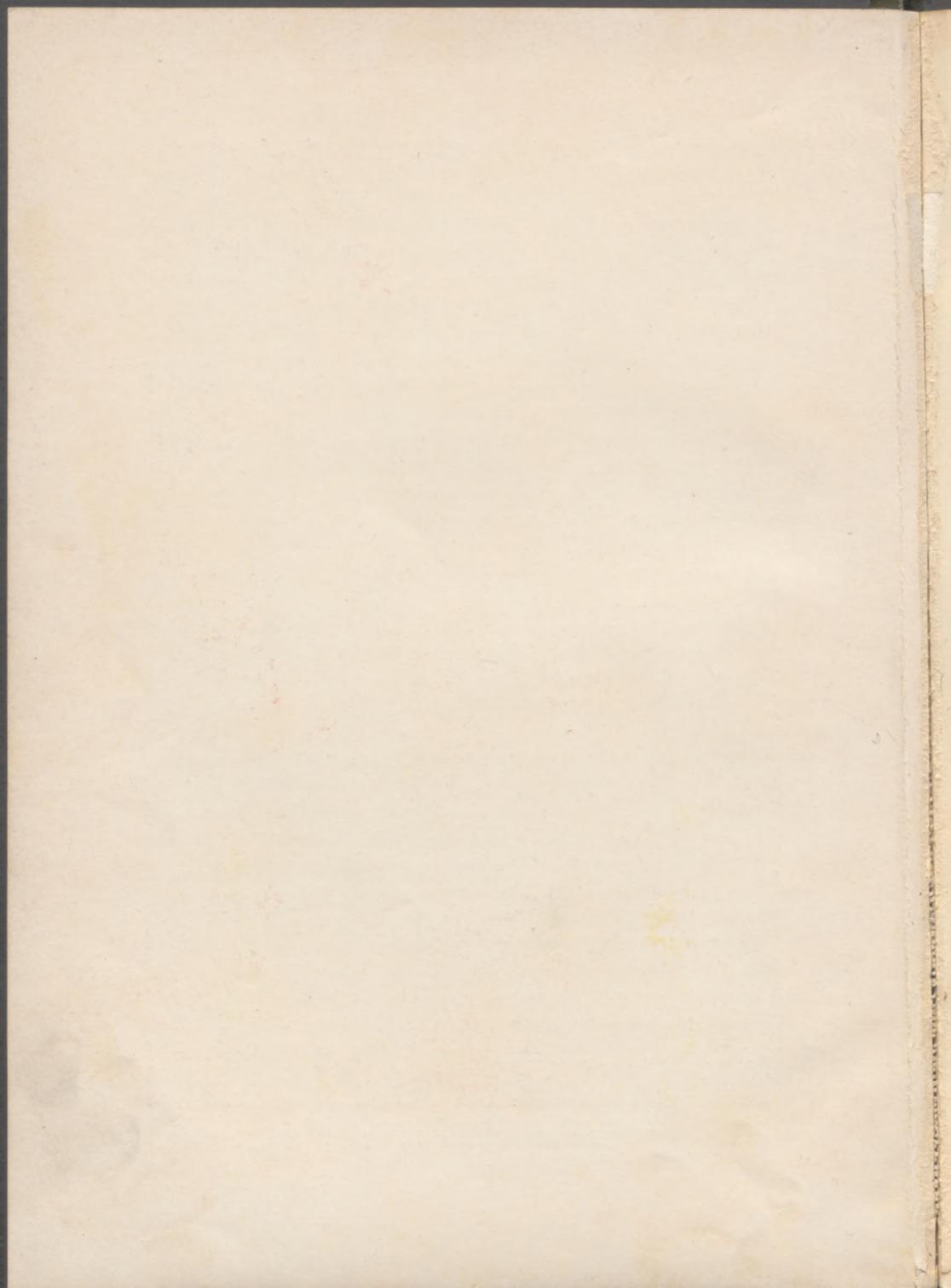
„Glauben Sie wirklich, daß die Japaner am Schluß Sieger bleiben?“ fragte Karl zweifelhaft; „Rußland hat doch einen längeren Atem, als das kleine Japan. Mag der Krieg noch jahrelang dauern, schließlich hat Rußland doch mehr Soldaten und mehr Geld als Japan, und deshalb muß es siegen.“

„Sie kennen die Japaner nicht,“ entgegnete Emerson, „und

die ganze Welt unterschätzt sie. Um zu wissen, welcher Heldentaten die Japaner fähig sind, muß man unter ihnen gelebt haben, muß man wissen, wie die Erziehung des jungen Japaners gehandhabt wird, und in welchen religiösen Anschauungen er aufwächst. Der Europäer weiß nicht, was „Yamoto damaschi“ ist. Die Worte bedeuten in der Übersetzung so viel wie „Japanische Seele“. Die europäische Seele denkt und empfindet eben anders als die japanische. Auch bei uns in Europa und Amerika preist man Heldennut und ehrt die Leute, die sich für das Vaterland opfern. Aber während die Opferung des eigenen Lebens nach unseren Begriffen die höchste Heldentat ist, fängt bei den Japanern das Heldentum damit überhaupt erst an. Der Weiße überwindet die jedem Menschen eigentümliche Furcht vor dem Tode durch Heldennut und Tapferkeit. Der Japaner geht in den Tod freudig, ja voll Hoffnung. Der Tod verspricht ihm Gewinn, und nicht nur ihm, sondern seinen gesamten Angehörigen. Es ist Pflicht des Japaners, sich für das Vaterland zu opfern, und tut er diese Pflicht, fällt er, so wird seine Seele dadurch unendliche Freude haben. Nach dem Glauben der Japaner geht die Seele des für das Vaterland Gefallenen nicht wie sonst in ein neugeborenes Kind über, sondern bleibt unsichtbar bei den Überlebenden, bei den Verwandten und Angehörigen, bei dem Volke. Die Seele des für das Vaterland Gefallenen besitzt auch übernatürliche Kräfte, durch welche sie imstande ist, das Schicksal der Angehörigen und des ganzen Vaterlandes zu lenken. Aber nicht nur Vorteile für die eigene Seele hat, wer für das Vaterland stirbt, sondern er fördert auch das zukünftige Wohl der Angehörigen im Jenseits. Alle seine Verwandten und Freunde werden durch seine Heldentat fähig zu höheren Genüssen nach dem Tode. Selbst seine Vorfahren werden durch seinen Tod geehrt und zu größeren Freuden berechtigt. Da nun die Verehrung der Vorfahren bei der gelben Rasse eigentlich der Hauptzweck des Daseins und der Inbegriff aller Religion ist, wäre das Heldentum schon allein durch den Nutzen, den es den Vorfahren bringt, zu erklären. Da es aber nach dem Glauben des Japaners auch noch in so manchen anderen Hinsichten für die Angehörigen und für den sich opfernden Soldaten selbst wichtig ist, wird man begreifen, daß die Japaner sich dazu drängen, zu sterben. Der Tod fürs Vaterland bringt nach ihrem Glauben ihnen selbst und anderen ihnen nahestehenden Per-



Der „Retschitelny“ im Gefecht.



sonen so viele Vorteile, daß sie sich zu sterben beeifern, wie dies ungefähr nach den Begriffen der weißen Rasse Menschen tun würden, die nichts besitzen und durch einen einzigen Schritt zu Ansehen und Reichtum gelangen können. In dieser Auffassung der Japaner liegt das Geheimnis ihres Erfolges. Die Russen sind tapfer, wenn auch schlecht geführt. Sie besitzen eine Todesverachtung, die bei der weißen Rasse immer für ganz besonders groß gegolten hat. Man weiß, sie lassen sich in vielen Fällen lieber totschlagen, als daß sie von einem bestimmten Plage weichen. Aber das ist nur eine passive Tapferkeit, die stets der aktiven Tapferkeit, dem Sichdrängen des Japaners zum Tode unterliegen muß.“

„Und meinen Sie, daß diese japanische Tapferkeit etwas vor Port Arthur ausrichten wird? Mir ist gesagt worden, die Festung sei uneinnehmbar.“

„Unter gewöhnlichen Umständen und für eine Armee der weißen Rasse wäre die Festung vielleicht uneinnehmbar. Sie ist durch die Russen außerordentlich stark befestigt worden. 1894 nahmen die Japaner die Festung nach zweimaligem Sturm. Damals waren freilich Chinesen die Besatzung, schlecht geführte, mangelhaft ausgebildete, feige Chinesen. Man glaubt hier in Tokio, die Festung würde auch in dem jetzigen Feldzuge schon von der Seeseite aus mit wenigen Sturmangriffen zu nehmen sein. Jetzt erwartet man Übertriebenes von dem Angriff zu Lande.“

Einige Tage später erfuhr man in Tokio, daß die Japaner Dalny besetzt hatten und daß jetzt auch die Eisenbahn von Dalny bis Port Arthur in ihren Händen sei.

Am 15. Juni war der russische General Stackelberg, welcher mit einer Ersatzarmee anrückte, um die Belagerung Port Arthurs von der Landseite her aufzuheben, bei Wofangho entscheidend geschlagen worden. Seine Niederlage war so groß, daß die Japaner darauf rechnen konnten, in der nächsten Zeit zu Lande nicht mehr bei der Belagerung von Port Arthur beunruhigt zu werden.

Man feierte diesen Sieg in Tokio, und wenige Tage später wurden Emerson und Karl Hölcher nach dem Generalstab in Tokio beschieden, wo man ihnen mitteilte, sie könnten jetzt, wenn sie wollten, zur Belagerungsarmee von Port Arthur gehen. Sie würden mit einem japanischen Transportschiff bis Dalny gebracht werden;

dort hätten sie zu warten, bis der Kommandant der japanischen Belagerungsarmee ihnen die Erlaubnis für den Aufenthalt im Lager geben würde.

Es war klar, daß die Japaner sich jetzt erst auch auf der Landseite von Port Arthur sicher fühlten und deshalb mit der üblichen Vorsicht Zeitungskorrespondenten zulassen wollten. Wenigstens hatten Emerson und Karl Hölscher nicht umsonst wochenlang gewartet. Sie erklärten sich bereit, nach Dalny zu gehen und langten dort auch ohne jegliche Fährnis an. Die Transportflotte, welche Belagerungsmaterial und Munition, sowie frische Truppen nach Dalny brachte, war von einer Anzahl Kriegsschiffen begleitet.

Auch Emerson war gleich Karl schon früher in Dalny gewesen und fand die Stadt im ganzen wenig verändert. Als die Russen Hals über Kopf Dalny räumten, hatten sie nur die Docks und das Arsenal zum Teil gesprengt und verbrannt; die Stadt selbst war vollständig verschont geblieben. Die russischen Beamten und Bewohner hatten sich allerdings bis auf einen geringen Rest geflüchtet. Auch in den Privatwohnungen hausten Japaner, Lazarette waren eingerichtet worden, es herrschte ein ununterbrochenes Kommen und Gehen von japanischen Mannschaften und Kommissären, und das Leben in Dalny war noch unruhiger geworden als früher. Das Hotel „Dalny“ war überfüllt, es war im Besitz des japanischen Haupt-Etappen-Kommandanten. Gänzlich unbeschädigt stand die große russische Kirche auf dem kreisrunden Nikolajplatz, von dem zehn Straßen strahlenförmig ausgehen, jede dieser Straßen besetzt mit neuen zweistöckigen Häusern, welche meist in demselben Stil und in derselben Farbe erbaut sind.

Der Eisenbahnverkehr auf der Seitenlinie nach Port Arthur war sehr lebhaft, denn die Belagerung erforderte unglaubliche Mengen von Material. Tausende von riesigen Granaten, die jetzt noch keine Sprengladung hatten, gingen nach den Munitionsdepots der Belagerungsarmee. Geschütze und Mörser von riesenhaften Dimensionen wurden ausgeschifft und auf besonders konstruierten Wagen bis an das Ende der im Betrieb befindlichen Eisenbahnstrecke geschickt.

Die japanischen Behörden sahen es nicht gern, daß die Zeitungskorrespondenten sich im Hafen und in dessen Nähe zu schaffen machten. Karl und Emerson, die wieder zusammenwohnten, waren

daher meist auf Spaziergänge angewiesen. Diese erstreckten sich gewöhnlich über eine Brücke, die eine tiefe Schlucht in der Nähe des Bahnhofes überschritt, nach dem Chinesendorf Talienwan, das lange vor der Begründung Dalnys durch die Russen, an der Viktoriabucht bestanden hatte. Diese chinesische Ortschaft war, wie alle anderen Orte in der Mandschurei, im höchsten Grade unreinlich; aber das Leben und Treiben dort war sehr interessant. Der Chineser lebt und arbeitet auf der Straße; man konnte alle Handwerker in offenen Buden arbeiten sehen. Auf offener Straße übte der Barbier sein Handwerk aus, Bäckerläden und Garfküchen sah man umdrängt von alten und jungen Chinesen beiderlei Geschlechts, welche die für den Europäer ungenießbaren Delikatessen hier erstanden. Für Talienwan war der Krieg kein Unglück. Die Handwerker hatten viel für die Japaner zu tun, und wer noch über ein paar gesunde Arme verfügte, konnte als Kuli im Hafen beim Ein- und Ausladen verhältnismäßig viel Geld verdienen. Daß trotzdem gebettelt wurde, war selbstverständlich. Die Kinder besonders halten es in China für ihr gutes Recht, den Fremden, insbesondere den „Weißen Teufel“, um Gaben anzusprechen. Da es unglaublich kleine Münzen gibt, zum Beispiel die Käschi, von denen das Stück nur 0,6 Pfennig deutschen Geldes gilt, war es leicht, die Kinder mit geringen Gaben zu befriedigen.

Als am zweiten Tage Emerson und Karl ihre Refognoszierung in das Chinesennest gemacht hatten, folgte ihnen ein ungefähr sechzehnjähriger Bursche unauffällig, aber doch ohne sie aus den Augen zu verlieren. Er ging wohl zwanzig Schritt hinter ihnen her, auch als sie nach Dalny und in die Privatwohnung, die sie gemietet hatten, zurückkehrten.

Am nächsten Tage fiel ihnen der Bursche wieder auf. Er grüßte sie höflich mit „Tschin, Tschin Mandarin!“ und mit Heben seiner Fäuste bis zur Schulterhöhe. Emerson bot ihm einige Käschi an, aber der Junge schüttelte den Kopf und trat zur Seite. Er begleitete die beiden Europäer wieder auf dem Rückwege bis in ihr Quartier.

Am nächsten Morgen meldete der chinesische Kuli, welcher die Bedienung der beiden Europäer übernommen hatte, es sei ein Chineser mit einem Knaben draußen, welcher die Europäer zu sprechen wünsche.

„Das ist gewiß der Bengel, der uns zwei Tage lang nach-

gestiegen ist," meinte Emerson; „wenn da nur nicht irgend eine chinesische Teufelei dahintersteckt! Was will der Mann?“

Der Kuli kam mit der Mitteilung zurück, der Chineser heiße Natong und sei ein Christ. Er wolle nichts von den Fremden haben, sondern ihnen nur ein Anerbieten machen.

Ein alter, weißbärtiger, sauber, aber ärmlich gekleideter Chineser trat ein und mit ihm, wie Emerson ganz richtig vermutet hatte, der halbwüchsige Bursche. Natong, der weißbärtige Chineser, sprach Pidgin (sprich Pidschin) = Englisch, jene eigentümliche Mischsprache von Chinesisch, Englisch und anderen Fremdwörtern, die sich durch den Verkehr zwischen den Weißen und den Gelben in allen chinesischen und japanischen Küstenorten allmählich ausgebildet hat. In diesem Pidgin=Englisch, das durch seine abgebrochene Ausdrucksweise und seinen eigentümlichen Satzbau sich auszeichnet, sagte Natong:

„Ich Christ. Auch dieser Boy Lipao Christ. Eltern kaput.“

Natong deutete durch Zeichen an, daß den Eltern des Burschen die Köpfe abgehakt worden seien, und fuhr dann fort:

„Eltern kaput. Weil Christen, Boger ermordet. Lipao und Schwester Kongsji gerettet. Viel Schlimmes erlebt Kinder.“

„Offenbar sind die Eltern dieses Knaben während der Boger= bewegung ermordet worden, weil sie Christen waren," sagte Emerson zu Karl. Dann wendete er sich an Natong mit den Worten:

„Wozu, alter Knabe, erzählst du uns das?“

„Lipao und Kongsji viel sehr arm.“

„Es ist natürlich auf eine Bettelei abgesehen," meinte Emerson. Dann griff er in die Tasche und bot Natong einen mexikanischen Silberdollar, die in jenen Küstenstädten allgemein übliche Münze. Aber Natong schüttelte den Kopf und sagte:

„Nicht schenken, nicht betteln! Lipao Boy werden.“

Er wiederholte die letzten Worte so lange, bis Emerson sagte: „Wenn ich diesen alten Chinesen richtig verstehe, will sich der Bursche bei uns als Boy (engl. Knabe), als Diener, vermieten.“

Dann sagte er zu Natong:

„Dazu ist der Bursche noch nicht alt genug, er weiß auch nicht mit Pferden umzugehen.“

Aber Natong erwiderte:

„Weiße Männer brauchen keine Pferde. Weiße Männer vor Port Arthur unter der Erde in Höhlen leben. Weiße Männer

brauchen kluge Diener. Lipao kann Englisch, Lipao schreiben kann. Lipao sehr treu und fleißig und ehrlich. Lipao ein Christ.“

„Die Sache läßt sich hören,“ meinte Emerson; „die christlichen Chinesen sind meist sehr ehrliche Kerle und ein ehrlicher Diener würde uns nicht schaden. Auch hat der alte Grankopf recht: mit Pferden haben wir nichts zu tun bei der Belagerung. Wollen wir eine Probe machen und den Bengel engagieren? Er hat ein offenes, ehrliches Gesicht.“

Karl Hölscher nickte und erklärte:

„Das verstehen Sie jedenfalls besser, Emerson, als ich. Der Junge macht einen vertrauenswürdigen Eindruck und er ist mir lieber als die Kulis, die hier herumlaufen und die samt und sonders Verbrecher der schlimmsten Sorte zu sein scheinen.“

„Nun, wir wären nicht abgeneigt, den Lipao in unsere Dienste zu nehmen,“ sagte Emerson zu Natong; „was verlangt der Bursche monatlich?“

„Nachmittags weiße Männer wieder nach Talienwan kommen. Lipao warten an Brücke und zu Missionar führen. Dort weiter besprechen.“

„Wer ist der Missionar?“ fragte Emerson.

„Mister Webster Engländer,“ erwiderte Natong. Dann empfahl er sich höflich mit Lipao und verließ nach einer Anzahl tiefer Verbeugungen das Zimmer.

Am Nachmittage erwartete Lipao die Weißen in der Tat an der Brücke, die über die Schlucht zwischen Dalny und Talienwan führt. Er begrüßte sie höflich und in sehr bescheidener Weise. Dann brachte er sie vor ein Haus, in dem die Weißen niemals die Wohnung eines Europäers vermutet hätten. Ein hagerer Engländer empfing sie und stellte sich ihnen als Mister Webster vor.

Er bat die Fremden, in dem sehr bescheiden eingerichteten Zimmer Platz zu nehmen und sagte, während Lipao das Zimmer verließ:

„Ich bin erst kurze Zeit wieder bei meiner Gemeinde. Die Russen haben mir hier Schwierigkeiten gemacht, als sie noch die Herren waren. Eines meiner Gemeindemitglieder, der alte Natong, hat mir gesagt, er sei heute früh mit Lipao bei Ihnen gewesen, um Ihnen den Jungen als Boy zu vermieten. Ich kenne Natong sowohl wie Lipao seit ungefähr zehn Jahren. Es sind ehrliche

Leute und Lipao ist ein intelligenter Bursche. Natong, zwei Frauen und Lipao sowie seine Schwester Kongtji sind die einzigen Überlebenden aus einer Ortschaft, die weiter nördlich in der Mandschurei liegt und welche fast nur von Christen bewohnt war. Im Juni 1900 während der Boxerbewegung sind alle diese Unglücklichen niedergemetzelt worden und nur wie durch ein Wunder sind Lipao und seine Schwester nebst einigen anderen mit dem Leben davongekommen. Die Kinder aber mußten zusehen, wie ihre Eltern von den Boxern enthauptet wurden. Sie tun ein gutes Werk, wenn Sie Lipao in Ihre Dienste nehmen; ich verbürge mich für seine Treue. Gleichzeitig aber retten Sie dadurch ein junges Menschenleben, besonders, wenn Sie sich entschließen würden, eine größere Summe als Vorschuß auf die Dienste Lipaos zu zahlen. Ich weiß wohl, daß das eine starke Zumutung ist, aber ich werde Ihnen die Sache erklären. Die Chinesen, die dem Massakre entgangen waren, haben sich hierher nach Talienswan geflüchtet. Die Kinder hatten hier einen entfernten Verwandten namens Jonglu, einen alten Wucherer, der noch Forderungen an den Vater der Kinder hat. Er hat Kongtji und Lipao in sein Haus genommen, und obgleich er nicht Christ ist, hat er sich doch nicht dagegen gesträubt, daß die Kinder weiter den Unterricht in der Mission besuchten. Nun aber will er jedenfalls zu seinem Gelde kommen. Er hat Kongtji, die durch die Schuld des Vaters ihm verpflichtet ist, an einen heidnischen Chinesen für den Preis einer Kuh, für 32 000 Käsich, als Frau verkauft. Der zukünftige Gatte der unglücklichen Kongtji ist bekannt wegen seiner Grausamkeit gegen seine Weiber und Angestellten. Er ist ein fanatischer Christenfeind, und Kongtji will lieber sterben, als daß sie seine Frau wird. Um seine Schwester vor der Heirat zu retten, will Lipao sich als Boy verdingen, obgleich er noch sehr jung ist. Die 32 000 Käsich müßten aber sofort gezahlt werden, weil sonst schon in den nächsten Tagen die Schwester Lipaos an ihren zukünftigen Gatten ausgeliefert werden würde. Was ich Ihnen hier erzähle, beruht auf Wahrheit, und ich würde Ihre Güte nicht in Anspruch nehmen, wenn ich selbst der unglücklichen Kongtji helfen könnte. Aber ich bin vollkommen mittellos, und in jetzigen Kriegzeiten ist kein Geld aufzutreiben.“

„Und was wird aus Kongtji, wenn sie aus den Händen des gaunerischen Jonglu kommt?“

„Sie wird bei Natong gute Unterkunft finden und ich werde mich außerdem ihrer annehmen,“ erklärte Webster.

„Gestatten Sie mir, Mister Webster,“ sagte Emerson, „daß ich die Sache auf mein Privatkonto nehme und erledige. Lipao kann trotzdem unser gemeinsamer Diener bleiben. Die 32 000 Räsch sind keine allzugroße Summe, es sind, soviel ich weiß, nach deutschem Gelde 192 Mark. Ein solcher Boy bekommt monatlich ungefähr zehn mexikanische Dollar, das heißt 44 Mark. Diese 192 Mark sind also ein Vorschuß auf ungefähr vier Monate. Ich kann das meiner Reisekasse zutrauen. Mister Webster, ich werde die 32 000 Räsch für Kongsji bezahlen, und Lipao kann morgen schon in unsere Dienste treten. Sollte er sich gut führen, so bin ich gern bereit, ihm einen Teil oder den ganzen Vorschuß zu erlassen. Besprechen Sie mit Natong, wieviel Lipao monatlich mit oder ohne Verpflegung von uns zu bekommen hat, und ich werde auf alles eingehen, was Sie vorschlagen.“

„Ich danke Ihnen herzlich, meine Herren, für Ihre Güte,“ erklärte Webster; „Sie haben ein Menschenleben gerettet. Kongsji hat mir geschworen, sie hätte sich lieber das Leben genommen, als daß sie die Gattin des ihr zugedachten Mannes geworden wäre. Seien Sie versichert, Lipao wird Ihr Vertrauen rechtfertigen.“

Am nächsten Tage war Lipao wohlbestallter Diener Emersons, mit der Verpflichtung, gleichzeitig auch für Hölscher, solange er mit Emerson zusammenblieb, die nötigen Dienste zu verrichten. Er bekam außer der Verpflegung monatlich zwölf Dollar, von denen er vier in Bar erhalten sollte, während acht auf die Schuld abgerechnet wurden.

Zwei Tage später erhielten die beiden Zeitungskorrespondenten die Mitteilung, daß sie am nächsten Morgen zur Belagerungsarmee abgehen würden, wo man sie bereits erwarte.



## Viertes Kapitel.

Wie man moderne Festungen belagert. — Überblick der russischen Befestigungen. — Der Wolfshügel. — Bei General Nogi. — Eine Rekognoszierung. — Das erste Abendrot durch russische Granaten gestört. — Bivakieren auf freiem Felde. — Lipao rettet einen Teil des Gepäcks. — Quartier in der Felschlucht. — Nächtlicher Batteriebau. — Im russischen Granatfeuer. — Das Nachtgewitter als Helfer der Japaner. — Ein Befehl Nogis. — Vorstellung des chinesischen Zauber Künstlers. — Nachts im Fesselballon. — Der japanische Offizier entdeckt vom Fesselballon aus etwas Verdächtiges. — Beim Sensor. — Gefangene Spione. — Lipaos Aufregung. — Die Spione als Scheiben von den Japaner verwendet.

Die Belagerung von Port Arthur gestaltete sich um so schwieriger, als der Platz gleichzeitig See- und Landfestung war. Die Seefestung kam weniger in Betracht für die Japaner, die hier einen Angriff direkt nicht versuchen konnten. Sowohl die Japaner wie die Russen hatten so viel Minen ausgelegt, welche zum Teil besetzt waren, zum Teil frei auf der Reede von Port Arthur umherschwammen, daß es für Schiffe höchst gefährlich war, sich der Reede von Port Arthur zu nähern. Die Japaner hielten sich deshalb in respektvoller Entfernung von der Reede, sie wagten nicht einmal eine Beschießung, um nicht möglicherweise ihre besten Schiffe zu verlieren. Sie hatten wiederholt schwere Verluste dadurch erlitten, daß ihre Kriegsschiffe auf Minen vor Port Arthur aufgelaufen und samt der Besatzung in die Luft geflogen waren. Eine möglichst starke Flotte war aber damals für die Japaner noch von außerordentlicher Wichtigkeit, weil man auf das Erscheinen der russischen Entsatzflotte, der sogenannten Baltischen Flotte, gefaßt sein mußte. Die Japaner beschränkten sich deshalb darauf, Port Arthur von der Seeseite nur zu blockieren, das heißt einzuschließen.

Die Verstopfung des Einganges zu Port Arthur durch die japanischen Brandier hielt nicht lange vor. Überraschend schnell beseitigten die Russen die Sperre und am 23. Juni lief zum Erstaunen der Japaner plötzlich die ganze russische Flotte aus Port Arthur aus und stellte sich auf der Reede in Schlachtordnung. Der russische Admiral Witthöft hatte ebenfalls große Angst vor

den Minen, deshalb wagte er nicht, die ziemlich weit auseinandergezogene Flotte der Japaner anzugreifen. Dieser Mangel an Wagemut aber wurde für ihn verhängnisvoll. Er verpaßte eine glänzende Gelegenheit, den Japanern schwere Verluste in einem Seekampfe beizubringen. Der japanische Admiral Togo zog sofort seine Flotte zusammen und ging rücksichtslos gegen die russische Flotte vor. Die japanischen Torpedobootsdivisionen warfen sich mit Todesverachtung auf die russischen Schlachtschiffe und brachten ihnen so schwere Schädigungen bei, daß der russische Admiral Witthöft mit seiner Flotte sich schleunigst wieder in den inneren Hafen von Port Arthur zurückzog. Die Japaner bewachten jetzt die Keede von Port Arthur noch sorgfältiger, konnten aber nicht verhindern, daß einzelne Schiffe mit Proviant und Munition noch immer nach Port Arthur hineingelangten, besonders auch chinesische Dschunken unterhielten von Tschifu aus einen regelrechten Verkehr mit der belagerten Festung.

Wenden wir uns nun der Landseite der Festung zu. Unser Bild zeigt uns übersichtlich, wenn auch in kleinem Maßstabe, die Landbefestigungen Port Arthurs aus der Vogelperspektive. Wir sehen hier einen halbkreisförmigen, in der Mitte tief eingeschnittenen Höhenrücken mit zahlreichen Forts besetzt. Im Vordergrund liegt der berühmte Wolfshügel. Die auf der Karte dargestellten Befestigungen sind aber nur die sogenannten permanenten, die Hauptbefestigungen; zwischen, hinter und weit vor diesen Befestigungen hat man sich sogenannte provisorische Stellungen zu denken: Batterien, durch Erdwälle, Eisenträger, Beton, Panzerwände usw. gedeckt, vor diesen Batterien bombensicher gedeckte Stellungen für die Infanterie und davor tiefe, nach Möglichkeit besetzte Gräben für die erste Infanteriestellung.

Bei einer modernen Festung mit Außenforts ist es die Aufgabe des Verteidigers, den Angreifern auch das Terrain weit vor der Festung schon streitig zu machen. General Stössel hatte daher seine ersten Verteidigungswerke vierzig Kilometer vor Port Arthur auf dem Manschauhügel angelegt, wo der entsetzliche, mörderische Kampf am 26. Mai stattgefunden hatte. Acht Wochen später lagen die Japaner noch vor dem Wolfshügel, der ebenfalls mit einem Fort versehen und mit weit vorgeschobenen Befestigungen unzugänglich gemacht worden war. Die Stellungen auf dem Wolfshügel

befanden sich immer noch zehn Kilometer von der Stadt und mehr als vier Kilometer von der nächsten stärkeren Befestigung auf den Bergeshöhen entfernt. Unter fortwährendem Geplänkel, das zeitweise zu stärkeren Gefechten überging, hatten die Japaner mit großen Verlusten das Terrain bis in die Nähe des Wolfshügels erobert. Eine wochenlange, unbeschreibliche Arbeit hatten sie gebraucht, um das Belagerungsmaterial über Dalny herbeizuschaffen.

Als Hölscher und Emerson sich in dem Dorfe Lichiatun bei dem Befehlshaber der japanischen Belagerungsarmee General Rogi meldeten, fanden sie freundliche Aufnahme, und der General erklärte ihnen:

„Sie kommen noch etwas früh. Es wird sehr lange dauern, bis die regelrechte Belagerung im Gange ist. Port Arthur ist nicht leicht zu nehmen. Die Russen haben in den letzten Jahren geradezu ungezählte Millionen für Befestigungen der Stadt auf der Land- und Seeseite ausgegeben. Wir müssen eine regelrechte Belagerung beginnen, und da wir alles Material aus Japan herbeischaffen müssen, dauert das sehr lange.“

General Rogi übergab dann die beiden Korrespondenten einem seiner Generalstabsoffiziere, dem Hauptmann Kochi, mit dem Auftrage, die fremden Herren zu orientieren. Es standen Pferde bereit, und diese brachten den Hauptmann mit den beiden Korrespondenten erst nach Westen, natürlich in respektvoller Entfernung von den Forts und den vorgeschobenen Stellungen der Russen, denn diese feuerten mit Geschützen auf jede Gruppe von Gegnern, die sie im Felde bemerkten.

Nachdem die Pferde im Schritt einen ziemlich hohen Berg in der Nähe der Luiseibai erstiegen hatten, konnte man mit guten Krimschtern sich einen Gesamtüberblick über die meilenlangen Befestigungen Port Arthurs verschaffen. Wie ein Gebirge mit hintereinander gelagerten Bergkulissen erstreckten sich braun, baumlos und mit geringem Graswuchs die zum Teil schroff abfallenden steilen Berghänge, auf denen die Forts der Russen lagen. Die Ebene vor dem halbkreisförmigen Bergrücken war durchschnitten von Hügeln und spitzen Bergen, zwischen denen tiefe Schluchten, weit in die Felsen eindringend, sich gebildet hatten. Diese Schluchten, außerhalb des Bereiches der russischen Geschütze liegend, waren für die Belagerer von großem Nutzen. Hier waren die großen

Depots für Reservegeschütze und Munition angelegt, hier hatte man die Blockhäuser errichtet, in denen die schweren Granaten von der Größe eines zehnjährigen Kindes geladen und schußfertig gemacht wurden. Hunderte von Belagerungsgeschützen ohne Lafetten sah man in diesen Schluchten geordnet liegen, Tausende und abermals Tausende von riesigen Granaten lagerten hier. In anderen Schluchten sah man ganze Lager von Feldartillerie, riesige Parks von Munitionskolonnen, welche viele Hunderte von Wagen zählten, die ebenfalls in Reihen sorgfältig geordnet aufgefahren waren. In den Tälern hinter den Bergen gedeckt sah man Kavallerielager, in großen Zeltlagern stand die Reserve der Belagerungsarmee, dazwischen in Deckungen riesige Schuppen, in denen Proviantvorräte und Fourage für die Pferde lagerten. Ganze Zeltstädte waren nebst leichten Baracken als Lazarettplätze etabliert, und schon auf dem ersten Ritt nach Westen überzeugten sich die beiden Korrespondenten davon, welche unsägliche Mühe es gekostet haben mußte, dieses Material, welches Hunderte von Schiffsladungen repräsentierte, in den letzten Wochen von Japan hierher zu schaffen.

Am Abend kehrten Hölcher und Emerson mit ihrem Begleiter nach Sichiatur zurück. Der Ort war von der chinesischen Bevölkerung verlassen. Lipao hatte eine Fanse, ein chinesisches Bauernhaus, einigermaßen wohnlich eingerichtet, hielt heißes Wasser bereit und empfing seine Herren mit der Meldung, daß alles fertig sei, um aus dem Inhalt von Konservbüchsen und mit Hilfe von Tee eine kräftige Mahlzeit zu bereiten.

Hauptmann Kochi empfahl sich mit der Mitteilung, am nächsten Tage würde man nach Osten hin einen Refognoszierungsritt machen. Die beiden Freunde setzten sich verhungert zum Essen, das heißt sie hockten auf der Erde und aßen vorsichtig aus den im Wasser erhitzten Konservbüchsen den Inhalt heraus.

Plötzlich gab es einen Krach, als ob der Blitz in die Fanse geschlagen habe. Ein Teil der Lehmmauer stürzte in das Zimmer hinein, Stücke vom Dach prasselten herunter. Lipao und die beiden Europäer sprangen mit einer Geschwindigkeit aus der Fanse, die sie sich wahrscheinlich wenige Minuten vorher selbst nicht zugetraut hätten. Nun krachte es zum zweiten und zum dritten Male und russische Granaten schlugen in die Fanse ein, in welcher soeben noch Hölcher und Emerson beim Abendbrot geseffen hatten.

Aus einer Batterie vom sogenannten Grünen Berge her, östlich vom Wolfshügel, die erst in den Nachmittagsstunden von den Russen fertiggestellt worden war, kamen ununterbrochen die Granaten geflogen, weil man wahrscheinlich auf russischer Seite wußte, daß der feindliche Oberbefehlshaber sein Hauptquartier in Lichiatun hatte. Das Feuer wurde so überaus heftig, daß noch in der Nacht das gesamte Hauptquartier Rogis weiter zurückgehen und auf freiem Felde bivakieren mußte. Lichiatun wurde in dieser Nacht von den Russen in einen Trümmerhaufen verwandelt.

„Die Sache fängt gut an!“ meinte Emerson. „Der größte Teil unseres Gepäcks ist verloren. Unsere Vorräte von Konserven sind auch dahin, und abgesehen von dem Schaden, der Hunderte von mexikanischen Dollars beträgt, wird in der nächsten Zeit Schmalhans bei uns Küchenmeister werden, wenn wir nicht anderweitig uns Vorräte beschaffen können. Die japanischen Offiziere werden uns auch nichts geben können, die Leute sind von einer unglaublichen Genügsamkeit und leben von der Kost der Mannschaften, von Reis und nebenbei etwas Fischkonserven. Die Russen hätten es wirklich nicht nötig gehabt, unsere Ankunft bei den Japanern mit derartigem Skandal zu feiern!“

Erst gegen Morgen hörte das Feuern der Russen auf Lichiatun auf. Mit Hilfe der Scheinwerfer vom Wolfshügel und den südlich gelegenen Hauptforts wurde der Ort respektive die Trümmer desselben in der Nacht taghell beleuchtet und die russischen Batterien hatten ein sicheres Ziel.

Vor Tagesanbruch schlich sich Lipao in die zerstörte Ortschaft, und es gelang ihm, zwei Koffer, von denen der eine Hölsher, der andere Emerson gehörte, in ziemlich gut erhaltenem Zustande zu retten. Auch eine halbe Kiste Konserven, die unbeschädigt waren, brachte er heraus. Emerson freute sich so darüber, daß er ihm zehntausend Käsch von seiner Schuld ohne weiteres schenkte.

Am nächsten Morgen erhielten die Zeitungskorrespondenten durch General Rogi Quartier in einer der tiefen Felsenschluchten. Hier war ein Zelt für sie auf dem felsigen Grunde aufgeschlagen, in dem sie wenigstens gegen Regen geschützt waren. Bis hierher kamen keine russischen Granaten. In einigen Schuppen, welche die Japaner aus abgebrochenen chinesischen Fansen zusammengeschlagen

hatten, befand sich eine Haupttelephonstation der Belagerungsarmee, die stets von einer Anzahl Offiziere mit Mannschaften besetzt war. Von dieser Zentrale führte eine direkte Leitung zu General Nogi, der sich in einer Erdhütte nördlich vom Wolfshügel etabliert hatte.

Das nächste Bestreben der Japaner mußte sein, die Russen vom Wolfshügel zu vertreiben, trotzdem dieser außerordentlich stark befestigt war. Ein einfacher Infanterieangriff auf befestigte Stellungen des Gegners im Vorterrain einer Festung ist nicht gut möglich, selbst wenn man bereit ist, Tausende von Menschen zu opfern. Der Feind muß in seiner Stellung erschüttert, seine Geschütze müssen zum Teil niedergekämpft sein, ehe die Infanterie zum Sturm schreiten kann. Es war deshalb nötig, eine Batterie von starken Geschützen zu errichten, welche den Wolfshügel von der Flanke her bestreichen konnte, um seine Geschütze zum Schweigen zu bringen. Die Batterie mußte so angelegt werden, daß die Geschütze wenigstens zum Teil gegen das Feuer des Gegners geschützt war. Da der Verteidiger die Aufgabe hat, alle Arbeiten des Gegners im Vorterrain zu verhindern, müssen solche Arbeiten in jedem Kriege bei Nacht ausgeführt werden.

Hauptmann Kochi teilte den beiden Korrespondenten mit, daß er sie abends im Hauptquartier erwarte, sie würden in der Lage sein, etwas Interessantes zu sehen. Es war ein heißer, schwüler Abend, als sich Karl Hölscher und Emerson nach der Erdhütte begaben, wo Hauptmann Kochi nicht nur wohnte, sondern auch sein Bureau aufgeschlagen hatte. An dem Abhange eines Hügel, welcher der Festungsseite abgekehrt war, hatten japanische Pioniere schräg hinein eine Vertiefung gegraben. Nach außen hin war dann diese Vertiefung mit Brettern zugedeckt worden und auf diese kam die ausgegrabene Erde. So entstand eine Erdhöhle, deren Wände zum Teil durch Balken abgestützt waren und in der es während der heißen Zeit recht kühl war. Aber dumpf und eng war es in diesem Erdloch, selbst bei Tage brannten Petroleumlampen, und die beiden Europäer konnten sich freuen, in ihrer Felsenschlucht in luftigen Zelten untergebracht zu sein.

„Wir werden heute nacht nordöstlich vom Wolfshügel eine Batterie ausheben und Geschützstände vorbereiten. Wenn Sie sich die Arbeit mit ansehen wollen, bin ich beauftragt, Sie mitzunehmen. Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß die Sache sehr gefähr-

lich wird. Es ist zu erwarten, daß uns die Russen mit ihren Scheinwerfern entdecken und dann ein wütendes Feuer auf uns eröffnen.“

„Es ist unsere Aufgabe, Gefahren aufzusuchen,“ erklärte Emerson. „Gerade die gefährlichsten Situationen ergeben die schönsten Berichte. Wir sind dazu da, um im Interesse des lesenden Publikums unser Leben auf das Spiel zu setzen. Wir bitten also, Herr Hauptmann, uns mitzunehmen.“

Hauptmann Kochi, welcher fertig englisch sprach, lächelte und sagte:

„Ich wußte, daß den Herren das nächtliche Unternehmen interessant sein würde. Wir müssen das völlige Einbrechen der Dunkelheit abwarten. Unterdes nehmen Sie hier mit ein wenig Tee vorlieb. An solch heißem Abend wirkt der Tee abkühlend.“

Zwei Stunden später begab sich Hauptmann Kochi mit den beiden Zeitungsleuten in einen Einschnitt zwischen zwei niedrigen Bergen, wo sich die für das Ausheben der Batterien bestimmten Truppen sammelten. Es war eine Kompanie Pioniere, dann Infanteristen, welche zum Schleppen der notwendigen Gerätschaften bestimmt waren. Dicke Balken, eiserne Träger, Eisenbahnschienen, Sandsäcke, Körbe gefüllt mit Kies, Ton und Erde standen bereit.

Von den russischen Forts her fuhren die breiten Lichtkegel der Scheinwerfer suchend über das Terrain. Sie huschten sprungweise, immer für einen Augenblick die Gegend taghell beleuchtend, über Berge und Täler. Es war auf das strengste verboten, auch nur ein Wort zu sprechen, selbst die Kommandos sollten ganz leise erteilt werden. Lautlos setzte sich die Kolonne mit dem eigentümlich raschen Schritt der Japaner in Bewegung. Die Stelle, wo die Batterie erbaut werden sollte, war am Tage bereits sorgfältig ausgesucht worden.

Als man sie erreichte, erhob sich eine Anzahl von japanischen Pionieren, die hier regungslos auf dem Boden gelegen hatten, und blieben stehen, um die Grenzen zu bezeichnen, innerhalb deren der erste Schutzwall angelegt werden sollte. Dreihundert Mann Infanterie, von denen jeder zwei Sandsäcke trug, stellten diese Sandsäcke zu einer breiten und starken Brustwehr zusammen. Dann eilten sie zurück, um neue Sandsäcke herbeizuholen.

Wiederholt war das elektrische Licht mehrerer Scheinwerfer

über die Stelle hinweggeglitten, wo nun die japanischen Pioniere die Arbeit anfangen. Die Russen schienen indes nicht scharf genug aufzupassen oder sie waren nicht imstande, an der betreffenden Stelle genau zu sehen. Mit fieberhafter Hast warfen die japanischen Pioniere mit ihren Spaten Erde und den steinigen Grund des Bergabhanges auf die Brustwehr aus Sandsäcken, so dieselbe verstärkend.

Einer der Lichtkegel vom Wolfshügel kam wieder über die Landschaft gehuscht und hielt einen Augenblick über der Stelle an, wo die Japaner die Batterie bauten. Der Kegel verschwand und kehrte wieder. Der Lichtschein blieb längere Zeit auf dieselbe Stelle gerichtet.

Alle Anwesenden hatten sich auf leisen Befehl sofort zu Boden geworfen. Indes mußten jetzt die russischen Beobachtungsposten Verdacht geschöpft haben. Wahrscheinlich durch telegraphische Verständigung vom Wolfshügel her richtete jetzt eines der Forts von der Westfront ebenfalls das Licht des Scheinwerfers auf dieselbe Stelle. Die sich kreuzenden Lichtkegel erzeugten volle Tageshelligkeit. Niemand bewegte sich, es bestand die Gefahr, daß jetzt die Infanterie mit den Sandsäcken wieder herankam, aber es war doch zu erhoffen, daß die Offiziere bemerken würden, daß die Russen aufmerksam seien und die Leute vorläufig zurückhalten würden.

Vom Wolfshügel her fuhren zischend einige Raketen in die Luft. In einer Höhe von mehr als hundert Metern sprangen die Raketen und warfen blaue Kugeln aus. Jede dieser Kugeln zerplatzte und beleuchtete einen Augenblick lang mit wunderbaren Licht das ganze Vorterrain. Die zweite und die dritte Rakete zersprangen und warfen die prasselnden, explodierenden Leuchtkegel aus. Dann kam es vom Wolfshügel und von den westlichen Forts herangesauft, pfeifend und zischend wie der Sturmwind, und mit furchtbarem Getrache explodierte die erste Granate in unmittelbarer Nähe der Brustwehr.

Jetzt waren die Russen ihrer Sache sicher. In dem blauen Licht der Raketen hatten sie an der Kreuzungsstelle der beiden Lichtkegel den Feind beim Arbeiten bemerkt. Schuß auf Schuß krachte jetzt vom Wolfshügel und den westlichen Forts, in immer größerer Nähe explodierten die Granaten. Mitten zwischen die am Boden

liegenden Pioniere und Offiziere fuhr eine Granate, und mit furchtbarem Krachen unter dem Aufblitzen einer gelblich-roten Feuer säule explodierte sie, Eisenstücke, Steine und Erde um sich werfend. Der Todesschrei eines Getroffenen war die einzige Antwort. Es mußte außer diesem einen Toten noch mehrere andere geben, auch eine Menge von Verwundeten, aber der Japaner hat Selbstbeherrschung auch im Augenblicke des Sterbens.

Im Lauffschritt kam jetzt die Infanterieabteilung heran und warf die Sandsäcke zur Verstärkung der Brustwehr nieder, dann glitten die Leute ebenfalls zu Boden.

Ein leiser Kommandoruf, das Trillern einer Pflanze ertönte, wie ein Mann erhoben sich die japanischen Pioniere, trotz des furchtbaren Feuers vom Feinde, und begannen weiter zu schaufeln. Nur ein Teil konnte das im Schutze der Brustwehr tun, die anderen standen in dem hellen Licht, wehrlos dem Feuer des Feindes ausgesetzt. Ein zischendes Pfeifen umtönte die noch immer auf dem Boden liegenden Europäer. Die Russen begannen mit Maschinengewehren zu feuern. Lautlos sanken die am wenigsten gedeckten Pioniere zu Boden, aber an Stelle jedes gefallen Mannes stand ein anderer da, der mit der Schaufel arbeitete. Als die Brustwehr höher geworden war, erhoben sich auch die Infanteristen, um mit ihren Spaten eifrig weiter zu arbeiten. Ihr Todesmut wäre vergeblich gewesen, wenn nicht jetzt absichtlich die japanische Artillerie aus gedeckter Stellung von Nordosten her das Feuer auf den Wolfshügel aufgenommen hätte. Es war ein Salvenfeuer von Geschützen; die Granaten fielen wie ein Regen auf die Stellungen des Wolfshügels.

Das Licht des Scheinwerfers vom Wolfshügel her erlosch plötzlich. Immer neue japanische Batterien mußten aufgefahren sein und den Wolfshügel beschießen, denn das Getöse, das Donnerrollen wurde immer heftiger. Die Russen mußten annehmen, daß ein großer Sturm vorbereitet würde, die Besatzung des Wolfshügels störte daher den Batteriebau nicht mehr, nur vom westlichen Fort her, anscheinend vom Divisionsberge, wurden die Granaten in regelmäßigen Zwischenräumen nach der Arbeitsstelle gesandt.

Man gewöhnt sich aber auch an die Todesgefahr. Bald saßen die beiden Zivilisten mit dem Rücken an die Traversen der Brustwehr gelehnt und sahen den Arbeiten zu. Der Luftdruck explodierender

Granaten warf sie zweimal zu Boden, sie sahen die Pioniere und Infanteristen, welche mit der Energie der Verzweiflung gruben, tot niedersinken, ohne in ihrer Aufregung etwas anderes zu empfinden, als die Wirkung, die ein sonderbares Schauspiel ausübt. Von drei, von vier, von sechs Forts bligten Scheinwerfer und beleuchteten die japanische Batteriestellung, nach dorthin richteten sie jetzt das Feuer der schweren Festungsgeschütze. Nach jener Richtung warfen die Forts ihre Raketen schräg nach vorn, und das Blaufeuer mischte sich wieder mit dem weißen Scheine des elektrischen Lichts.

Aber ein gewaltigeres Licht, grünlich-blau, flammte am Himmel auf. Es war ein schweres Gewitter, das von der See her kam und sich plötzlich mit voller Gewalt über Port Arthur und dem Vorlande entlud. Das Krachen des Donners übertönte zeitweilig das dumpfe Rollen des Geschützfeuers. Ein fürchterlicher Regenguß prasselte hernieder. Er gewährte, wie ein Vorhang, für die Japaner Deckung, aber nur wenige Minuten konnten die Pioniere und die grabenden Infanteristen diesem Wolkenbruch Widerstand leisten, sie wurden durch die Heftigkeit des Sturmes und Regens zu Boden geworfen und mußten wenigstens eine Viertelstunde lang das Gewitter erst austoben lassen. Dann gingen sie mit um so größerem Eifer wieder an die Arbeit.

Das Artilleriefeuer hatte ganz und gar während des Gewittertobens geschwiegen, weder die Japaner noch die Russen konnten in dem Wolkenbruch, geblendet von den elektrischen Entladungen der Wolken, ihr Ziel nehmen. Die Einwirkung auf das Gehör, die Lichteffekte der Blitze, der Scheinwerfer und der Raketen wirkten geradezu betäubend nicht nur auf die beiden Zeitungsleute, sondern auch auf die sonst so ruhigen Japaner. Als das Gewitter im Abziehen war, standen die japanischen Pioniere bereits wieder arbeitsfertig, aber sie waren durchnäßt, sie waren verwirrt, und die Arbeit ging nur langsam von statten. Wieder suchten die Lichtstreifen der russischen Scheinwerfer die Stelle, wo die Geschützstände gebaut wurden. Aber in Folge des sehr kalten Regens, der auf den heißen Erdboden gefallen war, erhoben sich Dunst und Nebel wie ein Vorhang, welchen selbst das Licht der Scheinwerfer nicht mehr zu durchdringen vermochte. Ein neuer Verbündeter war den Japanern so entstanden. Mehrere Kompagnien Infanterie mit

Spaten wurden herbeigeholt, um jetzt mit noch größerem Eifer die Ausgrabung und Herstellung der Geschützstände zu vollenden. Wohl kamen noch vereinzelt Granaten vom Wolfshügel und vom Divisionsberge her, aber sie waren ungezielt gefeuert und taten fast gar keinen Schaden.

Nach Mitternacht konnten sich Hölcher und Emerson ungefährdet zu ihrer Schlucht zurückbegeben. Es war ein Hochgenuß, im Zelt die gänzlich durchnässte Kleidung abzulegen und mit der trockenen zu vertauschen, und den heißen Tee zu genießen, den Sipao bereithielt. Der Schlaf wollte zwar nach den Aufregungen, nach den fürchterlichen Einwirkungen auf Auge und Ohr lange nicht kommen, aber schließlich brachten doch die Morgenstunden etwas Ruhe. Ein eigentümliches dumpfes Grollen und Rollen weckte, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, die beiden Freunde. Sie glaubten zuerst an ein zweites schweres Gewitter, aber die Sonne schien draußen hell, und bald erfuhren sie, daß das dumpfe Donnergetön von den acht schweren Geschützen der in der Nacht erbauten japanischen Batterie kam, die kurz nach Tagesanbruch das Feuer auf die Befestigung des Wolfshügels von der Flanke her aufnehmen konnte. Achtzig Tote, einhundertundfünfzig Verwundete hatte der Bau dieser Batterie gekostet, aber dank dem Nebel war der Bau vollendet, und ohne jeden Verlust waren die schweren Geschütze, welche in der Nähe bereit standen, in die Position gebracht worden.

Die japanischen Soldaten hatten in dieser Nacht des Schreckens mit dem Fleiße von Heizermännchen gearbeitet und mit unheimlicher Genauigkeit schlugen die schweren japanischen Granaten, mit dem eigentümlichen Sprengstoff, Schimose genannt, geladen, in die Wälle des russischen Forts auf dem Wolfshügel ein. Schon nach zwei Stunden konnte man beobachten, daß ein Teil der Geschütze auf dem Wolfshügel zum Schweigen gebracht worden war. Vom Divisionsberge aber, ebenso von den weiter zurückliegenden Forts wurde auf die Batterie ein ununterbrochenes Feuer aus schweren Geschützen unterhalten, ein Teil der Seitenbrustwehr, die in der Nacht aufgeworfen war, fiel in Trümmer. Gruppenweise sanken die japanischen Kanoniere zwischen den schweren Geschützen zu Boden oder krümmten sich mit zerrissenen Leibern an der Erde in Schmerzen, an derselben Stelle, an der sie soeben noch ihre Pflicht getan hatten.

Aber die Toten und Verwundeten wurden weggeschafft und andere Artilleristen traten als Ersatz ein.

---

Wenn nicht der Donner des Geschützfeuers gewesen wäre, hätten die Leute, die in der Felschlucht wohnten, glauben können, man lebe im tiefsten Frieden. Eine internationale Gesellschaft war hier von den Japanern zusammengepfercht worden. Jedes Zelt trug eine eigene Flagge; das Zelt, in dem Emerson und Hölcher zusammenwohnten, zeigte die amerikanische und die deutsche Flagge gleichzeitig. In einem englischen Zelt wohnte ein Photograph, der für illustrierte englische Zeitungen Bilder aufnahm; in einem andern Zelt mit englischer Flagge der Korrespondent einer großen Londoner Tageszeitung. Aus Matten und Brettern hatten sich die Boys Hütten zusammengenagelt, die sie wenigstens gegen Regen schützten. In großen Kesseln wurde das Wasser gekocht, denn laut Befehl des japanischen Belagerungskommandos durfte im ganzen Lager nur gekochtes Wasser getrunken werden, um den Ausbruch ansteckender Krankheiten zu verhüten. Zwei viereckige Blechbehälter, die früher Biskuits enthalten hatten, dienten zum Beispiel Lipao zum Heranschaffen von Wasser.

Die Korrespondenten saßen fast sämtlich vor ihren Zelten und schrieben eifrig. Pünktlich wie immer erschien gegen zehn Uhr hoch oben auf der Felswand die Gestalt eines Reiters. Es war der japanische Postreiter, der von Dalny die Postfächer brachte und die zahlreichen zusammengerollten Zeitungsnummern, die sogenannten „Knüppel“, der Kürze halber einfach von oben in die Schlucht hinunterwarf.

Bald nachdem die Zeitungen verteilt und eifrig studiert worden waren, erschien Generalstabshauptmann Kochi und rief die Fremden zu einer Mitteilung zusammen.

„Mit Rücksicht auf die Gefahr hat General Kogi den Befehl gegeben, daß sich kein Zivilist mehr in der vorderen Feuerlinie aufhalten darf. Ich habe Unannehmlichkeiten mit dem General gehabt, weil ich zwei der Herren zum Batteriebau mitgenommen habe. Ich bitte die Herren, hier den Revers zu unterschreiben, durch welchen sie sich verpflichten, unter keinen Umständen mehr in die vorderen Belagerungslinien zu gehen, und gleichzeitig anerkennen, daß bei

Nichtbeachtung des Befehls das Kommando das Recht hat, die betreffenden Herren von der Armee fortzuschicken.“

Die Zeitungskorrespondenten und Photographen waren etwas verblüfft, mußten aber doch notgedrungen den Revers unterschreiben. Als Hauptmann Kochi fortgegangen war, erklärte Emerson:

„Nun ist es überhaupt alle. General Rogi unterschied sich bisher vorteilhaft von den anderen japanischen Befehlshabern, welche überhaupt keinen Korrespondenten irgend einer Aktion beizubringen ließen. Nun wird aber für uns auch hier die gute Zeit vorüber sein. Jedenfalls hat Rogi Befehle von Tokio erhalten. Wie sollen wir interessante Berichte schreiben, wenn wir nichts sehen!“

Der Ärger, den der Befehl General Rogis bei den Korrespondenten verursacht hatte, wurde einigermassen gemildert durch eine Einladung, welche von den Offizieren des bei Port Arthur liegenden Kavalleriekorps für den Abend kam. Die Kavallerie hatte bei Port Arthur fast gar nichts zu tun. Sie ritt Patrouillen, besorgte die Post und hatte die Verbindung mit dem Hinterlande aufrecht zu erhalten. Menschen und Pferde hatten gute Zeit. Sie lagen in einem Tal, das gänzlich sicher war und wo sie kein russisches Geschöß erreichen konnte. Für den Abend hatten sich die Offiziere einen chinesischen Zauberünstler eingeladen, welcher vor der Gesellschaft seine staunenswerten Taschenspielerkunststücke produzierte. Die Zeitungskorrespondenten lernten bei dieser Abendunterhaltung auch die Offiziere der Luftschifferabteilung kennen, welche am nächsten Tage die erste Auffahrt mit dem Fesselballon machen wollten. Man gab den Korrespondenten auch das Versprechen, einzelne von ihnen dürften eventuell nachts Auffahrten mit dem Fesselballon machen, um sich zu orientieren.

Schon zwei Abende später bekam Karl Hölcher die Aufforderung, sich im Osten der japanischen Stellung in der Nähe der Luifen-Bai einzufinden, da hier die Luftschiffer in respektvoller Entfernung von den Geschützen Port Arthurs ihren Park aufgeschlagen hatten. Ein Offizier und ein Unteroffizier nahmen außer dem Gaste in dem Korbe, der sogenannten Gondel, Platz, und langsam stieg der Ballon, der die sogenannte Drachenform hatte, welche dem Winde möglichst Widerstand bietet und das unangenehme Schwanken des Fesselballons verhindert, in die Nacht empor. In einer Höhe von

ungefähr dreihundert Meter kam der Ballon zum Stehen. Die am Kabel des Ballons angebrachte Telephonleitung funktionierte ausgezeichnet. Der Unteroffizier blieb, seinen Instruktionen gemäß, fortwährend telephonisch mit der Station unten in Verbindung.

Einen wundervollen Anblick bot von der Gondel des Fesselballons aus nach Süden hin das Meer, zeitweise tagehell beleuchtet durch die Scheinwerfer der Forts an der Seeseite. Man befürchtete wohl einen nächtlichen Torpedoangriff der Japaner, denn die Scheinwerfer ließen ihr Licht ununterbrochen spielen. Man sah die Lichter von Port Arthur, man sah die Lichter der russischen Kriegsschiffe, die im Hafen lagen. Für längere und kürzere Zeit tauchte die Landschaft unter dem Fesselballon aus der Finsternis hell beleuchtet auf, wenn die Scheinwerfer der russischen Forts das Vorterrain absuchten. Deutlich erkannte man den Lun-Fluß, der seine Wasser durch das Tal, welches die östlichen und westlichen Befestigungen von Port Arthur voneinander trennt, in das Hafensassin von Port Arthur ergießt. Man sah deutlich das Explodieren der Granaten, die von den Forts kamen, sowie der Geschosse, die aus der neuen Batterie der Japaner gegen den Wolfszügel geschleudert wurden. Auch die Umrisse der Forts erkannte man ziemlich deutlich im Lichte der Scheinwerfer.

Ununterbrochen hatte der Offizier durch den Korporal in japanischer Sprache telephonische Nachrichten nach unten zu geben. Dann wendete er seine Aufmerksamkeit auch der Gegend im Rücken der japanischen Belagerungsarmee zu, indem er eifrig mit einem guten Doppelglas Ausguck hielt. Er schien etwas entdeckt zu haben, was ihn besonders interessierte. Das Telephonieren mit der Station unterhalb wurde immer lebhafter; dann trat eine Pause ein, während deren der Unteroffizier ebenso eifrig wie der Offizier die Gegend im Rücken der Belagerungsarmee und hier besonders einen Punkt beobachtete. Nach Mitternacht ging der Mond auf und beleuchtete die Landschaft mit hellem Scheine; aber der Offizier gab jetzt das Signal zum Herunterziehen des Ballons. Das Mondlicht verursachte nämlich tiefe Schlagschatten der Berge und Hügel, so daß man sich über die einzelnen Punkte des landschaftlichen Bildes da unten schlechter orientieren konnte als vorher in der Dunkelheit und beim Lichte der Scheinwerfer.

Nachdem er übernachtete bei den Offizieren der Luftschifferabteilung,

schrieb in den frühesten Morgenstunden einen Bericht und kam gegen acht Uhr nach dem Lager wieder zurück. Er suchte den japanischen Zensor, den Generalstabsoffizier auf, dem alle Zeitungsberichte vor der Absendung zur Durchsicht vorgelegt werden mußten. Der deutsch sprechende Generalstabsoffizier, an den Karl ein für allemal verwiesen war, behandelte den einzigen Deutschen, der sich im japanischen Lager vor Port Arthur aufhielt, sehr liebenswürdig; nur hatte er gewöhnlich Wünsche betreffs Änderungen in den Artikeln und wegen des Herausstreichens einzelner Mitteilungen, von denen er fürchtete, sie könnten auf Umwegen den Russen zugehen.

Trotzdem war Karl bald abgefertigt. Er verschloß den Brief an seinen Vater und wollte ihn soeben selbst nach dem Hauptfeldpostamt bringen, damit dieses den Brief nach Tokio und von dort per Dampfer nach Schanghai befördere, als er ein lebhaftes Zusammenlaufen der dienstfreien japanischen Truppen bemerkte. Eine Anzahl Infanteristen brachte drei Spione in das Lager. Die Sache sah so harmlos aus, daß Karl unwillkürlich lächeln mußte. Sie erinnerte ihn an die Kinderzeit, als er mit den Altersgenossen „Pferdchen“ spielte. Die chinesischen Spione, deren Arme man auf den Rücken gefesselt hatte, waren von den findigen Japanern mit Stricken so miteinander verbunden, daß vorn einer und hinter ihm zwei Chinesen gingen. Die Enden der drei Stricke hielt ein Unteroffizier, der hinter den Gefangenen ging, in der linken Hand, während er mit der Rechten das Gewehr auf der Schulter festhielt. Die Chinesen waren gut gekleidet, auch mit Schuhen versehen, ein Beweis, daß es keine Diebe oder Bettler waren.

Lipao stand plötzlich neben Karl und sagte ihm:

„Die Spione sind in der Nacht dabei ertappt worden, wie sie Lichtsignale mit den Russen auf dem Wolfshügel wechselten. Der japanische Offizier im Fesselballon hat das Signalisieren beobachtet und durch das Telephon die Gegend angegeben, wo die Spione zu überraschen waren. O Herr, der erste der Spione, der mit dem dicken Zopf, dem lang über die Mundwinkel herabfallenden Schnurrbart und dem zweiteiligen Kinnbart ist der Mann, der meine Eltern hinrichten ließ. Er war bei den Bayern. Jetzt wird er seinen Lohn erhalten. Wie freue ich mich, daß meine Eltern gerächt werden!“

„Da du ein Christ bist, Lipao,“ entgegnete Karl, „sollst du

dich nicht über das Unglück deines Feindes freuen. Die Freveltat, die er gegen deine Eltern verübt hat, wird er mit dem Tode büßen, aber du, Lipao, sollst dich nicht darüber freuen. Überlaß die Rache Gott und verjage dein Mitleid auch deinem Feinde nicht."

Karl ging nach der Donga — so bezeichneten die Japaner die Felschlucht, in der die Europäer hausten.

Lipao folgte ihm, wie es schien, sehr aufgereggt. Er machte das Mittagessen zeitiger fertig als sonst und brachte den Reis eine halbe Stunde früher, so daß ihn Karl fragte, was denn los sei.

„Um ein Uhr nachmittags werden die Spione erschossen, und das will ich mir ansehen. Ich will mich nicht freuen über den Tod des Mannes, der meine Eltern hinrichten ließ, ohne daß sie ihm etwas getan hatten, und der auch meine Schwester und mich abschlachten lassen wollte; aber ich will dabei sein. Die Spione werden als Scheiben aufgestellt und dann wird auf sie geschossen.“

„Rede keinen Unsinn!“ sagte Karl; aber Lipao blieb dabei, daß die Spione auf ganz besondere Weise erschossen werden sollten, nachdem sie das Kriegsgericht in kaum viertelstündiger Sitzung zum Tode verurteilt hatte. Die Zeitungskorrespondenten beschloßen daher, der Hinrichtung beizuwohnen. In einem Tale hatte man drei rohe Holzkreuze errichtet, welche je drei oder vier Schritt voneinander entfernt in einer Linie aufgestellt waren. Bald kam ein Zug japanischer Soldaten, geführt von einem Offizier, der an Stelle des modernen Degens das alte japanische Schwert, wohl ein Erbteil tapferer Vorfahren, trug. Ihn begleiteten mehrere Offiziere und auch ein japanischer Auditeur, sowie eine Anzahl Kriegskorrespondenten. Auch die Photographen waren zur Stelle. Alle Anwesenden taten, als handle es sich um ein ganz gewöhnliches Schauspiel und nicht um die Hinrichtung dreier Menschen. Die Chinesen wurden mit verbundenen Augen an die Kreuze gefesselt, so daß ihre Arme ausgestreckt waren und ihre Körper aufrecht standen. Dann trat eine Sektion japanischer Infanteristen, alles ausgewählte Schützen, vor und kniete nieder. Ohne Kommando richteten sie dann ein wohlgezieltes Feuer auf die drei zum Tode Verurteilten. Die ersten Schüsse trafen fast ausnahmslos die Köpfe der Hinzurichtenden und führten ihren augenblicklichen Tod herbei. Die Offiziere und der Auditeur überzeugten sich, daß die Hinrichtung vollstreckt sei und daß die drei Delinquenten nicht mehr lebten. Dann wurde indes

den Soldaten Gelegenheit gegeben, auf die drei am Kreuze festgebundenen Leichen wie auf Scheiben zu schießen. Es bot dies ein so abscheuliches Bild, daß sämtliche Europäer sich entrüstet entfernten.

„Bei den Gelben schlägt eben doch immer wieder der Asiate durch,“ meinte Emerson. „Dazu kommt die tiefe Verachtung, die der Japaner gegen den Chinesen hegt, obgleich er desselben Stammes ist. Es ist wenigstens ein Glück, daß sie die armen Kerle erst totschossen, bevor diese als Scheiben verwendet wurden.“

### Fünftes Kapitel.

Vorbereitungen zum Sturm auf den Wolfsberg. — Auf dem Beobachtungshügel. — Im Tal des Codes. — Siebenhundert Japaner in die Luft gesprengt. — Drahtverhane und Wolfsgruben — Der japanische Sturm abgeschlagen. — Der zweite Sturm am 28. Juli. — Die japanische Fahne auf dem russischen Wall. — Moskitoplage. — Karl und Lipao in Daluy. — Die Warnung. — Der Nachtritt. — Vom Wege abgekommen. — Bei den chinesischen Köhlern. — Gefangen. — Ein getreuer Gefährte — Qualen des Hungers und des Durstes. — Der Wolkenbruch. — Das Fajjal der Versmachteten.

Durch Batterien, welche die Japaner mit mehr oder minder großen Verlusten an Menschen nachts erbaut hatten, war es gelungen, die russischen Redouten auf dem Grünen Berge vollständig zum Schweigen zu bringen. Die japanischen Granaten hatten anscheinend den Aufenthalt der russischen Truppen in jenen provisorischen Stellungen ganz und gar unmöglich gemacht. Die japanischen Batterien schwerer Geschütze vereinigten jetzt von drei Seiten ihr Feuer auf den Wolfsberg. Fast vierundzwanzig Stunden lang, einen ganzen Tag und eine Nacht, hagelten die japanischen Geschosse in die Stellung der Russen hinein. Es wurde nicht nur das Fort auf dem Berge, sondern auch der Bergabhang, wo die Russen Verteidigungslinien errichtet hatten, ununterbrochen beschossen.

Am 26. Juli wurden Karl und Emerson schon vor Tagesgrauen geweckt. Hauptmann Kochi war mit einigen Pferden und Soldaten erschienen, um die beiden Korrespondenten abzuholen. Er trank mit ihnen noch eine Tasse Tee, welchen Lipao bereitete, dann drängte

er zum Ausbruch. Als die Sonne aufging, befanden sich die beiden Europäer mit dem japanischen Generalstabshauptmann und einigen Soldaten auf der Höhe des Beobachtungshügels, hinter dem der Park der Luftschifferabteilung errichtet war. Die Pferde waren in einer Deckung zurückgeblieben. Zu den Zuschauern, welche Hauptmann Kochi führte, kam noch eine große Anzahl von Offizieren, die sich hier wie auf einer Tribüne versammelten.

Erst als das Feuer der japanischen Batterie sich noch verstärkte und ein Hagel von Geschossen gegen den Wolfsberg flog, erklärte Kochi:

„Ich habe Sie hierher geführt, weil wir den Wolfsberg stürmen werden. Von hier aus können Sie das Schauspiel genießen.“

Es war gegen acht Uhr morgens, als sich in der Ebene vor dem Wolfsberge plötzlich japanische Infanteriemassen zeigten. Sie marschierten nicht in breiter Front, sondern in Reihen hintereinander, die Kompagnien mit weitem Abstand, um den feindlichen Geschützen weniger Zielfläche zu bieten. Das Feuer der Russen vom Wolfsberge her war verhältnismäßig schwach; entweder waren die Geschütze bereits demontiert oder das rasende Feuer der Japaner verhinderte die russischen Kanoniere, die Geschütze rasch und sorgfältig zu bedienen.

Immer dichtere Massen von japanischer Infanterie tauchten auf dem ansteigenden Gelände vor dem Wolfsberge auf. Man sah, wie die Kolonnen zum Teil nach rechts herumschwenkten, um die russische Befestigung nicht nur von der Front, sondern auch von der Flanke aus zu fassen; wahrscheinlich kamen auch von links her japanische Kolonnen, die man indes von dem Beobachtungspunkte aus nicht sehen konnte. Zwischen dem Divisionsberg, von dem man natürlich auch heftig zu feuern begann, und dem Wolfsberg befand sich ein Tal, welches ziemlich eng war. In dieses schoben sich drei japanische Kompagnien hinein.

Plötzlich sahen die Beobachter auf dem Berge diese drei Kompagnien in ein Flammenmeer eingehüllt. Eine Wolke, in welcher irgendwelche feste Körper tausendfach durcheinander wirbelten, erhob sich. Dann ertönte ein Knall, als sei die Erde geborsten, und einige Sekunden später zitterte selbst der Boden, auf dem die Beobachter standen. Als sich die Rauchwolke vom Boden emporhob, waren die drei Kompagnien verschwunden. Man sah unten nur unförmliche

Massen: die drei japanischen Kompagnien hatten das sogenannte Tal des Todes betreten!

In einer Länge von einem Kilometer hatten die Russen schon vor Beginn der Belagerung den Boden des Tales aufgegraben und Kisten mit Dynamit und anderen Sprengstoffen hier untergebracht. Dann kam eine Lage Ton, um die Kisten gegen Kasse zu schützen, und auf den Ton wurden wieder die Felsstrümmen gebracht, die früher das Tal bedeckt hatten. Die riesige Mine war mit elektrischen Zündern versehen, und als die drei japanischen Kompagnien dichtgebrängt das Tal passierten, wurde vom Wolfsberge her die Mine elektrisch zum Zünden gebracht. Mehr als siebenhundert Japaner flogen mit zerrissenen Leibern nebst Felsstrümmern und Erdklumpen in die Luft. Die moralische Wirkung dieser entsetzlichen Explosion machte sich selbst bei den japanischen Truppen geltend. Aber nur einen Augenblick dauerte die Bestürzung, dann löste sich die Spannung bei den Japanern in ein lautes, von Tausenden ausgestoßenes: „Bansai!“

Im Lauffschritt eilte ein ganzes Bataillon über die verstümmelten Reste ihrer Kameraden hinweg, durch das Tal des Todes in die rechte Flanke des Wolfsberges. Aber auch an anderer Stelle flogen die Flatterminen auf, welche die Russen vor ihren Befestigungen angelegt hatten. Fünfzig und hundert Menschen flogen hier und dort in die Luft, doch für jeden japanischen Gefallenen waren zwei neue Ersatzmänner da. Ohne Rücksicht auf das Feuer des Gegners schwärmten die Japaner jetzt in geschlossenen Massen gegen den Wolfsberg vor. Unaufhaltsam rückten sie vorwärts, ungefähr bis in die Hälfte des Bergabhangs. Hier aber geboten ihnen die Wolfsgruben und Stacheldrahtzäune Halt.

Mehr als mannshohe Pfähle waren in unregelmäßigen Reihen, wohl zehnfach hintereinander, in die Erde gerammt. Zwischen ihnen war aus Stacheldraht ein vollkommenes Netz ausgespannt, welches so dicht war, daß kein Mensch hindurchkriechen konnte. Vor diesen Stacheldrahtzäunen und hinter denselben befanden sich die Wolfsgruben. Es sind dies oben kreisrunde, mehr als mannstiefe Löcher, die trichterförmig in die Erde hinuntergehen. Auf dem Boden des Trichters befindet sich ein spitzer, im Feuer gehärteter Holzpfahl, dessen scharfe Spitze bis in die Hälfte des Trichters hineinragt. Diese Wolfsgruben sind so dicht nebeneinander angelegt, daß kaum der

Fuß zwischen denselben sicheren Halt findet. Wer ausgleitet, stürzt in die Grube, und da dieselbe unten außerordentlich eng ist, so ist es unvermeidlich, daß er sich den spitzen Pfahl durch den Leib stößt. Es ist schon sehr schwer, in ruhigem Schritt und mit großer Aufmerksamkeit die fünffache Reihe der Wolfsgruben zu passieren, ohne hineinzustürzen; die Japaner aber hatten diese Stelle zu passieren unter dem wütenden Schnellfeuer aus russischen Gewehren und Maschinenkanonen.

Trotz aller Tapferkeit kam an dieser Stelle der Sturm zum Stehen. Die japanischen Offiziere und Mannschaften wurden durch das russische Schnellfeuer niedergemäht wie Grashalme von der Sense des Schnitters. Es traten neue Mannschaften an ihre Stelle, aber auch ihre Kolonnen schmolzen dahin wie Schnee in der Sonne.

Der Befehl zum Rückzug wurde gegeben. Die japanischen Hörner riefen die am weitesten vorgeschobenen Mannschaften zurück. Der erste Sturm auf den Wolfshügel war abgeschlagen. Er kostete den Japanern Tausende von Männern, besonders durch die Flatterminen.

Schlimm war es, daß die Verwundeten bei dem Rückzug nicht mitgenommen werden konnten. Man mußte sie bei dem ununterbrochenen Feuern der Russen bis zum Einbruch der Dunkelheit draußen liegen lassen. In der glühenden Hitze mögen viele dieser Unglücklichen, die sich nicht mehr fortbewegen konnten, verschmachtet sein. Erst als die Dunkelheit hereinbrach, gingen die japanischen Krankenträger vor. Die Russen, die einen nächtlichen Sturm fürchteten, beleuchteten mit ihren Scheinwerfern sorgfältig die Umgegend, und wo sie die Gruppen von Japanern bemerkten, feuerten sie, so daß auch manche von den Krankenträgern tot oder schwer verwundet zu Boden sanken. Aber es gelang doch mit unsäglicher Mühe, den größeren Teil der draußen liegenden Schwerverwundeten zu bergen. Wer noch kriechen konnte, und sei es auch auf allen Vieren, hatte sich schon im Laufe des Tages, nachdem das Feuer der Russen etwas nachgelassen hatte, selbst zu retten versucht.

Die Toten sah man draußen in ganzen Bergen liegen, vor den Wolfsgruben und Stacheldrahtzäunen bildeten sie an manchen Stellen, wie man durch ein gutes Fernglas sehen konnte, einen hohen Wall.

Der 27. Juli verstrich mit Vorbereitungen für den nächsten

Sturm. Jetzt wußte man, daß die russischen Minen nicht mehr zu fürchten waren, wenigstens nicht bis zu der ersten Verteidigungslinie der Wolfsgruben und Stacheldrahtzäune. Am 28. Juli vor Morgengrauen gingen fünftausend Japaner wieder zum Sturm vor. Es waren ausnahmslos Freiwillige, die in den Tod gingen, denn es war kaum anzunehmen, daß auch nur die Hälfte dieser Leute den Wolfsberg erreichen würde. Unbemerkt von den Russen kamen sie bis an die ersten Hindernisse. Die Wolfsgruben wurden mit Sandsäcken, welche die Infanteristen mit sich führten, ausgefüllt, so daß man leicht an den Stacheldraht herankommen konnte. Die japanischen Pioniere begannen die Stacheldrahtpfosten niederzuschlagen, selbst die japanischen Offiziere versuchten mit ihren Säbeln den Stacheldraht zu zerhauen: ein vergebliches Bemühen, denn dieser Draht war aus bestem Stahl gefertigt.

Aus den Schützengraben hinter den Hindernissen rasselte ununterbrochen das Salvenfeuer und knatterten die Maschinengewehre. Hunderte von Japanern fielen an diesem ersten Hindernis. Aber dann waren plötzlich zwei Lücken im Stacheldrahtzaun entstanden, breit genug, um kleinen Abteilungen den Durchgang zu ermöglichen. Wenn auch noch mancher kampfesmutige Japaner in die Wolfsgruben hinter den Stacheldrahtzäunen stürzte und einen gräßlichen Tod fand, stürmten doch jetzt die anderen unaufhaltsam gegen den Schützengraben vor. Noch einmal gaben die Russen Salvenfeuer ab, dann verließen sie flüchtend ihre Stellungen, verfolgt von den Japanern.

Von einem zweiten und einem dritten Graben wurden die flüchtenden Russen aufgenommen und feuerten zusammen mit der Besatzung auf dem Berge auf die anrückenden Japaner. Hunderte fielen und fielen wieder, aber den fünftausend ersten Mann folgten fünftausend weitere, und gegen Mittag, nachdem der Kampf wiederholt zum Stehen gekommen war, machten die Japaner den letzten Sturm auf die Mauern und Erdwälle des Forts.

Vom Beobachtungshügel aus sah man die japanische Fahne, das weiße Tuch mit dem roten Ball und dem vom Mittelpunkt nach dem Rand ausgehenden Streifen (das Zeichen der aufgehenden Sonne) auf dem Ball des Wolfsberges erscheinen. Nur einen Augenblick flatterte diese Fahne, dann fiel sie. Ein gräßlicher Kampf, Mann gegen Mann mit dem Bajonett und dem Kolben,

wütete dort oben. Auch an anderer Stelle flatterte die japanische Fahne, und sie fiel. Aber die Fahne erhob sich wieder, immer neue Massen von Japanern drängten in das Fort hinein, und nach einstündigem fürchterlichen Ringen blieb die japanische Fahne endgültig auf dem Wall.

Der Wolfsbügel war erobert!

Die Russen flüchteten in die Redouten, die zwischen den großen Forts südlich vom Wolfsberg errichtet waren. Immer neue Kolonnen von Japanern eilten jetzt auf den Wolfsberg zu, um das Fort zu besetzen und gegen einen Wiederangriff der Russen zu verteidigen. Aber wenn auch die Redouten und Forts ein wütendes Feuer auf den Wolfsberg, den die Japaner besetzt hielten, eröffneten, so wagte doch die russische Infanterie nicht den Gegensturm. Die tapfere Besatzung des Wolfsbügels hatte fast zwei Drittel ihrer Kopfzahl verloren. Auf den Wällen lagen ganze Berge von Leichen, Japaner wie Russen, übereinandergeschichtet. Im Todeskampfe noch sich gepackt haltend, lagen die Kämpfer, die hier wie die wilden Tiere nicht nur mit Bajonett und Kolben, sondern auch mit Fäusten und Zähnen gegeneinander gefochten hatten.

Im Lager der Japaner machte sich bei der zunehmenden Hitze eine Plage mehr und mehr bemerkbar, an welche die Europäer vorher kaum gedacht hatten. Die Moskitos vermehrten sich in so ungeheurer Weise, daß die Nächte ohne Moskitoneze unerträglich wurden. Um gegen die Feuchtigkeith des Bodens geschützt zu sein, hatten Karl und Emerson in ihrem Zelt Hängematten angebracht und zum Schutz gegen die Moskitos bedeckten sie sich des Nachts bis über den Kopf mit leichten Decken. Es war das sehr unangenehm wegen der Hitze, dann aber gewährte es absolut keinen Schutz. Die Moskitos schlüpfen auch unter die Decken, und es verging keine Nacht, wo nicht der eine oder der andere der beiden Freunde wie ein Rasender aus der Hängematte fuhr, weil er von einem Moskito böse gestochen worden war.

„Es muß irgend etwas geschehen,“ meinte Emerson. „Mit den Moskitos ist nicht zu spaßen. Ich kenne die Tiere von meiner amerikanischen Heimat her. Das Schlimmste ist, daß wir eine Blutvergiftung und dadurch eine tödliche Krankheit bekommen können. Es liegen so viel Leichen noch unbeerdt hier in der Um-

gend herum, daß stets zu befürchten ist, einer der Moskitos übertrage das Leichengift auf uns. Sie wissen ja, daß in den Malaria-gegenden auch das Fieber lediglich durch Moskitostiche entsteht. Generalstabshauptmann Kochi hat mir gesagt, daß in Dalny Moskitoneze zu haben seien. Die Eisenbahn dahin können wir jetzt nicht benützen, denn ununterbrochen ist dieselbe von Munitions- und Geschütztransporten in Anspruch genommen. Auch Proviant und Belagerungsmaterial wird befördert, und es ist selbst den japanischen Generalstabsoffizieren nicht erlaubt, mit der Eisenbahn nach Dalny zu fahren. Zu Pferde indes ist ja der Weg nicht zu weit. Es geht auch ein ganz passabler Weg nach Dalny über die Berge hinüber, der einen viel kleineren Bogen macht als die Eisenbahn. Nach meiner Schätzung können es höchstens zweiunddreißig Kilometer sein. Bei den Kavallerieoffizieren werden wir wohl ein Pferd geliehen erhalten. Wollen Sie nach Dalny hinüberreiten, so will ich ein Pferd besorgen, wenn Sie aber lieber hier bleiben wollen, gehe ich nach Dalny; die Moskitoneze müssen wir auf jeden Fall haben.“

„Ich reite ganz gern nach Dalny hinüber,“ meinte Karl, „wenn Sie nicht besondere Gründe haben, allein zu reiten.“

„Ich bleibe ganz gern hier. Ich habe die Absicht, entgegen dem Befehl General Rogis, ein wenig im Vorterrain Studien zu machen, denn auf die Dauer werden meine Berichte langweilig. Man bekommt wohl von den Generalstabsoffizieren hin und wieder Material zu einer Depesche, aber sensationelle Berichte, wie meine amerikanische Zeitung sie braucht, kann ich mir auf dem bisherigen Wege nicht verschaffen.“

Am nächsten Morgen stand ein Pferd für Karl bereit, aber auch Sipao hatte sich einen Maulesel von irgend einem Chinesen gemietet und war bereit, Karl bei dem Ausflug nach Dalny zu begleiten.

„Ich meine Schwester sehen,“ sagte er in dem gebrochenen Englisch, das er sprach, und das er mit großer Geschwindigkeit durch den Umgang mit den Europäern verbesserte. „Ich Weg zeigen und beim Einkauf helfen. Chinesen sonst den Herrn sehr betrügen!“

Emerson hatte ein Verzeichnis derjenigen Bedürfnisse aufgestellt, welche in Dalny für das Lagerleben eingekauft werden mußten. Auf dem Rückmarsch hatte jedenfalls der Packesel Sipaos eine ganz anständige Last zu tragen.

Ganz gemächlich wurde der Weg nach Dalny in wenigen Stunden zurückgelegt. Karl mußte sich bei dem Kommando von Dalny unter Vorweisung seiner Papiere melden, um sich das Recht zum Aufenthalt für vierundzwanzig Stunden zu verschaffen. Er ging gleich an den Einkauf der Sachen, deren er bedurfte; nur mit den Moskitonegen war es eine schlimme Sache. Dieselben waren nicht zu haben und sollten erst am nächsten Tage, ja erst am nächsten Nachmittage in dem Laden bei dem Chinesen, der sie beschaffen wollte, zu kaufen sein. Karl fand notdürftig Quartier im „Hotel Dalny“, das mit japanischen Offizieren überfüllt war, und Lipao ging zu seinen Verwandten nach dem Chinesendorfe hinüber.

Am nächsten Tage wurden Konserven, Zigarren, Zigaretten, Streichhölzer, Getränke eingekauft und zu Packlasten geordnet. Die Moskitonege waren erst in später Abendstunde zu haben. Ganz gern wäre Karl noch die zweite Nacht in Dalny geblieben, aber die Frist für seinen Aufenthalt war abgelaufen, sogar schon einige Stunden überschritten. Er hätte Weiterungen und vielleicht Unannehmlichkeiten mit dem japanischen Kommando gehabt und beschloß, trotzdem die Dunkelheit bald hereinbrach, abzureiten, zumal Lipao meinte, er könne den Weg auch bei Nacht finden.

Als Karl schon im Sattel saß, trat aus dem Hotel einer der Deutsch sprechenden japanischen Offiziere, der seine militärische Ausbildung in Deutschland genossen hatte.

„Sie wollen fort?“ fragte er Karl.

„Ja, ich will ins Lager nach Port Arthur zurück. Mein Freund und Berufsgenosse erwartet sehnsüchtig ein Moskitoneg.“

„Ich würde an Ihrer Stelle bei Nacht nicht über die Berge reiten, der Weg ist unsicher. Es sind sogar einzelne Kavalleriepatrouillen nachts angefallen worden.“

„Von den Russen?“

„Nein, aber von den Chinesen. Es sind hier unten überall Boxerbanden, das heißt Räuber.“

„Ich dachte, die Boxer sind auf japanischer Seite?“

„Einzelne Banden wohl. Aber es gibt Gefindel, das sich nicht in unsern Dienst stellt, sondern die günstige Gelegenheit zum Rauben, Plündern und Morden benützt.“

„Ich habe meinen Revolver, und auch mein Diener ist bewaffnet. Unsere Pferde sind ausgeruht und ich gedenke, bis Mitternacht vor Port Arthur zu sein.“

„Viel Glück auf den Weg!“ meinte der japanische Offizier.

Karl ritt ab, doch konnte er, wie er bald einsah, nicht so schnell vorwärts kommen, wie er beabsichtigte, weil der schwerbeladene Maulesel, neben dem Lipao herlief, sehr langsam ging. Wie das bei jedem Marsch mit Tragtieren gewöhnlich ist, hatte sich nach der ersten halben Stunde das Gepäck, das der Maulesel trug, so verschoben, daß er abgefattelt und neu gepackt werden mußte. Das nahm weit über eine halbe Stunde in Anspruch, so daß es schon dämmerig war, als die Berge erreicht wurden.

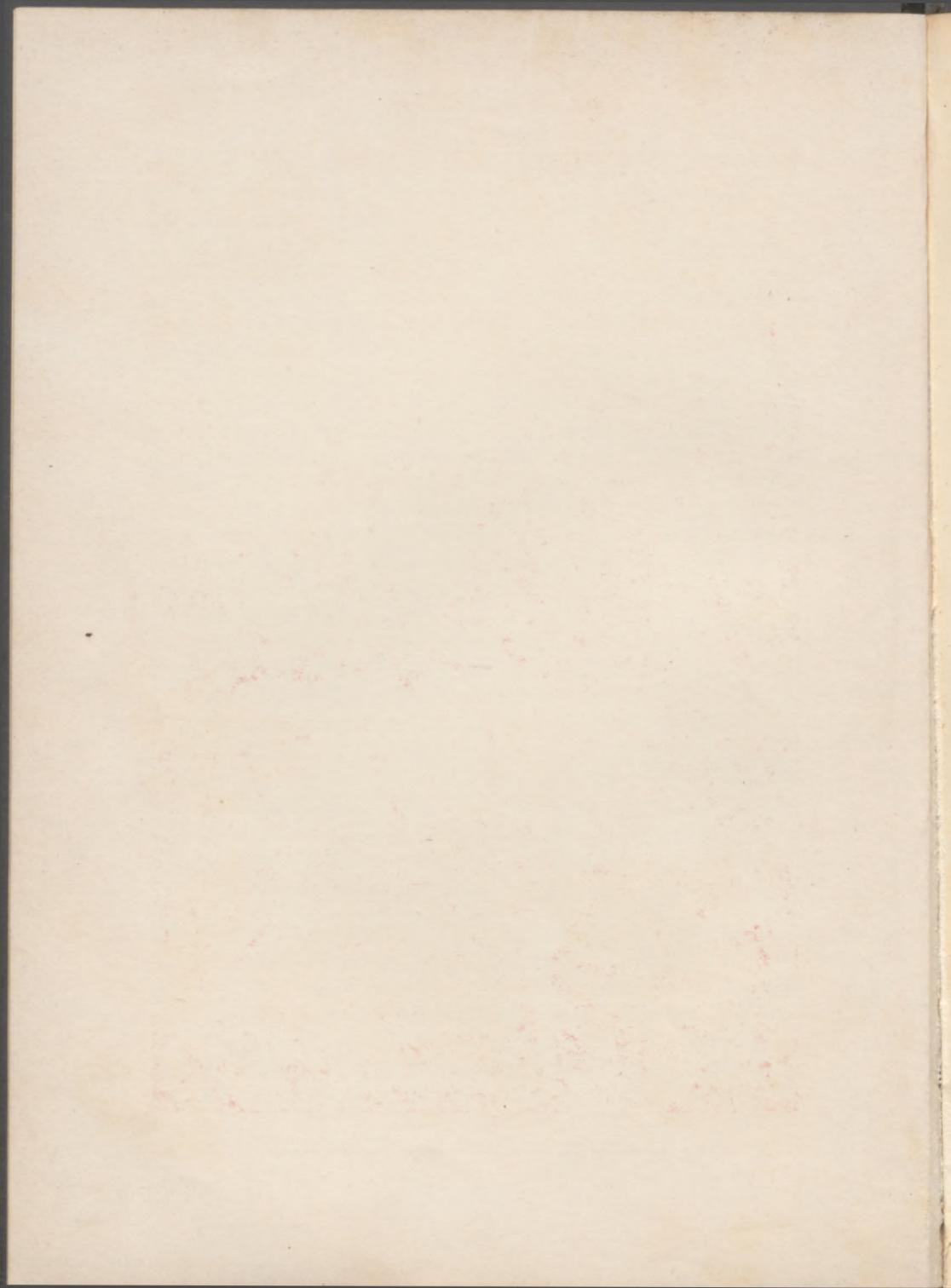
Im Dunkeln kam man durch den chinesischen Ort Hsiamaling. Hier teilt sich die Straße. In einem kurzen Bogen führt der Weg bald über den Maanfluß nach Süden direkt auf die Meeresküste zu, in einem weiteren Bogen, der erst später den Maanfluß überschreitet, geht der Weg nach Port Arthur. Ohne die Warnung des japanischen Offiziers hätte Karl wahrscheinlich in Hsiamaling Halt gemacht und sich genau über den Weg orientiert, aber er war doch unruhig geworden, und da er in der Ortschaft eine auffallende Bewegung und sehr viele Chinesen sah, die in Gruppen zusammenstanden, zog er hindurch, ohne sich aufzuhalten.

Bald stand er vor einer Dreiteilung des Weges. Er glaubte als richtigen Weg für sich den mittelsten wählen zu müssen und schlug diesen auch ohne Zaudern ein. Es fiel ihm auf, daß er den Maanfluß so bald erreichte. Infolge der großen Hitze war das Wasser sehr niedrig, die Pferde durchschritten es ohne weiteres. Dann kam ein Wald, in dem der Weg sich weniger deutlich abzeichnete.

Ungefähr zwei Stunden war man langsam geritten, als von einer Berghöhe aus wieder eine Orientierung möglich war. Karl mußte sich sagen, daß er auf falschem Wege war. Über Port Arthur und Umgebung sah man nachts beständig einen Lichtschein, der sogar bis Tschifu zu sehen war. Diesen Lichtschein hätte Karl, wenn er auf dem richtigen Wege gewesen wäre, vor sich haben müssen, er sah ihn jetzt rechts seitwärts, ein Beweis, daß er von der Richtung abgekommen war. Ohne weiteres die Richtung nach rechts einzuschlagen, ging nicht an, auf ungebahntem Pfade konnte man in dem



In einer japanischen Belagerungsbatterie.



fremden Terrain nicht darauf losreiten. Umkehren ging auch nicht gut. Karl besprach sich mit Lipao, welcher sagte:

„Ich schon lange wissen, daß auf falschem Weg. Aber dort drüben links Licht.“

In der That sah man zur Linken des Weges, den Karl bisher geritten war, ein starkes Licht zwischen den Bäumen. Karl nahm die Richtung auf dasselbe und sah bald, daß es sich nicht um Licht, sondern sogar um Feuer handelte. Eine Viertelstunde später befand er sich auf einem Köhlerplatz mitten im Walde.

Chinesische Köhler waren hier beschäftigt, Holzkohlen herzustellen, für welche sie bei der japanischen Armee vor Port Arthur guten Absatz hatten. Die Japaner sind gewöhnt, mit Holzkohlen zu kochen und verwendeten auch aus Vorsicht dieses Feuerungsmaterial, das keinen Rauch gibt, um nicht ihre Stellungen den Russen durch die aufsteigenden Rauchsäulen der Lagerfeuer zu verraten. Es waren wohl ein Duzend kräftige, ruhige Chinesengestalten, die sich mit den Meiseln der Köhlerei beschäftigten.

Lipao näherte sich ihnen und fragte um Bescheid über den Weg nach Dalny und Port Arthur. Die Chinesen gaben ihm nur unwillig Antwort. Als Karl näher herantrat und durch Lipao verhandeln wollte, sah er, daß er auf einen freundlichen Empfang nicht zu rechnen hatte. Die Chinesen hatten sehr bald bemerkt, daß er keine Uniform trug und glaubten sich daher nicht verpflichtet, ihm irgendwelche Auskunft zu geben. Karl zog seine Börse und gab einige größere Silberstücke an die Leute, während er Lipao aufforderte, noch einmal nach dem Wege zu fragen. Die Chinesen traten darauf zur Seite, sprachen eifrig miteinander, doch so, daß die Fremden nichts hören konnten, und der älteste von ihnen kam mit der Erklärung zurück: der Fremde solle absteigen und bei ihnen bis zum Morgen bleiben, der Weg sei im Finstern sehr schlecht zu finden. Nach Dalny sei es auch für einen Nachtritt zu weit.

Karl ließ den Chinesen durch Lipao sagen, er wolle nach Port Arthur, aber die Chinesen schüttelten die Köpfe und meinten, Port Arthur sei belagert, dort könne niemand hin. Sie machten dann auch nicht weiter viel Federlesens, sondern schirrtten dem Maulesel die Traglasten ab und brachten dieselben in eine primitive Holz-  
hütte. Karl knöpfte die Ledertasche des Revolvers, den er um den Leib geschnaht hatte, auf, um den Leuten zu zeigen, daß er eventuell

einer Gewalttätigkeit zu begegnen wisse. Das hatte nur die Folge, daß plötzlich drei Chinesen mit russischen Militärgewehren in der Hand um ihn herumstanden und wortlos die Waffe schußbereit hielten. Der älteste der Chinesen forderte ihn dann energisch auf, abzustiegen.

Blitzschnell, denn es war keine lange Zeit übrig, überlegte Karl, was er jetzt beginnen könne. Den Revolver ziehen und Feuer geben, wäre Torheit gewesen, denn die drei bewaffneten Chinesen standen jeder kaum fünf Schritt von ihm entfernt, sowie er den Revolver herauszog, schossen sie ihn nieder. Das Pferd herumreißen und davonsprengen wäre sehr gefährlich gewesen, dann aber hätte Karl auch Lipao in den Händen der Chinesen lassen müssen, und das wäre von ihm eine Nichtswürdigkeit gewesen. Er stieg daher ab. Sein Pferd wurde sofort beiseite geführt. Der älteste der Chinesen, wohl der Leiter der Köhlerei, nötigte ihn mit Lipao zusammen in eine Blochhütte hinein. Die Tür wurde zugemacht und man hörte, wie außen ein schwerer Balken als Riegel vorgelegt wurde. Fenster hatte die Blochhütte nicht.

„Was wollen die Kerle von uns?“ fragte Karl, der sehr unsicher geworden war, seinen chinesischen Diener.

„Sie ihnen haben gegeben Geld. Das war sehr gefährlich,“ meinte Lipao. „Chinesen sein sehr habüchtig, sie wollen uns alles wegnehmen und uns totmachen.“

„Sie haben mir und dir doch den Revolver gelassen!“ sagte Karl, dem die ganze Situation sehr unbehaglich vorkam.

„Sie uns haben eingesperrt,“ sagte Lipao, „sie uns nicht herauslassen und uns nichts geben zu essen und zu trinken. Wir beide kaput.“

Der Gedanke Lipaos schien berechtigt, denn den Chinesen war alles zuzutrauen. Karl setzte sich auf einen Holzkloß in der Ecke der Blochhütte, welche nichts weiter als einige ähnliche Holzklöße enthielt, und überlegte, ob es nicht eine Möglichkeit gäbe, diesen chinesischen Köhlern zu entinnen. Er mußte annehmen, daß nach vierundzwanzig Stunden Emerson ihn vermissen würde. Dieser konnte dann allerdings in Dalny nachfragen, und dort würde er mit großen Zeitverlusten erfahren, daß der Berufsgenosse mit dem chinesischen Diener von Dalny fortgeritten war. Nach dem Vermißten zu suchen, wäre zwecklos gewesen; selbst wenn Emerson ein ganzes

Bataillon japanischer Soldaten zur Verfügung gehabt hätte, was ja doch jedenfalls nicht der Fall war, hätten diese Truppen nicht genügt, um ein bergiges Terrain von vielleicht 400 Quadratkilometern nach zwei verlorengegangenen Personen abzusuchen. Es wäre ja möglich gewesen, daß auch eine Abtheilung beim Suchen zu den Höhlern gekommen wäre, aber darüber konnten acht, zehn, zwölf Tage vergehen und inzwischen waren allerdings die beiden Eingesperrten in der Blockhütte verhungert und verdurstet.

Lipao warf sich auf den Boden der Blockhütte und sagte zu Karl:

„Der Herr hinlegen und schlafen. In schlimmen Sachen nichts besseres wie schlafen. Man vergißt böse Dinge.“

Der gute Rat Lipaos war nicht übel, aber Karl war zu aufgeregert, um schlafen zu können. Er blieb ruhig auf seinem Holzkloß sitzen, um Lipao nicht zu stören, dessen regelmäßige Atemzüge ihm bald bewiesen, daß der halbwüchsige Bursche wirklich in einen ruhigen Schlaf verfallen war. Der Chinese ist fähig, zu jeder Zeit und an jedem Orte zu schlafen, man behauptet ja von den Chinesen, sie seien in der glücklichen Lage, keine Nerven zu besitzen, unter denen der Europäer so viel leidet . . .

Karl war doch schließlich eingeschlafen. Halb auf der Erde liegend, mit dem Rücken an den Holzkloß gelehnt, hatte er selbst in dieser unbequemen Stellung mehrere Stunden Schlafes genossen. Als er erwachte, mußte er sich erst besinnen, wo er war. Es war finster im Innern der Blockhütte, nicht ein Strahl des Tageslichtes, das wahrscheinlich draußen herrschte, drang durch das Dach oder die Wände. Die Zwischenräume zwischen den Balken, aus denen die Hütte errichtet war, hatten die Chinesen sorgfältig mit Moos verstopft. Karl entzündete ein Streichholz und sah auf seine Uhr. Es war zehn, wahrscheinlich vormittags. Als das Streichholz aufflammte, sah Karl Lipao neben sich stehen.

„Herr! Lipao ein Stück Brot bei sich haben. Hier nehmen Herr und essen.“

Karl fühlte wohl großen Hunger, aber er wollte das Brot Lipaos nicht annehmen.

„Iß du nur selbst das Brot, Lipao,“ sagte er.

„Lipao nicht hungrig. Lipao viele Jahre hungern gelernt. Lipao lange aushalten ohne Brot.“

„Ich danke dir, Lipao. Du bist ein guter Junge, aber behalte das Brot nur für dich.“

Lipao entfernte sich, um sich in der anderen Ecke der Blockhütte ruhig auf seinen Klotz zu setzen. Die Dunkelheit regte die Gedanken der beiden Gefangenen lebhaft an. Die Zeit verstrich langsam, als wären ihre Flügel gelähmt. Von draußen her tönte hin und wieder das Rufen einer Stimme, man hörte auch undeutlich Gespräche. Beide Gefangenen strengten ihre Ohren nach Möglichkeit an, um etwas von diesen Gesprächen zu verstehen; aber selbst Lipao, dessen Gehör ganz besonders geschärft war, vermochte nicht Sinn und Zusammenhang in die Reden der Chinesen draußen zu bringen. Um die Gefangenen schien man sich nicht zu kümmern.

Viele Stunden waren nach der Ansicht Karls vergangen, als er wieder Licht machte und nach der Uhr sah. Sie zeigte auf Zwölf.

Mit den Streichhölzern mußte Karl möglichst vorsichtig umgehen, er hatte höchstens noch ein Duzend von ihnen in seiner Büchse. Ein brennender Durst begann ihn zu quälen. Bald empfand Karl, daß die Qual des Durstes viel schlimmer ist, als die des Hungers. Das Gefühl der Leere im Magen und der Wunsch nach Speise waren in kaum einer Stunde überwunden worden, der Durst aber ließ sich nicht überwinden, er wurde mächtiger und mächtiger.

Karl sprang plötzlich auf. Er begann die dicke Tür der Blockhütte mit seinen Fäusten und Stiefelabsätzen zu bearbeiten, er schrie so laut er konnte. Es näherte sich auch draußen irgendein Chinese, der einige Worte dem Tobenden durchrief.

„Was sagt er?“ fragte Karl seinen Gefährten.

„Sie uns lachen aus! Sie uns sagen, wir können nicht heraus.“

Ermattet von seinem Schreien und gegen die Tür Schlagen mußte sich Karl, ohne einen Erfolg erreicht zu haben, wieder auf seinen Holzklotz setzen.

Satten wirklich diese Schufte da draußen die Absicht, die Gefangenen verhungern und verdursten zu lassen? Es war freilich das einfachste Mittel, um sie zu beseitigen.

Verzweifelt durchsuchte Karl seine Taschen. Er hatte bei sich seine Börse, ein Taschenmesser, ein Notizbuch, einen mit sechs Patronen geladenen Revolver und außerdem weitere sechs Patronen in der Ledertasche, in der der Revolver steckte. Seine Börse, gefüllt mit Gold- und Silberstücken, nützte ihm ebensowenig wie alle anderen

Gegenstände, die er bei sich trug; alles, was er besaß, hätte er jetzt für einen Trunk Wasser hingegeben. Wenn er mit dem Revolver auf die Tür schoß, so ging diese doch nicht auf, weil sie durch einen starken Querbalken draußen befestigt war. Durch die Schüsse hätte Karl nur die Luft in der Blockhütte verschlechtert, die an und für sich schon dumpfig und unangenehm war . . .

Es mochte wohl gegen Abend sein, als Lipaos Stimme wieder neben Karl erklang:

„Herr! Nehmen das Brot. Nicht nur gut zum Sattwerden, auch gut gegen Durst. Lipao nicht das Brot essen. Gar nicht essen, wenn der Herr nicht nehmen.“

Karl war tief gerührt von der Treue des Knaben. Er suchte im Finstern nach den Händen Lipaos, brach ein Stück von dem Brote ab und sagte:

„Du siehst, ich habe mir etwas Brot genommen, isß du nun den Rest.“

Nach einigem Sträuben entfernte sich Lipao, mit dem größeren Teil des Brotes. Karl aß das Stückchen Brot, das nicht genügt hätte, um den Hunger eines Kindes zu stillen, aber er empfand wirklich für einige Zeit wenigstens eine Linderung des entsetzlichen Durstgefühls. Nach einer Stunde aber kam der brennende Durst wieder, die Qualen wurden noch schlimmer als vorher. Die Gedanken Karls gingen kreuz und quer durcheinander. Bald machte er sich Vorwürfe, daß er dem Räte des Offiziers bei dem Abreiten in Dalny nicht gefolgt war. Schließlich wäre es doch nicht so schlimm gewesen, sich von dem Kommandanten in Dalny die Erlaubnis für den weiteren Aufenthalt in der Stadt bis zum nächsten Morgen zu verschaffen. Dann dachte er wieder daran, daß er doch das Unglück nicht hatte voraussehen können, und daß er auch Verpflichtungen gegen Emerson hatte, der auf das Moskitoneß wartete.

Bei dem Gedanken an Emerson erfüllte ihn immer noch die Hoffnung, daß der Freund und Berufsgenosse ihn nicht im Stich lassen werde. Karl sagte sich auch, es läge im Interesse der japanischen Belagerungsarmee vor Port Arthur, dafür zu sorgen, daß im Rücken der Truppen absolute Sicherheit herrsche. Auch fürchteten sich die Japaner, wie er wußte, sehr vor der öffentlichen Meinung in Europa. Es warf auf die japanische Kriegsführung und auf den Sicherheitsdienst ein schlechtes Licht, wenn ein Bericht-

erstatter von der japanischen Armee mit seinem Diener spurlos verschwinden konnte. Der Gedanke, daß die Rettung doch nicht ganz ausgeschlossen sei und daß vielleicht schon am nächsten Tage die Befreiung erfolgen könne, tröstete Karl so, daß er eine Zeitlang selbst den brennenden Durst vergaß, der ihn quälte. Er legte sich wieder auf den Erdboden nieder, um wenigstens im Schummer Durst und Hunger zu vergessen.

Er schlief rascher ein, als er erwartet hatte, aber der Schlaf brachte ihm keine Beruhigung, sondern nur eine Vermehrung der Qualen. Der nach Wasser und Speise lechzende Körper veranlaßte das Gehirn zu Träumen, die sich alle um Essen und Trinken drehten. Karl sah sich mitten in einer grünenden Oase an einer kühlen Quelle. Der Traum gaukelte ihm die Erinnerung an eine Reise durch die Wüste Sahara vor, die er vor einigen Monaten unternommen hatte. Wie labte er sich an dem herrlichen Wasser der kühlen Quelle! Aber je mehr er trank, desto durstiger wurde er, bis er endlich erwachte, zur Verzweiflung gebracht durch den brennenden Durst, der ihn plagte, und der sich jetzt nach diesem Traume noch wütender bemerkbar machte als zuvor. Jedesmal wenn es dem Gepeinigten gelang, einzuschlafen, kam irgendein neuer quälender Traum. Er sah sich zu Hause im Kreise seiner Angehörigen an einer reichbesetzten Tafel; er aß und trank, nur um immer hungrier und durstiger zu werden, bis er wieder erwachte.

Lipao rührte sich nicht, er schlief oder er tat so, als ob er schlief. Der Knabe mußte mindestens so viel leiden wie Karl. War der junge Chinese auch an Hunger und Entbehrungen gewöhnt, so war gewiß sein jugendlicher Körper nicht so widerstandsfähig wie der des gutgenährten Europäers.

Nochmals versief Karl in einen Schlaf, der durch wirre, wilde Träume gestört wurde. Jetzt führte ihn der Traum vor Port Arthur. Donnernd krachten die Geschütze. Immer gewaltiger wurde das Rollen und Dröhnen, bis Karl wiederum erwachte. Jetzt hörte er aber, daß wirklich dieses Rollen draußen ertönte, und bald wurde es ihm klar, daß ein schweres Gewitter niederging. Das Krachen der Blitzschläge war deutlich vernehmbar, endlos rollte der Donner, dessen Echo Wald und Berge zurückwarfen. Gleichzeitig vernahm Karl das Rauschen eines Wolkenbruchs. Auf den Ellbogen gestützt lauschte er, und wenn er an das Wasser dachte, das da draußen

in Strömen vom Himmel herniederprasselte, wurde sein Durst aufs neue aufgestachelt.

Plötzlich tönte durch das Rauschen des Wolkenbruchs und das Rollen des Donners die Stimme Lipaos:

„Herr, Licht anzünden! Hier Wasser!“

Wie elektrifiziert sprang Karl auf und eilte nach der Ecke, aus welcher Lipao rief. Das aufflammende Zündholz zeigte, daß an der Hinterwand der Blochhütte, die sich an den Bergabhang lehnte, die Fluten des Wolkenbruchs sich einen Weg durch das Erdreich gesucht und den untersten Balken der Blochhütte unterwaschen hatten; rieselnd drang hier das Wasser durch. Kaltes Wasser, allerdings mit Erde vermischt, aber Wasser, das für die beiden verschmachteten Gefangenen die Stillung all ihrer Sehnsucht bedeutete. Mit den hohlen Händen fingen sie das Wasser auf und schlürften es. Es kam in solchen Mengen, daß man keines Lichtes bedurfte.

Wie das erquickte! Wie frischer Lebensmut sich bei Karl bemerkbar machte! Das Köstlichste, was er je in seinem Leben an Speise und Trank genossen hatte, schien ihm dieses schmutzige, kalte Wasser. Das Rieselnd und Plätschern dieses Wassers klang seinen Ohren wie lieblichste Musik.

Das Wasser, das in die Blochhütte eindrang, sickerte rasch in den Boden ein. Lipao suchte in der Hütte umher. Noch einmal bat er Karl, ein Streichholz zu entzünden. Plötzlich kletterte Lipao an der glatten Wand empor und mit einem Freudenschrei brachte er einen viereckigen Korb, der an einem Nagel hing, herunter.

„Ich wissen, wo Chinesen ihre Sachen aufbewahren.“

Dieser viereckige, aus Stroh und Weidenruten geflochtene Korb, inwendig und auswendig mit dickem chinesischem Reispapier sorgfältig ausgeklebt, hatte früher als Behälter für den in der Mandchurei gebrannten entsetzlichen Schnaps gedient. Nach einem solchen Korbe, der sich gewöhnlich in mehreren Exemplaren in jeder chinesischen Hütte befindet, hatte Lipao gesucht, um ihn jetzt mit dem durchrieselnden Wasser zu füllen. Der Wolkenbruch nahm draußen ein Ende, es dauerte dann keine Viertelstunde mehr, bis das Wasser, das in die Blochhütte drang, aufhörte zu fließen. Die Insassen waren dann wieder den schrecklichen Qualen des Durstes

ausgesetzt, wenn sie sich nicht wenigstens einen kleinen Mundvorrat anlegten.

Es dauerte nur kurze Zeit, bis der Korb, der ungefähr fünf Liter enthielt, vollständig mit Wasser gefüllt war. Wenn der Korb nun ruhig auf die Seite gestellt wurde, konnten sich auch die festen Bestandteile, die im Wasser enthalten waren, Erde und Sand, zu Boden setzen, so daß man einen klaren Trunk erhielt, mit dem man wohl einige Tage auskommen konnte.

Nachdem der fürchterliche Durst reichlich gestillt war, wurde Karl von einer unüberwindlichen Müdigkeit befallen. Der Boden der Blockhütte war allerdings durch das eindringende Wasser naß geworden, an einer Stelle aber war er höher, und hier entdeckte Lipao einen trockenen Fleck. Karl und sein Genosse warfen sich hier auf den Boden und fielen bald in einen traumlosen Schlaf.

---

## Sechstes Kapitel.

Moderner Festungskrieg. — Approschen und Parallelen. — Vor dem russischen Fort Wandusan. — Im Dreißigminuten-Laufgraben. — Eine Unterredung mit General Nogi. — Die Erlaubnis gewährt. — Bei der Ablösung. — In der zweiten Reservestellung. — Bei der ersten Reserve. — In der Parallele. — Die Lebenden und die Toten. — Im russischen Granatfeuer. — Leutnant Yamada stirbt. — Beängstigende Stille und Finsternis. — Die Russen sind in der Parallele. — Kampf Mann gegen Mann. — Ein vergeblicher Gegenstoß. — Wieder erwacht. — Der getreue Lipao. — Das Fieber meldet sich an. — „Soldaten!“ — Die Befreiung.

Nachdem es den Japanern gelungen war, die im Vorgelände liegenden provisorischen Werke der Russen, wie den Wolfsbügel, mit stürmender Hand zu nehmen, glaubten sie es auch ermöglichen zu können, die Forts selbst durch Handstreich und Überrumpelung in ihren Besitz zu bringen. Unter fürchterlichen Menschenopfern stürmten sie die nächstgelegenen Forts dreimal hintereinander ohne jeden Erfolg. Die Russen waren nicht nur wachsam, sondern auch überaus tapfer und hartnäckig in der Verteidigung. Unter wahrhaft schrecklichen Verlusten mußten die Japaner den Plan aufgeben, Port Arthur in ähnlicher Weise den Russen zu entreißen, wie ihnen

dies bei den Chinesen gelungen war. Es blieb nichts übrig, als eine regelrechte Belagerung der Festung von der Landseite her zu beginnen; die „Maulwurfsarbeit“ mußte angefangen werden. Unter dem Schutze der Batterien mußte man mit der Schaufel und der Hacke sich in die Erde graben, um so dem Feinde zu Leibe zu gehen.

Will man sich einer Festung, einem starken Fort, ohne allzu große Verluste nähern, so gräbt man tiefe Gräben bis zur doppelten Mannshöhe und von einer Breite, daß Sektionen von vier bis fünf Mann bequem marschieren können. Diese Zugangsgräben werden im Zickzack angelegt, damit der Feind sie nicht mit direktem Feuer bestreichen kann. Diese Zickzackwege nennt man Approschen (nach dem französischen Worte *approche* = Zugang, Annäherung). An gewissen Stellen verbreitert man die Approschen oder man gräbt nach rechts und links, möglichst vor dem feindlichen Feuer geschützt, Seitengräben, gewissermaßen Sackgassen, in denen man Lazarettstationen, Munitionsdepots, Hacken und Schaufeln unterbringt, oder wo die Ablösungen wenigstens für einige Zeit gesichert vor dem Feuer des Feindes ausruhen können. Ist man mit diesen Zickzackwegen ungefähr bis auf 700 Meter an die feindliche Befestigung herangekommen, so errichtet man parallel zu dieser Befestigung einen Graben, den man nach Möglichkeit sichert und so einrichtet, daß die Besatzung gegen das Feuer des Feindes wenigstens einigermaßen geschützt ist. Dieser Graben, die sogenannte erste Parallele, wird stark mit Infanterie, mit Feldgeschützen und Maschinenkanonen besetzt und bildet die feste Basis für die planmäßige Belagerung.

Von der ersten Parallele aus, möglichst von den Enden, treibt man wieder Zickzackwege nach vorn und errichtet dann die zweite Parallele. Wenn nötig, wird mit Hilfe von Zickzackwegen auch noch eine dritte Parallele erreicht und eingerichtet und von dieser aus dann der Sturm auf die feindliche Befestigung unternommen. Natürlich kann dieser Sturm nur erfolgen, nachdem durch die Artillerie die Werke des Feindes derartig demoliert sind, daß er kaum noch imstande ist, Geschütze zu richten und abzufeuern. Auch möglichst viel Geschütze müssen durch das Artilleriefeuer zerstört sein. Immerhin bleibt solcher Sturm etwas sehr Gefährliches, denn der Verteidiger hat, wie wir später sehen, allerlei Mittel, um selbst

den in den Festungsgraben eingedrungenen Feind noch zum Rückzug zu zwingen.

Das Anlegen der Approschen und Parallelen ist eine gar mühsame Arbeit. Vor Fort Arthur konnte man die Approschen im vegetationslosen Erdboden anlegen, aber je mehr man nach vorwärts kam, desto tiefer geriet man in Steine und Felsen. In vollständiger Bergmannsarbeit mußte ein Teil dieser Zickzackgräben gebaut werden, die man natürlich an gewissen Stellen überbrückte, um einen sicheren Übergang zu schaffen. Selbstverständlich sieht der Belagerte diesen Arbeiten des Belagerers nicht untätig zu. Er sucht ihn nach Möglichkeit zu stören. Er hält diese Zickzackgräben und Parallelen unter unablässigem Feuer bei Tag und bei Nacht, er sucht besonders die nächtlichen Arbeiten durch Ausfälle zu stören. Er errichtet endlich im Vorgelände, dort wo der Feind die Parallelen ausheben könnte, nächtlich, wenn irgend angängig, Verteidigungsstellen, die von Infanterie besetzt werden und welche die Annäherung des Belagerers außerordentlich erschweren.

Gegenüber dem russischen Fort Bandusan waren die Japaner verhältnismäßig schnell bis in die erste Parallele gelangt. Hier hatten sie sich, so gut es ging, eingerichtet. Aus Sandsäcken waren vor dem Graben noch hohe Brustwehren errichtet worden. Im Graben selbst hatte man aus starken Balken, aus eisernen Trägern, Dächer hergestellt, welche meterhoch mit Erde beworfen wurden. Die Zugänge zu diesen unterirdischen Wällen und Dächern hatte man wiederum mit starken Balken, mit Eisenträgern, mit Sandsäcken und dichten Erdausschüttungen gesichert.

Und doch war der Aufenthalt in diesem Laufgraben, der den bezeichnenden Namen „Dreißig Minuten-Graben“ erhielt, geradezu unerträglich. Vor dieser ersten Parallele der Japaner stieg das Gelände noch sanft an, dann kam eine Terrasse, die von den Russen mit allen Künsten der Befestigung zu einem provisorischen Werk eingerichtet war. Erst jenseits dieses Werks, das nur hundert Meter vom Dreißig-Minuten-Laufgraben entfernt lag, stieg ziemlich steil die Böschung an, auf deren Höhe das Fort lag. Auf hundert Meter also, fast auf Steinwurfweite, standen sich Russen und Japaner hier gegenüber. Sowie sich ein Kopf blicken ließ, wurde auf ihn mit Gewehren, Maschinengewehren und Feldgeschützen geschossen. Ununterbrochen sausten auf die Japaner in dem Lauf-

graben von den Forts her die Zuckerhüte der russischen Geschütze, Tod und Verderben in die Besatzung bringend. Wiederholt hatten die Japaner mit wahrer Tollkühnheit versucht, die russische Befestigung gegenüber dem Dreißig-Minuten-Laufgraben im Sturm zu nehmen, aber sie wurde immer wieder zurückgeschlagen.

Die Toten und Verwundeten konnten die Japaner nicht einmal zurückholen. Tage und Nächte lang hörte man das Jammern der Verwundeten, ohne ihnen Hilfe bringen zu können, und gräßlich war der Geruch, der sich von den in der Sonnenglut verwesenden Leichen zwischen den beiden Stellungen erhob. Der Aufenthalt in dieser ersten Parallele war so gräßlich, daß die Mannschaft alle dreißig Minuten neu abgelöst wurde. Die Mannschaft, die aus der Stellung kam, wurde weiter zurück in den Approschen in einen Seitengraben geführt, wo sie sich zwei Stunden ausruhen konnte, dann ging es wieder in die schreckliche Stellung hinein. Nach vierundzwanzig Stunden wurden dann die gesamten Mannschaften in den Approschen und Laufgräben durch andere Truppen abgelöst.

Am demselben Tage, an dem Karl nach Dalny geritten war, hatte Emerson den japanischen Generalstabshauptmann Kochi aufgesucht und ihn gebeten, ihm eine Unterredung mit dem japanischen Kommandeur General Nogi zu verschaffen. Kochi machte zuerst Schwierigkeiten, aber schließlich sagte er, er würde dem General den Wunsch des Amerikaners vortragen. Schon am Nachmittag erhielt Emerson die Mitteilung, der General würde fünf Minuten lang für ihn zu sprechen sein.

„Was wünschen Sie?“ fragte ihn General Nogi, der sehr gut Englisch sprach, als Emerson bei ihm eintrat.

„Herr General, ich bitte, bei mir eine Ausnahme von dem Befehl zu machen, der den Zeitungskorrespondenten verbietet, sich in den vorderen Linien aufzuhalten. Es ist für mich wenigstens unmöglich, Berichte zu schreiben, wenn ich nicht selbst etwas sehe. Ich kann mich in keiner Weise über die Behandlung von Seiten Ihrer Offiziere beklagen, aber ich will etwas sehen, um einen interessanten Bericht schreiben zu können. Dieser Bericht kommt höchstens der japanischen Armee zugute, denn ich habe nur mit größter Anerkennung von ihr zu berichten. Der Bericht passiert die Zensur, und meinen Sie, daß eine frühzeitige Veröffentlichung schaden könnte, trotzdem es infolge der schlechten Verbindungen

immerhin vier Wochen dauert, ehe er erscheinen kann, so mag ihn Ihr Zensur wochenlang zurückhalten, er wird dann noch immer interessant sein. Aber ich muß etwas sehen. Ich kann nicht annehmen, daß wir hierher in das Lager gekommen sind, um lediglich in unserer Donga zu sitzen und unsere Konserven zu verzehren.“

„Ich habe den Befehl in Ihrem Interesse erlassen,“ sagte General Nogi. „Sie sind im Vorterrain zu sehr gefährdet, und ich trage die Verantwortung für Sie.“

„Ich will Ihnen eine Bescheinigung ausstellen, Herr General, daß ich nur auf meinen besonderen Wunsch und im vollen Bewußtsein der Gefahr die Erlaubnis erhalten habe.“

„Und was wollen Sie sehen, mein Herr?“

„Ich möchte mit der Mannschaft im Dreißig=Minuten=Laufgraben vierundzwanzig Stunden zusammenbleiben.“

General Nogi lächelte. „Das ist allerdings der gefährlichste Punkt, den wir vorläufig bei der Belagerungsarmee haben. Es ist Tollkühnheit von Ihnen, sich einer Gefahr auszusetzen, bei welcher zehn gegen eins zu wetten ist, daß Sie mit dem Leben nicht davonkommen.“

„Herr General, Sie kennen die Pflicht eines Soldaten und wissen, wie sehr jedem ehrlichen Soldaten daran liegt, diese Pflicht zu erfüllen. Auch wir, die wir als Kriegskorrespondenten dem Gang der Ereignisse zu folgen haben, sind verpflichtet, Gefahren nicht zu scheuen, und wären sie noch so groß. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß ich verwundet oder getötet werde, aber es gibt schlimmere Sachen als dieses Risiko. Ich wende mich an den Soldaten und Ehrenmann in Ihnen, Herr General! Wer selber pflichtgetreu ist, wird einem anderen ehrlichen Menschen, der seine Pflicht erfüllen will, keine Hindernisse in den Weg legen.“

„Gut, Sie sollen die Erlaubnis haben,“ entgegnete General Nogi. Dann rief er den Hauptmann Kochi herbei und sagte ihm, er solle ein Schriftstück aufsetzen, welches die Erklärung Emersons enthalte, daß er nur auf seinen eigenen dringenden Wunsch den Zutritt zu der gefährlichen Position erhalten habe. Dann solle ein Erlaubnisschein für Emerson ausgemacht werden, mit dem er sich abends nach Eintritt der Dunkelheit bei dem Stabsoffizier melden solle, der die Ablösung der Approschen- und Laufgrabenbesatzung für die nächsten vierundzwanzig Stunden kommandierte.

Emerson bedankte sich bei Nogi und hatte eine halbe Stunde später den Berechtigungsschein in der Tasche. Er ging nach der Felschlucht, setzte sich vor dem Zelt an den Feldtisch und schrieb einen Brief an Karl.

„Lieber Freund,“ lautete dieser Brief, „ich schicke mich an, eine Expedition zu unternehmen, von der ich vielleicht nicht zurückkehre. Wenn ich tot bin, werden Sie mir ein gutes Andenken bewahren. Das hoffe ich, und ich wünsche nicht, daß Sie mich für einen unehrliehen und schlechten Kameraden halten, der in Ihrer Abwesenheit eine gefährliche Expedition unternommen und sich die Erlaubnis dazu ausgemirkt hat. Ich benütze Ihre Abwesenheit, um diese Expedition zu unternehmen, nicht etwa, weil ich einen Konkurrenten in Ihnen fürchte, sondern weil ich diese gefährliche Sache allein zu machen wünsche. Sie sind noch zu jung, um Ihr Leben auf diese Weise zu riskieren. Sie sind als Sohn eines Zeitungsbesizers mehr Amateur als ich, der ich seit vielen Jahren meinen Beruf ausübe.

Damit Sie sehen, daß ich es wirklich ehrlich meine, erkläre ich Ihnen, daß ich Ihnen all meine Beobachtungen und meine Berichte zur Verfügung stellen will, wenn ich glücklich zurückkehre. Wenn Sie aus Dalny in unserer Donga einkehren, werde ich wohl noch nicht wieder da sein. Der Brief wird Sie darüber aufklären, wo ich stecke.“

Diesen Brief übergab Emerson einem amerikanischen Kollegen, damit dieser ihn Karl bei seiner Rückkehr von Dalny einhändige. Emerson schlief am Nachmittage noch auf Vorrat, gegen Abend machte er sich für die Expedition fertig. Es war am Nachmittage ein ziemlich heftiges Gewitter mit Wolkenbruch niedergegangen, und Emerson mußte sich sowohl für Kälte wie für die Hitze des nächsten Tages ankleiden. Er wählte einen leichten khakifarbenen Anzug mit hohen Stiefeln und kleiner khakifarbener Mütze. Er schnallte den Revolver um und füllte die lederne Tasche an dem Gurt, an dem auch der Revolver hing, mit einigen Cakes sowie einer Konservenbüchse, welche Fleisch in derselben Form fertig zum Essen enthielt, wie man es in Würsten findet. Ein winziges Fläschchen mit Cognac zur Stärkung und das vorzügliche Doppelsernglas vervollständigten seine Ausrüstung.

Es war schwül und windstill, als er sich nach Einbruch der

Dunkelheit bei dem Kommandeur der Laufgrabenbesatzung meldete. Auch dieser japanische Major sprach Englisch und Deutsch, und Emerson konnte sich daher rasch mit ihm verständigen.

„Ich verpflichte Sie zu lautloser Stille,“ sagte der Major. „Auch geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie im Dreißig=Minuten=Laufgraben sich jedem Befehle des kommandierenden Offiziers sowie der Unteroffiziere fügen. Sie werden ganz und gar als Soldat behandelt und sind gewärtig, beim geringsten Ungehorsam niedergeschossen zu werden.“

„Verlassen Sie sich ganz und gar auf mich, Herr Major,“ erwiderte Emerson. „Ich habe solche nächtliche Expeditionen duzendmale in meinem Leben mitgemacht.“

Wenige Minuten später trat die Abteilung lautlos den Marsch in die Approschen an, auf deren Erdboden von dem Wolkenbruch her noch tiefe Pfützen standen. Zwischen den Erdbänden war es etwas kühler als draußen. Fröstelnd und nicht ohne mehrmals hinzufallen, marschierte Emerson mit an der Spitze der Kolonne, die sich in Zickzacklinien mehr und mehr der Parallele näherte. Hin und wieder fiel, wie ein Blitz den oberen Teil der Approsche beleuchtend, das Licht der russischen Scheinwerfer in die Dunkelheit des Grabens. Ganz in der Nähe desselben hörte man bald hier, bald dort die russischen Projektile unter fürchterlichem Krachen plagen und ihre zersplitterten Eisenmassen weit umher senden. Bald vernahm man auch das Knattern von Infanterief Feuer, das in unregelmäßigen Zwischenräumen von dem Rollen ganzer Infanteriesalven übertönt wurde.

„Dort vorn scheint es lustig zuzugehen,“ sagte der Major. „Wahrscheinlich machen die Russen wieder einen Ausfall.“

Auch Emerson wurde von der eigentümlichen Unruhe ergriffen, die jeder empfindet, der jemals sich einem Kampfplatz genähert hat. Das Rollen des Infanteriefeuers, das eigentümliche Krachen der Granaten erzeugen einen fast fieberhaften Zustand, in dem jedoch nicht die Angst sich ausprägt, sondern die Unruhe, nach vorn zu kommen, nach der Stelle zu gelangen, wo um die Entscheidung gerungen wird.

Emerson mußte aber seine Ungeduld zügeln. Vorläufig kam er in einen Seitengraben, und zwar in die sogenannte „zweite Reserve“ der Parallelenbesatzung.

„Richten Sie sich hier bei der Kompanie, der Sie zugeteilt sind, ein,“ meinte der Major. „Sie kommen erst nach einigen Stunden in den Dreißig-Minuten-Laufgraben.“

Dann marschierte der Rest der Abteilung im Zickzackweg weiter.

Emerson wickelte sich in die mitgenommene Kamelhaardecke und legte sich auf den Erdboden neben die japanischen Soldaten, welche die Gewehre zusammengesetzt hatten und noch einige Zeit ausruhen konnten, bevor sie in den fast sicheren Tod gingen.

„Okiro!“ (Aufstehen!) flüsterte eine Stimme, und Emerson fühlte sich leicht an der Schulter berührt. Beim Ausleuchten des Scheinwerfers erkannte er den Leutnant Yamada, dessen Zug er zugeteilt war.

„Wir müssen nach vorn in die erste Reservestellung,“ flüsterte der japanische Offizier.

Mit möglichst wenig Geräusch griffen die Soldaten zu den Waffen und schoben sich auf dem Zickzackwege einige hundert Meter weiter nach vorn. Dann wurde Halt gemacht. Man befand sich in der Nähe einer Verbandstelle, die seitwärts in einem Graben lag. Es waren Verwundete aus dem Laufgraben vorn gebracht worden und man mußte erst die Träger mit den Tragbahren vorüberlassen. Wiederum ging es hundert Meter weiter vor und so lautlos wie möglich in einen Seitengang nach links.

„Nanji de gozai-mas ka?“ (Wie spät ist es?) fragte flüsternd Leutnant Yamada einen Korporal.

„Mada juni ji de gozai-masen,“ (Es ist noch nicht zwölf Uhr,) antwortete der Korporal ebenso leise.

Ein eigentümlich süßlich-widerlicher Geruch erfüllte die Luft. Emerson war dieser Geruch nicht unbekannt, er hatte ihn in seinen früheren Feldzügen kennen gelernt. Er stammte von den Leichen, die unbeerdigt draußen zwischen der japanischen und der russischen Stellung lagen.

Ein leises Klirren von Waffen, dann setzte sich vorsichtig, gebückt schleichend, die Ablösungsabteilung in Bewegung. Vorn am Ende des Ganges sah man eine eigentümliche Helligkeit: sie kam von den Scheinwerfern der russischen Forts, welche diesen wichtigen Punkt der Belagerer die ganze Nacht über beleuchteten, um jede Bewegung des Feindes zu bemerken.

„Nieder!“ lautete das japanische Kommando. Alles warf sich auf die feuchte, mit Pfützen bedeckte Erde und kroch auf allen Vieren vorsichtig bis in den Laufgraben hinaus.

„Nach links!“ rief Leutnant Yamada Emerson zu und wies auf eine kleine Schießscharte im Sand sackwall, der sich vor der bombensicheren Deckung erstreckte. Neben jedem der japanischen Posten, die im Wallgraben knieten, lagen oder saßen, schob sich die Ablösung, dann krochen die abgelösten Mannschaften vorsichtig aus der Parallele zu dem Zickzackweg zurück.

Aber die aufmerksamen russischen Posten drüben in der Deckung hatten wohl die Bewegung bemerkt. Ein Schnellfeuer begann, das mehrere Minuten lang anhielt. Emerson drückte das Gesicht auf den Erdboden, er wagte nicht mehr den Kopf zu erheben. Wie ein Bienenschwarm flogen die zischenden, pfeisenden Kugeln der Russen um ihn herum. Eine Pause trat dann ein, die um so unheimlicher wirkte.

Vorsichtig hob Emerson den Kopf und schob dann seinen Körper bis in die Nähe der Schießscharte. Das magische Licht der Scheinwerfer beleuchtete tageshell das Gelände draußen. Kreuz und quer, zum Teil übereinander, mit zum Himmel gestreckten Fäusten, mit verzerrten, weit abstehenden Gliedern lagen in doppelter und dreifacher Reihe draußen die Leichen der Russen und Japaner. Es war eine gräßliche stille Gesellschaft, von der ein fast betäubender Leichengeruch ausging. Oberhalb der Böschung, auf der die Leichen lagen, sah man deutlich die dunkle Linie des russischen Walles. Hin und wieder blitzte es vom Kamme dieses Walls: einer der russischen Scharfschützen hatte innerhalb der japanischen Parallele ein Ziel gefunden!

Jedenfalls stand auch diese russische Befestigung in telegraphischer Verbindung mit den Forts. Ein pfeisendes, summendes Geräusch ertönte in der Luft, das, lauter und lauter werdend, näher kam. Dann schlug unmittelbar vor dem Wall ein schweres russisches Geschöß ein und zersprang, während eine hohe rotgelbe Feuerfäule empor schlug. Der Luftdruck war so heftig, daß sich Emerson an einem der eisernen Träger, die das Schuttdach trugen, festhalten mußte, um nicht beiseitegeschleudert zu werden. Die Erschütterung war so heftig, als hätte er einen Schlag erhalten. In seinen Ohren entstand ein Singen und Klingen. Aber schon

kam der zweite und der dritte russische Zuckerhut, und alle fielen sie mit unfehlbarer Sicherheit vor der japanischen Parallele nieder, ihre Sprengstücke weit hinein in den Laufgraben schleudernd. Es mußten mehrere Forts ihr Feuer auf diese eine Stelle konzentrieren; wahrscheinlich vermutete man, die Japaner könnten einen Ausfall machen oder irgendwelche Vorarbeiten zum Weitertreiben der Approschen treffen.

Der Aufenthalt vor der Parallele wurde unmöglich gemacht und in dieser selbst war er fast ebenso unmöglich. Drei, vier, fünf russische Granaten krepiereten draußen auf einmal. Die Sprengstücke wirbelten in der Parallele herum, zerschmetterten krachend einzelne Eisenträger, dazwischen hörte man einen eigentümlichen Laut, wie wenn man mit der Faust oder mit einem Stock auf ein dickes, nasses Wäschestück schlägt — dieser Laut war das Zeichen, daß eines der Sprengstücke einen menschlichen Körper getroffen hatte.

Kein Laut der Klage und des Schmerzes wurde in der Parallele hörbar. Aber auch kein Schuß fiel, niemand konnte es wagen, aufzustehen.

Emerson hatte vollkommen mit dem Leben abgeschlossen. Es schien ihm unmöglich, überhaupt noch aus diesem Hagel von Sprengstücken wieder hinauszukommen. Die Minuten schlichen dahin, langsam, bleiern, und doch ging die halbe Stunde vorüber. Die Ablösung kam aus den Zickzackwegen herausgetrohen, und die noch überlebenden abgelösten Japaner krochen ebenfalls zurück. Es war dies nicht die Hälfte der Mannschaften, die mit Emerson zusammen in die Parallele gekommen waren.

Als Emerson um die erste Biegung des Zickzackweges herum und so in einiger Sicherheit war, blickte er sich nach Leutnant Yamada um. Er sah ihn nicht mehr, der älteste Korporal führte das Kommando.

„Wo ist der Leutnant?“ wurde gefragt.

„Beide Beine sind ihm abgerissen, er liegt in der Parallele.“

Zwei japanische Soldaten stellten wortlos ihre Gewehre hin und gingen trotz des fürchterlichen Feuers in die Parallele, um den verwundeten Leutnant aufzuheben.

Sie brachten ihn vorübergetragen. Er lebte noch. Sein Gesicht war aschgrau, die Augen halbgebrochen. Aus den gräßlich zerfetzten Beinresten rann das Blut, dessen eigentümlicher Geruch

deutlich wahrnehmbar war. Aber noch erkannte Yamada den Fremden, den Gast. Ein Lächeln, welches das aschgraue Gesicht noch furchtbarer erscheinen ließ, huschte über seine Züge.

„Mata o-me ni kakari-mas made!“ (Bis ich wieder an den geehrten Augen hänge! das heißt: Auf Wiedersehen!) flüsterte er und reichte Emerson die linke Hand, die sich kalt wie die eines Toten anfühlte. Dem verstümmelten Körper des sterbenden Offiziers, dessen Blut den Weg, den man nehmen mußte, tränkte, folgte der Rest der Ablösung bis zu der Stellung, die man vorhin innegehabt hatte.

Leutnant Yamada wurde auf eine Tragbahre gelegt, aber er war bereits tot. Die Krankenträger gingen jetzt nach vorn, um die anderen Verwundeten, die in der Parallele lagen, nach Möglichkeit zurückzuholen.

Lautlos kauerten die abgelösten Soldaten und Unteroffiziere neben den zusammengestellten Waffen. Nach einer halben Stunde erschien Verstärkung unter einem Offizier, welcher sich Emerson vorstellte, ohne daß dieser seinen Namen verstand. Emerson stärkte sich durch einen kleinen Schluck aus seiner Kognakflasche. Er wußte genau aus früheren Erfahrungen, daß er vorsichtig mit diesem Stärkungsmittel umgehen mußte, wenn er nicht seine Nervenkraft schwächen wollte. Dieser kleine Schluck aber, der kaum seine Zunge befeuchtete, weckte seine Lebensgeister.

Emerson begann Hunger zu fühlen und aß eine Kleinigkeit, trotzdem der süßliche Leichengeruch ihm Übelkeit verursachte. Aber er wußte, er würde bei den nächsten Ablösungen immer mehr Nervenkraft brauchen, wollte er nicht versagen, und er hätte sich um alles in der Welt vor diesen tapferen, todesmutigen Japanern nicht schwach zeigen mögen. Es kam ihm vor, als würde er ganz Amerika bloßstellen, wenn er sich in diesen Momenten nicht kräftig genug erweisen würde. Er hatte eine gefährliche, mit hundert verschiedenen Unannehmlichkeiten verbundene Sache übernommen und mußte sie nun durchführen.

Die zwei Stunden in der Reservestellung vergingen sehr rasch. Wieder wurde angetreten und die Parallele erreicht. Diesmal war es nicht leicht, sich zurechtzufinden. Die Scheinwerfer der Forts hatten ihr Licht abgestellt. Es war Mondschein und der Himmel bedeckt. Eine beängstigende Stille, die schon beim ersten Einrücken

in die Parallele auf Emerson so unheimlich gewirkt hatte, herrschte jetzt draußen. Rasch und ohne von den Russen belästigt zu werden, schoben sich die ablösenden Japaner neben ihre Kameraden, die bald darauf in den Zickzackweg sich zurückzogen.

Der Offizier lag neben Emerson und vermochte auf die Fragen des Amerikaners wenigstens in gebrochenem Deutsch zu antworten.

„Warum haben die Russen die Scheinwerfer abgestellt?“

„Sie beleuchten einen anderen Punkt im Terrain oder sie bereiten einen Überfall vor,“ flüsterte der Offizier.

Die letzten Worte veranlaßten Emerson, um so gespannter durch seine Schießscharte hinauszusehen. Es kam ihm vor, als bewegten sich zeitweise die Leiber der Toten da draußen, aber das war wohl nur die Wirkung seiner inneren Erregung. Er fühlte, wie das Blut mit verdoppelter Geschwindigkeit durch seine Adern jagte. Das Flimmern vor seinen Augen bewies ihm außerdem, daß er nicht fähig war, ruhig und scharf zu beobachten. Es war gewiß nur Täuschung, daß sich die Leiber der in wirrem Durcheinander draußen liegenden Toten zu bewegen schienen, zu erheben und wieder niederzusenken! . . .

Bläulichgrünes Licht zuckt auf. Ein eigentümlich helles klingendes Krachen ertönt.

Ein wildes „Urra!“ von hundert Stimmen gelst durch die Luft.

Die Russen sind in der Parallele. Mit Handgranaten, die sie in die Parallele warfen, haben sie ihr Einbrechen vorbereitet, und nun stürmen sie mit Säbel und Bajonett wie die wilden Tiere gegen die Japaner. Mit Kolben und Bajonett, mit Säbel und Erdhacken, mit Schaufeln und Revolvern verteidigen sich diese, die trotz aller Aufmerksamkeit von den Russen überrascht wurden.

Ein furchtbares Gemetzel entsteht. Die Feinde sind so dicht aneinander, daß einzelne die Waffen fortwerfen und mit den Fäusten aufeinander losgehen, sie umschlingen sich wie Ringer, sie fassen sich bei den Kehlen und würgen sich. Wildes Kampfschrei, Stöhnen der Sterbenden, Gurgeln der Erwürgten, halberstickte Kommandorufe tönen durcheinander! Es ist ein Gemetzel, das nur Sekunden dauert und doch den Beteiligten wie Minuten vorkommt. Emerson hat seinen Revolver gezogen, aber er kommt nicht zum Feuern, er kann weder Japaner noch Russen unterscheiden.

Nun springt ein Russe über den Erdwall und reißt im Fallen

Emerson mit zu Boden. Der Amerikaner sieht noch einen Kolben über sich in der Luft geschwungen, dann fällt dieser Kolben krachend auf seinen Schädel nieder und es wird Nacht und Finsternis um ihn.

Aus dem Zickzackweg kommt die Reserve, die soeben abgelöst ist, zur Verstärkung heran. Sie wirft sich mit den Bajonetten auf die Russen, sie meßelt sie nieder wie die wilden Tiere. Wie wahn-sinnig stechen die kleinen Japaner in die Leiber der Russen hinein, die sich noch im Sterben wehren, die noch im letzten schrecklichen Augenblick dem Feinde ihren russischen Fluch entgegenschreien.

Von der zweiten Reserve her erscheint Verstärkung. Noch ein kurzer Kampf, und der letzte Russe in der Parallele ist niedergemeßelt.

Ein halblautes Kommando, die Japaner schwingen sich wie die Katzen über die Brustwehr. Zehn, zwanzig, fünfzig Mann springen hinüber und stürzen sich auf den Wall der russischen Stellung.

Mit lautem „Bansai!“ feuern sie sich zum Sturm an, um eine Überraschung der Russen zu bewirken. Den ersten fünfzig folgen hundert Japaner. Bis dicht an den russischen Wall kommen sie heran, dann beginnen die Maschinengewehre der Russen zu rasseln und zu klirren. Wohl auf die telegraphische Benachrichtigung der Überraschung werfen die Scheinwerfer ihr helles Licht wieder auf den Kampfplatz, und auf wenige Schritt können die gedeckten russischen Schützen mit tödlicher Sicherheit ihre Angreifer niederknallen. Nicht zwanzig von den zweihundert Japanern, die sich in wildem Ansturm auf die Russen geworfen haben, können durch die Schießscharten zurück in die Deckung flüchten. Die vielfachen Reihen der Verwundenen da draußen sind um eine Anzahl Toter und Schwerverwundeter vermehrt und den letzteren kann man nicht einmal Hilfe bringen!

Die Forts nehmen das Feuer aus den schweren Geschützen auf. Mitten in die Haufen der Toten, Sterbenden und Schwerverwundeten hinein fallen die gräßlichen Zuckerhüte, tiefe Trichter in die Erde reißend, alles zerschmetternd, Eisenstücke und Teile menschlicher Körper herumwirbelnd.

Neue Verstärkungsmannschaften kommen aus dem Zickzackwege heran, um zu verhindern, daß die Russen in einem erneuten Anlauf die Parallele erobern. Die Krankenträger schleppen die Verwundenen und Toten fort und nehmen ebenso die Russen wie die Japaner

mit. Bei den Russen, die in die Parallele eingedrungen sind, gibt es nicht einen einzigen Verwundeten — alle sind tot, jeder von ihnen hat zehn bis zwanzig Wunden. Es ist ein Gemetzel gewesen, wie es wilde Bestien gegeneinander nicht ins Werk setzen können.

Die wilden Tiere, sie haben nur ihre Zähne und Klauen, ihre Hauer und Stoßzähne, aber der Mensch hat fürchterliche Waffen erfunden, scharfen Stahl, der das Herz des Mitmenschen durchbohrt, Feuerwaffen und gräßliche Vorrichtungen, welche mit Feuer und Knall zerspringen und Menschenleiber zerschmettern wie Holz und Glas.

Der Morgen graut, die Sonne steigt empor und blickt auf das weite Feld, wo Tausende von Menschen gegeneinander ringen in wahnsinniger Wut. Wie immer läßt sie leuchten ihre Strahlen über Gerechte und Ungerechte, über Freund und Feind, über die Lebenden, die ihre Stellungen besetzt halten, über die Toten da draußen, die zwischen der Parallele und der russischen Stellung liegen und deren Zahl die Sonne gegen den gestrigen Tag verdoppelt sieht!

Das nächste Erwachen Karls geschah nicht wie sonst plötzlich, sondern vollzog sich allmählich. Aus wüsten, ängstlichen Träumen kam er allmählich zum Bewußtsein. Er mußte nach seiner Berechnung viele Stunden lang geschlafen haben. Er setzte sich, zündete eines der wenigen Streichhölzer an, die noch übrig waren, und sah nach der Uhr. Sie war stehen geblieben. Er untersuchte den Aufzug und fand, daß er vergessen hatte, die Uhr aufzuziehen. Nun war ihm die letzte Möglichkeit, die Zeit in der Dunkelheit zu bestimmen, genommen.

Lipao regte sich und Karl fragte ihn:

„Weißt du, ob es Tag oder Nacht ist?“

„Es sein Morgen,“ antwortete Lipao; „es sein noch nicht viel Morgen.“

„Woher weißt du das?“

„Lipao hören Vögel singen.“

Als Karl aufmerksamer hinhörte, vernahm er allerdings aus einiger Entfernung das durchdringende Pfeifen eines Vogels.

„Es wird gegen sechs Uhr morgens sein,“ sagte Karl auf's Geratewohl.

„Fünf Uhr sein,“ erklärte mit aller Bestimmtheit Lipao. „Solcher Vogel singen um fünf Uhr früh. Vögel wie Uhre, bald dieser singen, bald jener.“

Karl stellte die Uhr mit Zuhilfenahme eines neuen Zündholzes und fragte dann nach Wasser, denn der Durst machte sich wieder lebhaft bei ihm bemerkbar.

„Der Herr erst ein Stück Brot essen,“ antwortete Lipao, „sonst Wasser schaden.“

„Woher hast du denn Brot?“ fragte Karl erstaunt.

„Lipao nicht Brot gegessen hat, Brot aufheben für Herr.“

So sehr Karl von der Treue und Hingabe des Knaben gerührt war, so ärgerlich war er doch darüber, daß dieser ihm zuliebe gehungert hatte. Bevor er aber etwas sagen konnte, erklärte Lipao:

„Ich gar nicht hungrig sein, ich in der Nacht Wasser getrunken haben. Hier sein Brot, Lipao auch ein Stück davon essen.“

Der Rest des Brotes wurde geteilt, und Karl hielt in der Dunkelheit Lipaos Hand fest, um sich davon zu überzeugen, daß dieser das Brot wirklich in den Mund steckte und davon aß. Das Brot war hart und wenig wohlschmeckend, aber es tat dem Magen wohl. In langen Zügen trank Karl dann das Wasser, das nach dem abscheulichen Schnaps schmeckte, der in dem Korbe gewesen war. Lipao hatte das Wasser vorsichtig herangebracht, um Sand und Erde, die sich auf dem Boden des Korbes niedergelegt hatten, nicht wieder emporsteigen zu lassen. Ebenso vorsichtig hatte er den Korb an die Lippen Karls gesetzt.

Dem Befehle Karls gehorchend, trank auch Lipao einige Schluck Wasser. Dann wurde das kostbare Labfal beiseite gesetzt, und zwar dorthin, wo der Erdboden feucht war, weil Lipao meinte, das Wasser bleibe dort kühl.

Was geschah nun, wenn das Wasser zu Ende ging?

Karl kam zu der Überzeugung, daß es gar kein Glück für ihn und den unglücklichen Knaben gewesen war, als ihm durch den Wolkenbruch das Wasser zugeführt wurde. Ihre Qualen wurden dadurch nur verlängert. Hätten sie das Wasser nicht gehabt, so wären sie jetzt wahrscheinlich nahe dem Verschmachten gewesen in einem Zustande von Bewußtlosigkeit, während sie so alle die Qualen des Durstes und Hungers, die sie schon einmal durchgemacht hatten, aufs neue erleiden mußten. Der Vorrat in dem Korbe reichte

höchstens für die nächsten zwölf Stunden. In ungefähr achtundvierzig Stunden war dann die Katastrophe unvermeidlich. Es war Karl ein Trost, daß er den geladenen Revolver bei sich hatte; auch Lipao führte die geladene Waffe bei sich. Wenn sich keine Aussicht auf Rettung zeigte, konnte Karl den Revolver gegen sich selbst kehren und es dem Knaben überlassen, ob er seinem Beispiele folgen wollte. Dann freilich kam es Karl wieder vor, als sei dieser Selbstmord eine Feigheit. Aber war es denn nicht besser, er machte den furchtbaren Qualen, die ihm noch beschieden waren, wenn sie ihm unerträglich wurden, ein Ende, als daß er sie bis zuletzt auskostete?

Die Stunden verrannen langsam, als wolle die Zeit nicht vorrücken. Karl war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und sprach kein Wort. Auch Lipao schwieg; er war immer zurückhaltend und redete nur, wenn er gefragt wurde.

Karl dachte an die Lieben zu Hause und was sie wohl sagen würden, wenn sie die Nachricht von seinem Verschwinden erhielten. Für seine Angehörigen war es schrecklich, nicht zu wissen, wo er hingekommen sei. Wenn sie die Nachricht bekamen, er sei einer Krankheit erlegen oder eine russische oder japanische Kugel habe ihn getroffen, so wußten sie doch, was mit ihm geschehen war, sie wußten, wo er begraben lag. Aber das Schrecklichste, was eine Familie treffen kann, ist die Mitteilung, daß ein Angehöriger vermißt wird, daß er verschwunden ist, ohne daß man weiß, wo er hinkam. Jahrelang nährt man dann noch unnütze Hoffnungen, macht man sich schwere Sorgen über die Art des Todes, über das schreckliche Ende, das vielleicht der Verschwundene gefunden hat.

Nach Karls Rechnung war es ungefähr Mittag, als er beschloß, eines der wenigen Streichhölzer, die ihm noch zur Verfügung standen, anzuzünden. Wie sehr hatte er sich getäuscht! es war erst halb neun Uhr vormittags.

Bald nachdem Karl die Uhr wieder eingesteckt hatte, lief ein Schaudern über seinen Körper; es fröstelte ihn. Kein Wunder, in der dumpfen Luft, in der vom Wolkenbruch durchseuchteten Hütte war das Frösteln wohl erklärlich.

In Finsternis und Pein verging eine neue Stunde, als Lipao plötzlich ausrief:

„Soldaten!“

Sein feines Gehör hatte deutlich den Gleichschritt einer kleinen marschierenden Truppe vernommen.

Aus einer Art Halbschlaf, einem eigentümlichen Zustande zwischen Wachen und Träumen, fuhr Karl empor.

„Wo sind Soldaten?“ fragte er.

„Draußen. Sie sprechen mit den Köhlern.“

„Wer sie auch sein mögen, ob Japaner oder Russen, sie sind unsere Rettung!“ rief Karl, der sich wie elektrisiert fühlte. „Wir wollen unsere Revolver abschießen, damit sie uns hören.“

Bevor jedoch Karl seinen Revolver aus der Tasche gezogen hatte, wurde von außen an die Tür der Blochhütte geklopft und eine Stimme rief auf russisch:

„Wer ist dort drin?“

Karl antwortete englisch:

„Sprechen Sie Englisch?“

Die Stimme draußen antwortete in englischer Sprache:

„Es kann auch englisch verhandelt werden. Aber Sie sind ein Russe?“

„Ich bin ein Deutscher!“ rief Karl.

„Wer Sie auch sein mögen, Sie sind ein russischer Spion!“

„Wer ist dort draußen? Sind draußen Japaner? Ich kann mich legitimieren.“

Karl nannte seinen Namen und hörte draußen einen mehrfachen Zuruf anderer Stimmen. Dann entstand eine Pause; anscheinend berieten sich die Draußenstehenden. Eine fürchterliche Angst befiel Karl, daß die japanischen Soldaten — denn solche mußten, nach dem Inhalt der Unterredung zu schließen, draußen stehen — weiter marschieren und ihn seinem Schicksal überlassen könnten.

Man hörte die eisernen Krampen des Querbalkens klirren, der vor die Tür der Blochhütte gelegt war. Langsam öffnete sich die Tür. Fluten hellen Lichtes drangen herein. Karl und Lipao mußten die Augen schließen, um nicht geblendet zu werden; nur allmählich waren sie imstande, draußen in dem prallen Sonnenschein etwas zu unterscheiden.

Rechts und links von der Tür bildete eine Abteilung japanischer Infanteristen mit schußfertigem Gewehr Spalier und eine Stimme rief in englischer Sprache:

„Kommen Sie heraus, aber versuchen Sie keinen Widerstand, sonst sind Sie verloren.“

Karl, gefolgt von Lipao, trat aus der Thür, und beide atmeten tief auf, als sie die Sonne wieder sahen und die frische Luft ihnen entgegenwehte. Im nächsten Augenblick hörte Karl ein lustiges Lachen und sah sich dem Hauptmann vom Generalstabe der Japaner, Kochi, gegenüber.

„Also Sie sind es!“ rief Hauptmann Kochi; „ich hatte so eine Ahnung, als die Köhler mit der Meldung kamen, sie hätten ein paar russische Spione hier eingesperrt. Es war mir aufgefallen, daß Sie aus Dalny nicht zurückkamen, obgleich ich nicht glaubte, es sei Ihnen irgend etwas zugestoßen. Ich vermutete, der Aufenthalt in Dalny gefalle Ihnen besser als in unserem Lager.“

„Sie sind es, Herr Hauptmann!“ sagte Karl erfreut; „ich glaube, ich habe drei Tage und drei Nächte in diesem entsetzlichen Loch gefessen und bin beinahe verschmachtet und verhungert.“

„Es tut mir leid, mein Herr, daß Sie in solche Angelegenheiten gekommen sind. Aber derartige Abenteuer gehören nun einmal zum Leben im Felde und sind unter den obwaltenden Verhältnissen unvermeidlich. Die Chinesen hier in der Gegend sind unsere Freunde und es sind ihnen hohe Belohnungen für das Ergreifen russischer Spione zugesichert. Diese braven Leute haben Sie für einen russischen Spion gehalten und haben Sie eingesperrt. Erst nach zwei Tagen fanden die Leute Gelegenheit, mit ihren Holzkohlen zu uns in das Lager zu kommen, und machten dann die Meldung. Wir hatten gestern wieder einen großen Sturm auf die russischen Forts und so fand ich erst heute die Zeit, selbst mit einer Abteilung hierher zu kommen und den ‚russischen Spion‘ in Empfang zu nehmen.“

Die chinesischen Köhler machten lange Gesichter, als sie erfuhren, daß sie sich umsonst mit dem angeblichen Spion Mühe gegeben hatten. Sie brachten das gesamte Gepäck Karls und Lipaos herbei. Das Pferd und der Esel hatten sich in der Zwischenzeit wohl ausgeruht und, an einen langen Strick gebunden, geweidet.

Zu der Freude seines Herzens schenkte Karl Hölischer den chinesischen Köhlern mehrere Hände voll Silbermünzen. Dann bestieg er nicht ohne Mühe sein Pferd und ritt neben Hauptmann Kochi an der Spitze der japanischen Truppe zur Belagerungsarmee.

„Mein Freund Emerson wird sehr schlechter Laune sein, weil ich so lange mit dem Moskitonez ausgeblieben bin,“ meinte Karl.

„Ihr Freund Emerson wird so bald kein Moskitonez brauchen. Er liegt im Lazarett und es ist fraglich, ob er überhaupt noch einmal zum Bewußtsein kommen wird.“

„Was ist geschehen?“ fragte Karl erschreckt.

„Er hat einen Kolbenschlag auf sein wertes Haupt erhalten,“ erwiderte der Hauptmann ironisch. „Unser Höchstkommandierender hat sich bewegen lassen, Herrn Emerson die Erlaubnis zu geben, sich im Dreißig-Minuten-Laufgraben aufzuhalten, und beim Überfall der Russen ist es Herrn Emerson schlecht ergangen. Außer ihm sind überhaupt nur noch zwei Mann von der Besatzung, die sich bei dem Überfall im Laufgraben befand, am Leben geblieben: ein schwerverwundeter Offizier und ein Infanterist, der vier Bajonettstiche in der Brust hat, aber noch lebt. Emerson hat eine Gehirnerschütterung erlitten. Unsere Ärzte vermuten, er wird wieder zu sich kommen, aber wenn das nicht in den nächsten Tagen geschieht, dürfte er überhaupt nicht mehr zum Bewußtsein gelangen, sondern in das Jenseits hinüberschlummern. Unser Kommandeur bereut jetzt aufrichtig, Herrn Emerson die Erlaubnis gegeben zu haben, den Dreißig-Minuten-Laufgraben zu betreten. Soviel mir bekannt, hat Herr Emerson für Sie einen Brief zurückgelassen. — Doch erzählen Sie mir jetzt ein wenig von Ihrem Abenteuer.“

Karl erzählte dem Generalstabshauptmann, wie er auf dem Rückwege von Dalny vom Wege abgekommen und in welcher summarischer Weise er von den chinesischen Kählern gefangen genommen worden sei.

„Der Aufenthalt in der Blockhütte ist Ihnen entschieden nicht gut bekommen,“ meinte Kochi, „Sie sehen schlecht aus und ich habe vorhin bemerkt, daß Sie fröstelten. Ich fürchte, Sie werden das Fieber bekommen. Sobald wir im Lager sind, müssen Sie mindestens ein Duzend Gläser heißen Tee trinken. Wenden Sie sich auch gleich an einen unserer Ärzte, damit dieser Ihnen ein Mittel gibt, das vielleicht die Heftigkeit des Fiebers, bevor es noch ganz zum Ausbruch kommt, mildert. Unsere Ärzte wissen gerade mit Fiebermitteln, die man in Europa gar nicht kennt, sehr gut Bescheid. Wenn Sie etwas genießen können, so tun Sie dies auch; Ihr Körper ist von dem Fasten erschöpft.“

„Ich hatte noch heute morgen großen Hunger,“ erklärte Karl, „aber jetzt ist mir der Hals wie zugeschnürt. Ich glaube, ich kann keinen Bissen essen.“

„Ein Beweis, daß meine Vermutung nicht unrichtig ist. Also mindestens ein Duzend Gläser Tee und dann ein ordentlicher Schlaf; das wird Sie wieder auf die Beine bringen.“

Drei Stunden später kam man im Lager von Port Arthur wieder an. Mit Lachen und Scherzen wurde Karl von seinen Bekannten unter den japanischen Offizieren empfangen. Ihm selbst aber war gar nicht sehr lustig zumute; er hatte das Gefühl, als lege sich um seinen Kopf ein eiserner Reifen, der sich immer enger zusammenzog.

Der gute Rat, den Hauptmann Kochi Karl gegeben hatte, wurde befolgt: Karl trank heißen Tee in großen Quantitäten. Auch ein japanischer Stabsarzt, den der Hauptmann geschickt hatte, kam, untersuchte Karl, fühlte seinen Puls und ging dann kopfschüttelnd davon.

Karl las den Brief Emersons und legte sich dann in seine Hängematte. Bald fiel er in einen tiefen Schlaf. — — — —

### Siebentes Kapitel.

Im Lazarett in Dalny. — Vom Fieber erwaht. — Ein Brief Emersons. — In Tschifu. — Eine traurige Nachricht. — Emersons Geist. — Gute Freunde. — Ein überraschendes Wiedersehen. — Gusti und Robert Geibel in Port Arthur. — Ein ernstes Gespräch mit dem Freunde. — Ein aufregender Vormittag. — Gusti fährt ab. — Karl an Bord der „Peking“. — „Lipao kommt mit!“ — Auf hoher See. — Die verdächtige Dschunke. — Der erste Zusammenstoß mit den chinesischen Piraten. — Vor dem zweiten Kampf.

Vier Wochen später erwachte Karl im japanischen Lazarett zu Dalny als Rekonvaleszent von einem schweren typhösen Fieber. Aus der Zwischenzeit hatte er nur die Erinnerung von schrecklichen Szenen, wie sie in einem Lazarett mit Schwerverwundeten und Leidenden sich abspielen. Er erinnerte sich, daß er Stöhnen und Jammern, Schreien und Wimmern gehört hatte, daß entsetzliche Träume und Gedanken ihn gequält hatten, aber alles um ihn herum war wie in einen Nebel gehüllt gewesen.

Als er vier Tage später zum erstenmal das Bett verlassen konnte, wurde ihm ein Brief Emersons zugestellt, welcher lautete:

„Mein Schädel ist doch härter als ich selbst geglaubt habe. Ich bin nach dreitägiger Bewußtlosigkeit wieder zu mir gekommen, und außer einem nichtswürdigen Brummen im Kopf geht es mir ganz gut. Ich gehe zu meiner Erholung aber doch nach Tschifu und werde von dort aus entweder zur Armee Kurokis nach der Mandschurei mich begeben, oder ich mache irgend einen Vergnügungsausflug. Lipao begleitet mich. Auch Ihnen rate ich, sobald Sie wieder gesund sind, nicht vor Port Arthur liegen zu bleiben, denn die Belagerung kann nach allem, was ich erfahren habe, bis zum Oktober dauern. Geben Sie mir Nachricht nach Tschifu oder noch besser, logieren Sie sich dort im Hotel Beach ein. Ihr Fieber wird, wie mir die japanischen Ärzte sagen, normal verlaufen, wenn es auch wahrscheinlich sehr lange dauern wird. Sie haben sich in der Blockhütte bei dem Liegen auf dem feuchten Boden die Krankheit geholt. Nebenbei ein höchst verrücktes, tragikomisches Abenteuer, das Sie da mit den Köhlern gehabt haben. Ihren Vater habe ich von Ihrer Erkrankung benachrichtigt. Nun, auf Wiedersehen, und unter besseren Umständen! Ihr Freund Emerson.“

Die japanischen Ärzte meinten auch, es sei für die baldige Genesung Karls von Wichtigkeit, wenn er nach Tschifu gehe und sich dort erhole. — — —

Es war vierzehn Tage später. Karl saß auf der Terrasse des Hotels Beach in Tschifu. Er fühlte sich fast vollständig genesen.

Es war Abend. Die Terrasse war glänzend beleuchtet und ein internationales Publikum, noch bunter, noch zusammengewürfelter als je zuvor, saß in Gruppen an den kleinen Tischen und genoß nach dem drückend heißen Tage die Abendkühle. Überall knallten die Champagnerpfropfen und lautes Lachen dröhnte von fast jedem Tische. Aus der Ferne grollte es hin und wieder dumpf wie der Donner eines fernen Gewitters. Unten am Horizont und bis hinauf zum Zenit flog manchmal ein blitzartiger Schein. Der Neuling hätte glauben können, daß in der Tat ein schweres Gewitter im Anzuge sei. Der Lichtschein aber kam von den Scheinwerfern der japanischen Flotte, welche vor Port Arthur nachts strenge Wacht hielt, und der dumpfe Donner war nur der Widerhall der Belagerungsgeschütze

von Port Arthur, die Tag und Nacht die Forts beschossen, während die Russen ebenso ununterbrochen antworteten.

Welch ein Gegensatz zwischen diesen gepuzten, sich vergnügenden Menschen auf der Terrasse und den schrecklichen Ereignissen, die sich da jenseits des Meeresarmes in und um Port Arthur abspielten! Aber was kümmerte diese sich vergnügenden Menschen fremdes Herzeleid und die Greuel des Krieges! Unter diesen gepuzten Männern und Frauen waren mindestens zwei Drittel Abenteurer der schlimmsten Sorte, wie sie der Krieg, wie sie die eigentümlichen Verhältnisse eines Feldzuges an manchen Orten in ganzen Scharen versammeln.

Die Abendblätter kamen und für einige Zeit wurde es ruhiger an den Tischen. Man durchblätterte rasch die englischen Zeitungen, um neue Nachrichten vom Kriege zu erhalten.

Auch Karl hatte von dem dienstfertigen chinesischen Boh, der als Kellner fungierte, ein solches Blatt erhalten. Er las es langsam durch und stutzte plötzlich. Er war auf einen Namen gestoßen, der ihn interessierte. „Korrespondent Emerson tot!“ stand über einem Artikel. Dann wurde berichtet, daß der amerikanische Zeitungskorrespondent Emerson, welcher eine Zeitlang bei den japanischen Belagerern vor Port Arthur gewesen war und sich jetzt bei der japanischen Armee in Kiautschow befand, bei einem der letzten Gefechte von den russischen Soldaten erschossen worden sei.

„Also auch er!“ dachte Karl schmerzlich. „Auch er, der gute, treue Freund! Die Besten holt der Tod immer zuerst. Er war treu wie Gold, sein Charakter tadellos wie glänzender Stahl. Ich habe ihn lieb gewonnen wie einen Bruder, und nun ist auch er gefallen in seinem Berufe!“

Mühsam unterdrückte Karl seine Erregung, und vorsichtig, um sich nicht vor den gefühllosen Menschen, unter denen er saß, lächerlich zu machen, wischte er eine Träne aus seinen Augen.

Längere Zeit sah Karl starr hinaus auf den flackernden Lichtschein am Abendhimmel. Er hatte den Tod in letzter Zeit so oft um sich gesehen in gräßlichster Gestalt, und doch ergriff ihn tief die Nachricht vom Tode dieses lebenswürdigen, guten Menschen. Aus seinen Träumereien weckte ihn ein leichter Schlag auf die Schulter.

Karl sprang auf und blickte entsetzt in das Gesicht seines Freundes Emerson.

„Huhu! Ein Geist!“ sagte Emerson lachend. „Sehen Sie doch nicht so entsetzt aus, ich lebe wirklich. Es scheint, Sie haben auch meinen Nekrolog bereits gelesen.“

„Emerson!“ rief Karl freudig erschreckt. „Sie leben!“

„Ja, warum denn nicht? Noch lebe ich.“

„Wie kommt denn Ihr Nekrolog in die Zeitungen?“

„Vergessen Sie denn, daß Sie sich in dem Lügennest von Tschifu befinden, wo alles, was man hört, liest, druckt, spricht, geschwindelt und erlogen ist? Bei Tjing (sprich: Bei Dschingo)\*! Sie haben ja Tränen in den Augen! Gilt das mir?“

Karl war durch den raschen Wechsel von Leid und Freude ganz fassungslos. „Emerson,“ sagte er, „es hat mich so tief ergriffen, als ich die Nachricht von Ihrem Tode hörte, und nun stehen Sie lebendig vor mir.“

„Guter Junge,“ sagte gerührt Emerson und reichte Karl beide Hände, um dann die seinen energisch zu schütteln. „Guter Junge, ich weiß, daß Sie mein Freund sind, aber seien Sie versichert, ich bin auch der Ihrige, und ich wünschte, es käme einmal eine Gelegenheit, um Ihnen meine Freundschaft zu zeigen. Aber weg mit der Sentimentalität, die paßt nicht auf den Kriegsschauplatz. Jetzt trinken wir zur Feier des Tages auch eine Flasche Champagner! Morgen kaufe ich sämtliche Zeitungen, die meinen Nekrolog brachten und verleibe sie der Sammlung von Zeitungen ein, die sich mit meiner Person beschäftigen. Es passiert mir nämlich zum dritten Male, daß ich für tot erklärt werde; man gewöhnt sich schließlich daran. Ich bin erst heute abend in Tschifu angelangt. Ich war nach Tjingtau und Schanghai, um mir dort die abgerüsteten russischen Kriegsschiffe, die aus Port Arthur entkommen sind, anzusehen. Heute abend komme ich zurück und unser Oberkellner teilt mir mit, daß Sie wieder hier sind schon seit zwei Wochen, und fast ganz gesund. Da kommt der Sekt! Der Trank wird Ihnen bei der Konvaleszenz gut tun. Nehmen Sie Ihr Glas und stoßen Sie an auf weiteres Leben. Sie wissen ja, die Totgeglaubten sollen nach dem Volksaberglauben um so länger leben; ich habe deshalb also Aussicht, des alten Methusalem Rekord zu schlagen, denn wie gesagt, es passiert mir zum drittenmal, daß ich totgesagt werde. Zweimal war es allein

\*) Ein in Amerika sehr beliebter Kraftausdruck, um Erstaunen und Bewunderung auszudrücken.

während des spanisch-amerikanischen Krieges. Danken Sie nebenbei Gott, daß Sie durch das Fieber von Port Arthur losgekommen sind: nach allem, was man hört, wird die Belagerung noch monatelang dauern. Aber erzählen Sie, wie es Ihnen in den letzten Wochen ergangen ist."

Karl begann zu berichten, und wenn er glaubte, am Ende zu sein, wurde er durch neue Fragen Emersons wieder zu weiterem Erzählen veranlaßt. Es war beinahe Mitternacht und es wurde jetzt auf der Terrasse doch kühl. Karl hatte den Sommerüberzieher über den Tropenanzug aus weißem Flanell gezogen, aber trotzdem fröstelte es ihn etwas.

"Wir wollen zur Ruhe gehen oder wenigstens in einen geschlossenen Raum," sagte Emerson, der bemerkt hatte, daß es dem Freunde kühl war. Er bezahlte und trat mit Karl in den großen Speisesaal. Auch hier saß viel Publikum, aber augenblicklich ging eine gewisse Bewegung durch die essende und trinkende Menge. Um eine Gruppe von Männern drängten sich eine Anzahl von Menschen, und immer noch sprangen andere Personen von ihren Plätzen auf und eilten auf die Gruppe zu.

"Was ist denn los?" fragte Emerson den Oberkellner, der gerade vorbeikam.

"Vier russische Offiziere und eine Dame sind soeben auf einer Dschunke aus Port Arthur angekommen. Sie sind fünf Tage und Nächte unterwegs gewesen. Sie sollen ganz fürchterlich ausgehalten haben, nun sind sie glücklich angelangt. Die Dame ist vom Roten Kreuz, eine Krankenpflegerin. Sie will morgen oder übermorgen wieder nach Port Arthur zurück."

"Wohl eine Selbstmörderin?" sagte Emerson. "Sie soll doch Gott danken, daß sie glücklich bis hierher gekommen ist!"

"Die Dame will Lazarettbedürfnisse hier in Tschifu einkaufen, besonders Chinin, das zu mangeln beginnt."

"Ein Teufelsweib!" rief Emerson. "Die Frauen haben oft mehr Mut als die Männer. Wo ist denn die Dame?"

"Da kommt sie eben. Sie ist sehr erschöpft und will sich zur Ruhe begeben, sie will nicht einmal etwas essen."

Durch die sich teilende Menge, die die Gruppe der russischen Offiziere umgab, trat soeben eine Frauengestalt. Im nächsten Augenblick stand vor Karl wie eine überirdische Erscheinung Gusti Geibel.

Die Überraschung war auf beiden Seiten gleich groß. Karl vergaß sogar, seinen Freund Emerson vorzustellen.

„Gusti, Sie hier, Sie in Port Arthur? Ich denke, Sie sind längst mit Ihrem Bruder in Sicherheit!“

„Mein Bruder war schwer krank, als die letzten Flüchtlinge Port Arthur verließen. Er war nicht transportfähig und ich blieb bei ihm. Ich bin jetzt im Lazarett Krankenpflegerin und er ist bei der Bürgerwehr, die General Stössel eingerichtet hat. Sie sind mir nicht böse, Karl, ich breche zusammen vor Erschöpfung. Ich hoffe Sie morgen vormittag zu sehen. Am Nachmittag will ich versuchen, eine Dschunke zu finden, die mich nach Port Arthur zurückbringt.“

Erst jetzt sah Karl, wie bleich und abgesehen Gusti aussah und daß sie sich nur mühsam auf den Beinen hielt.

„Auf Wiedersehen!“ rief er ihr nach, und er sah, wie sie wankte, als sie die Schwelle überschritt, um auf den Korridor und in ihr Zimmer zu gelangen.

Das Wiedersehen hatte Karl so erregt, daß er sich in einer Ecke des Saales an einem Tische noch einmal niederließ. Emerson nahm neben ihm Platz. Diskret schwieg der Freund, bis Karl von selbst sich bewegt fühlte, der Erregung seines Inneren dadurch Luft zu machen, daß er dem Freunde seine Beziehungen zu Robert Geibel und dessen Schwester mitteilte.

„Ich glaubte beide längst in Sicherheit, und nun sind sie in Port Arthur, haben all das Entsetzliche durchgemacht, und ich war vor Port Arthur draußen bei den Feinden! Welch ein schrecklicher Gedanke! Und morgen will sie zurück, die gefährliche Reise antreten wieder nach dem Orte des Schreckens. Aber ich lasse sie nicht allein fahren, ich fahre mit ihr.“

„Ich würde Ihnen raten, sich die Sache zu überlegen, lieber Freund,“ meinte Emerson ernst. „Ebenso wie ich hoffe, die Dame läßt sich davon abbringen, ihre Fahrt nach Port Arthur zurückzumachen. Man darf zweimal hintereinander die Götter nicht versuchen. Es ist ja wahr, es gelingt immer noch chinesischen Dschunken, nach Port Arthur hineinzukommen, ebenso wie es ja auch den russischen Offizieren mit der Dame gelungen ist, glücklich in Tschifu einzulaufen. Aber abgesehen von den japanischen Kriegsschiffen und Torpedobooten, die sorgsam Wache halten, die jede verdächtige Dschunke sofort in den Grund bohren, ohne sich lange mit Unter-

suchungen aufzuhalten, abgesehen von den Gefahren der See und des Wetters sind diese Dschunken auch noch durch Piraten gefährdet, welche ihre eigenen Landsleute nicht schonen. Es gibt eine ganze Flotille von chinesischen Piratendschunken, welche auf alles Jagd machen, was ihren Kurs kreuzt. Die Japaner tun nichts gegen dies Piratengefindel, denn es ist für sie eine Hilfe. Die Piraten verhindern den Verkehr Port Arthurs mit der Außenwelt durch die chinesischen Dschunken. Wenn Sie also irgendwelchen Einfluß auf die Dame haben, so werden Sie sie veranlassen, hier zu bleiben.“

„Sie hat aber ihren Bruder in Port Arthur, ihren Bruder, meinen Freund, sie wird ihn nicht verlassen wollen. Und dann will sie Chinin haben für die Kranken. Oh, ich kenne ihr gutes Herz, Sie wissen nicht, welche gute Seele und welche Opferbereitschaft sie besitzt!“

„Ich zweifle nicht, daß die junge Dame eine sehr edle Seele hat, ebensowenig wie ich bezweifle, daß sie das Ideal eines Weibes für Sie ist. Eines aber will ich Ihnen erklären: wenn die Dame wirklich nach Port Arthur zurückgeht und Sie sie begleiten, dann gehe ich natürlich mit. Ich habe Ihnen vorhin erst gesagt, ich würde mich freuen, eine Gelegenheit zu finden, Ihnen meine Freundschaft zu beweisen. Diese Gelegenheit kommt rascher als ich glaubte. Aber nun wollen wir zur Ruhe gehen!“

Es war spät, bis Karl in Folge der Aufregung des Abends einschlafen konnte; dafür schlief er früh um so länger. Ganz gegen seinen Willen, denn er wollte so früh als möglich aufstehen. Als er im Hotel nach Gusti fragte, erfuhr er, sie sei schon in früher Stunde zum russischen Konsul in Tschifu gegangen, wahrscheinlich, um mit ihm wegen Ankauf der Lazarettbedürfnisse zu sprechen. Den ganzen Vormittag versuchte Karl ihrer habhaft zu werden, aber es wäre ihm das nicht ohne die Hilfe Lipaos gelungen, der sich wie ein Spürhund auf ihre Fährte setzte.

Auch Emerson hatte Karl flüchtig gesehen. Der Amerikaner schien sehr beschäftigt zu sein und konnte Karl nur sagen:

„Hören Sie einmal, lieber Freund, veranlassen Sie doch die Dame aus Port Arthur, bis übermorgen zu warten. Ich bin dann höchstwahrscheinlich in der Lage, ihr eine günstige Fahrgelegenheit offerieren zu können. Warnen Sie sie vor jeder Übereilung; unter

den Dschunkenführern und deren Mannschaften gibt es die schlimmsten Verbrecher. Ich werde vielleicht bis morgen nachmittag von Tschifu abwesend sein. Noch einmal: warnen Sie die Dame vor Übereilung und hüten Sie sich selbst davor, etwa eine solche Dschunkenfahrt zu unternehmen. Verlassen Sie sich auf mich, ich Sorge für Fahrgelegenheit.“

Erst gegen zwei Uhr nachmittags fand Karl Gusti wieder im Hotel bei einer, in aller Eile eingenommenen, kleinen Mahlzeit.

„Ich fahre in einer halben Stunde,“ erklärte Gusti; „es ist mir gelungen, eine Dschunke zu finden, welche es übernimmt, mich für zweihundert Rubel nach Port Arthur hineinzubringen. Der Konsul hat die Dschunke gemietet, der Führer ist sicher. Der Konsul bezahlt das Geld und die Ladung wird in einer halben Stunde an Bord sein.“

„Sie begeben sich in die größte Gefahr, Fräulein Gusti,“ sagte Karl. „Wenn der Dschunkenführer und die Bemannung der Dschunke vielleicht auch sicher sind, so gibt es doch unterwegs Piratendschunken, von denen Ihnen das schwerste Unheil droht.“

„Ich stehe in Gottes Hand,“ entgegnete Gusti; „ich muß nach Port Arthur zurück, ich muß an die Seite meines Bruders, man erwartet mich in den Lazaretten. Wenn Sie die Leiden der Kranken und Verwundeten sehen würden, käme es Ihnen auch nicht in den Sinn, nur eine Stunde länger hier zu verweilen, als Sie müssen.“

„Wenn Ihnen nun aber eine bessere Fahrgelegenheit geboten würde? Ich kann Ihnen allerdings nichts Sicheres zusagen. Ich kann mich nur auf meinen Freund Emerson verlassen, welcher kein Versprechen gibt, ohne es zu halten.“

„Ich kann mich nicht auf Versprechungen einlassen,“ sagte Gusti, „jede Stunde längeren Aufenthalts hier wird mir zur Qual.“ Es bleibt dabei. Ich fahre um vier Uhr nachmittags ab.“

„Und ich werde Sie begleiten, Gusti,“ rief Karl bestimmt; „ich habe das Recht, die Schwester meines Freundes zu beschützen, ich habe das Recht, Ihnen zur Seite zu stehen, wenn Sie sich in eine Gefahr begeben, die schlimmer ist als der Aufenthalt in Port Arthur.“

„Und weshalb wollen Sie Ihr Leben aufs Spiel setzen?“ fragte Gusti. „Ich habe eine Veranlassung, einen Zweck, mein Leben zu opfern: ich tue es um der Kranken und Verwundeten willen. Solche Pflichten haben Sie nicht zu erfüllen. Mein Platz ist in Port Arthur

im Lazarett und an der Seite meines Bruders; Sie haben in Port Arthur nur ein verhältnismäßig geringes Interesse, vielleicht das des Zeitungsmannes. Außerdem sind Sie erst von schwerer Krankheit genesen, und die Überfahrt ist sehr strapaziös.“

„Ich werde mich durch nichts von meiner Absicht abbringen lassen,“ erklärte Karl, „ich weiß nur, daß mein Platz an Ihrer Seite ist, wenn es sich um Gefahren und Strapazen handelt. Vergessen Sie nicht, daß Sie auf der Fahrt nach Tschifu in Begleitung von Offizieren und Beamten aus Port Arthur waren und daß Sie auf der Rückfahrt allein mit der chinesischen Besatzung sind.“

„Ich weiß meinen Revolver zu führen,“ erklärte Gusti.

„Aber Sie müssen schlafen und Sie können im Schlafe von der Bemannung überfallen und ermordet werden. Was wollen Sie tun, wenn man Sie auch im wachen Zustande packt und über Bord wirft? Die chinesischen Dschunkenführer lassen sich den Fahrlohn im voraus bezahlen. Sie haben also ihr Geld und gar keine Veranlassung, die Fahrt zu vollenden. Ich werde Sie begleiten, Gusti, denn ich würde hier vor Angst und Sorge um Sie zugrunde gehen, wenn ich Sie allein auf der Fahrt wüßte. Mag der Augenblick auch vielleicht nicht geeignet zu einer Erklärung sein, aber, Gusti, ohne Sie hat das Leben für mich keinen Wert.“

Ohne eine Antwort des jungen Mädchens abzuwarten, sprang Karl auf, um sich reisefertig zu machen. Im Korridor vor seinem Zimmer fand er Lipao mit der Reinigung von Sachen beschäftigt.

„Komm, hilf mir etwas packen, Lipao,“ sagte Karl; „ich gehe mit der Dschunke nach Port Arthur.“

„Und Mister Emerson?“

„Mister Emerson ist gar nicht in Tschifu. Ich werde ihm einige Zeilen zurücklassen. Die Abreise kommt sehr überraschend.“

Wortlos half Lipao einen verhältnismäßig kleinen Koffer packen, er lud den Revolver Karls und packte in die Patronentasche, die am Gürtel des Revolvers hing, einige Dugend Patronen. Dann legte er einen wasserdichten Mantel für die Seefahrt zurecht und verschwand, kurz bevor es Zeit zur Abfahrt war.

Als Karl nach dem Speisezimmer des Hotels hinunterkam, erfuhr er, Gusti sei bereits an Bord. Er besorgte sich einen Kuli, der sein Gepäck nach der Dschunke schaffte, die unten an der Terrasse des Hotels lag.

Diese Dschunke in der üblichen chinesischen Form — sie führte den Namen „Peking“ — hatte einen hohen Aufbau am Hinterschiff. Sie war außerdem bis zu zwei Dritteln ihrer Länge vollständig gedeckt, so daß überkommende Wellen selbst bei schwerem Wetter nicht in das Innere des Schiffes dringen konnten. Sie führte vorn auf dem überdeckten Teile des Schiffes einen Mast und ebenso in gleicher Entfernung vom Steuerruder einen zweiten Mast, der durch die Aufbauten hindurchging. Die Besatzung bestand aus acht Mann, wettergebräunten Leuten von großer Körperkraft, gewaltige Gestalten mit abstoßend häßlichen Gesichtern. Der Führer der Dschunke war ein jüngerer Mann, auch herkulisch groß und stark, mit einem weniger unangenehmen Gesicht. Er hieß Saochan.

Unter dem Dach auf dem Deck befand sich ein besonderer verschließbarer Raum, der Gusti eingeräumt wurde. Ein anderer durch einen Vorhang abschließbarer Raum konnte für Karl eingerichtet werden. Bevor sich dieser aber auf dem Schiffe einlogieren konnte, gab es noch eine lange Unterhandlung mit Saochan. Dieser verlangte für das Mitfahren des Europäers noch weitere zweihundert Rubel, welche Karl endlich bis auf hundert herunterhandelte.

Der russische Konsul aus Tschifu erschien mit seiner Frau, um sich von Gusti zu verabschieden. Er ließ durch seine Kulis noch einige Lebensmittel und etwas Wein an Bord bringen, wünschte, wie es schien, ziemlich beklommenen Herzens, Gusti glückliche Fahrt und ging dann mit seiner Frau von Bord.

Die Taue, mit denen die Dschunke an der Terrasse des Hotels befestigt war, wurden gerade gelöst, als in eiligstem Laufe Lipao mit einem Bündel und umgeschnalltem Revolver erschien und mit einem kühnen Sage von der Terrasse direkt in die Dschunke sprang.

„Was willst du denn hier?“ fragte Karl.

„Lipao mitkommen! Lipao Mister Emerson schreiben, daß er mit nach Port Arthur gehen. Sie nicht allein bleiben mit Chinesen. Sie nicht chinesisch verstehen. Viele Chinesen böse Leute.“

Im nächsten Augenblick war Lipao in eine eifrige Debatte mit Saochan und der chinesischen Dschunkenbesatzung verwickelt, welche natürlich für den neuen Passagier ebenfalls Bezahlung verlangte. Die Chinesen sind stets auf ihren Vorteil bedacht; bei solch günstigen Gelegenheiten aber, wie bei einer Dschunkenfahrt, durch welche die

japanische Blockade von Port Arthur durchbrochen werden sollte, waren sie in ihren Forderungen mehr als unbescheiden.

Lipao machte Saochan klar, er sei der Diener Karls, ein Diener bezahle niemals etwas auf einer Dschunke, für seine Verpflegung würde er selber sorgen, und endlich einigte er sich mit der Bemannung und deren Führer dahin, daß Karl für ihn nur noch zwanzig Rubel besonderes Passagiergeld bezahlen sollte.

Nachdem auch diese Debatte erledigt und Saochan die Zahlung erhalten hatte, wurden die aus einzelnen Mattenstücken bestehenden Segel an den beiden Masten gehißt, und mit ziemlich günstigem Winde ging die Dschunke hinaus in die See.

Am Abend kam Gusti auf das Vorderdeck, wo bereits Karl saß.

Lipao freundete sich unterdes mit der Bemannung an. Er sprach zwar nicht genau den Dialekt, den die chinesische Besatzung sprach, aber er konnte sich doch mit den Leuten verständigen. Saochan erzählte er, Karl sei ein hoher russischer Beamter, für dessen glückliche Überfahrt nach Port Arthur die russische Regierung jedenfalls eine besondere Prämie bezahlen würde.

Lipao beabsichtigte durch diese Vorspiegelung das besondere Interesse Saochans für Karl zu erregen.

Der nächste Morgen brachte trübes, regnerisches Wetter. Aber der Wind war frisch, blies von Südost und brachte dadurch die Dschunke rasch vorwärts. Die See zeigte sich allerdings etwas unruhig, und es war ein Glück, daß die Passagiere der Dschunke seefest waren, sonst wäre es ihnen übel ergangen.

Der Kurs war auf den südlichsten Teil der Halbinsel Kwantung, auf das Kap Laotischan, gesetzt. Von dort aus sollte die Dschunke nördlich unter dem Schutz der Küste bis in die Nähe von Port Arthur zu gelangen suchen, um zwischen den japanischen Kreuzern und Torpedoboote, die den Hafen bewachten, hindurchzukommen. Saochan hatte einiges Verständnis für Navigation; er benützte den Kompaß und war auch imstande, mit einem primitiven Instrument die Sonnenhöhe aufzunehmen. Solange man sich noch in der Nähe der Küste befand, sah man sich inmitten einer ganzen Flottille von Dschunken. Japanische Kreuzer und Torpedoboote zogen in der Entfernung vorüber, man sah auch Handelsdampfer fremder Nationen. Die japanischen Kriegsschiffe beachteten die Dschunke nicht, da sie sich ja noch außerhalb der Blockadelinie befand. Se

weiter man aber nach Westen kam, desto geringer wurde die Zahl der Dschunken, stundenlang sah man nichts als Himmel und Wasser.

Regen und Wind nahmen eher zu als ab. Die zweite Nacht brachte so unruhige See, daß weder Karl noch Gusti in ihren Kabinen schlafen konnten. Trotz aller Bemühungen vermochten sie sich kaum auf den Matten, die ihnen als Lagerstätten dienten, festzuhalten. Was nicht niet- und nagelfest in den Kabinen war, rollte auf dem Boden bei jeder Bewegung des Schiffes hin und her.

Am Morgen des dritten Tages war der größere Teil des Weges zurückgelegt. Die größten Schwierigkeiten brachte ja erst die Küstenfahrt, und die gefährlichsten Augenblicke, um nicht zu sagen Stunden, kamen erst, wenn man durch die japanische Bewachung des Hafens hindurchschlüpfen wollte.

Lipao stand vormittags gegen zehn Uhr auf dem ungedeckten Borderteil des Schiffes, als Saochan ein gutes Doppelglas, das jedenfalls nicht auf ehrliche Weise in seinen Besitz gelangt war, lange Zeit auf einen Punkt am Horizonte richtete, der sich quer ab vom Steuerbord des Schiffes befand. Dieser Punkt vergrößerte sich, und bald konnte Lipao mit bloßen Augen erkennen, daß sich eine zweimastige große chinesische Dschunke näherte.

Saochan suchte mit dem Glas den ganzen Horizont ringsherum ab und konnte nur feststellen, daß sich außer der eigenen Dschunke und der fremden, die sich näherte, kein Fahrzeug weiter in Sicht befand. Die fremde Dschunke hatte einen eigentümlichen Kurs: sie steuerte rechtwinklig zum Kurse der Dschunke Saochans. Auch auf dem Meere, besonders aber innerhalb der von Küsten umschlossenen Binnenmeere, gibt es bestimmte Wege, die zwar unsichtbar sind, aber stets von den Schiffen innegehalten werden. Die fremde Dschunke fuhr auf einem Wege, der eigentlich nirgendhin führte. Diese fremde Dschunke trug besonders große Segel und näherte sich mit ziemlicher Geschwindigkeit. Als sie ungefähr drei Kilometer entfernt war, prüfte sie Saochan noch einmal sorgfältig und rief dann seinen Leuten einige Befehle zu.

Wenige Minuten später glitt Lipao fast lautlos in die Kabine Karls und sagte:

„Revolver zur Hand nehmen, Herr. Seeräuber kommen.“

Karl schnallte seine Revolvertasche um und ging an Deck. Daß Grund zur Besorgnis vorhanden war, erlah er daraus, daß

sich auch in den Händen Saochans und seiner Mannschaft Waffen befanden. Saochan führte einen russischen Hinterlader, ein Militärgewehr; die Mannschaften hatten meist alte Schießeißen, die irgendwo an Bord versteckt gewesen waren.

Die beiden Schiffe hatten sich bis auf fünfhundert Meter einander genähert. Man sah auf dem Deck der herankommenden Piratendschunke — denn um eine solche handelte es sich — wohl ein Duzend Chinesen stehen, sämtlich mit Gewehren bewaffnet. Durch ein Sprachrohr wurde Saochan etwas zugerufen, aber er ließ, ohne eine Antwort zu geben, das Ruder anders legen, um hinter der fremden Dschunke heranzukommen und seinen Kurs fortzusetzen. Sein Manöver war aber sofort bemerkt worden. Auch die Piratendschunke legte das Ruder um und verstellte die Segel. Sie ging jetzt mit voller Fahrt auf die Dschunke Saochans los.

In einer Entfernung von kaum 30 Meter gingen die Dschunken aneinander vorüber. Im letzten Augenblick aber hatte die Mannschaft Saochans die Segel umgeworfen, so daß sie aus dem Winde kamen und das Schiff fast stehen blieb, während die Piratendschunke vorüber schoß. Saochan hatte den feindlichen Führer aufs Korn genommen und niedergeschossen. Noch zwei andere Mann von der Piratendschunke fielen, aber auch einer der Chinesen Saochans stürzte tot zu Boden, mitten durch den Kopf geschossen; ein anderer war verwundet.

Der Fall des feindlichen Führers hatte Verwirrung an Bord der Piratendschunke hervorgerufen. Saochan ließ die Segel wieder in den Wind bringen, und in einem großen Bogen ging er ostwärts ausweichend weiter. Er gab damit seinen bisherigen Kurs auf, aber die Hauptsache war, von der Piratendschunke loszukommen.

Auf dieser schien die Bestürzung nur kurze Zeit gewährt zu haben. Mit großer Geschicklichkeit wurde das Schiff gewendet und in den Wind gebracht, so daß es jetzt auf parallelem Kurse in einiger Entfernung der Dschunke Saochans nachzog. Da die Piratendschunke viel größere Segel hatte als die „Peking“, war anzunehmen, daß sie die Entfernung zwischen sich und den Verfolgten bald überwinden würde.

Als die Schüsse fielen, war Gusti erschreckt aus ihrer Kabine herausgekommen. Aber bevor sie noch den überdachten Teil des

Deckes verlassen konnte, war ihr Lipao entgegengeeilt und hatte gerufen:

„Nicht herauskommen. Piratenschunke. Schießen. Keine Gefahr. Gleich alles vorbei.“

Als der erste Angriff abgeschlagen war, eilte Karl selbst zu Gusti, um sie zu beruhigen, fand sie aber merkwürdig gefaßt.

Nach einer halben Stunde sah man deutlich, daß sich die Piratenschunke mehr und mehr der „Peking“ näherte. Wildes Geschrei tönte von der Piratenschunke herüber; wegen der erlittenen Verluste waren die Seeräuber aufs äußerste gereizt.

Binnen kurzem mußte es zu einem Kampf auf Tod und Leben kommen. Wer dabei den Sieg davontragen würde, war höchst ungewiß. Aber gerade in diesem Augenblick war es für Karl eine außerordentliche Beruhigung, in Gusti's Nähe zu sein. Was auch kommen mochte, er wollte Gusti's und sein Leben so teuer wie möglich verkaufen.

## Achtes Kapitel.

Emersons amerikanische Bekanntschaften. — Das Blockadebrechen. — Der „Star“ nimmt Ladung für Port Arthur. — Morris und Hilton. — Der „Star“ in Tschifu. — Unter amerikanischer Flagge. — Das Piratenschiff und die „Peking.“ — Der zweite Kampf. — Die Piraten entern. — Der „Star“ als Helfer. — Unter der Küste von Kwantung. — Der japanische Blockadekreuzer. — Das Torpedoboot kommt. — Dem Torpedo entgangen. — Granaten auf Deck des „Star“. — Mit doppelter Kraft. — Das Dampfrohr platzt. — Im letzten Augenblick verloren. — Die unerwartete Rettung. — Die Einfahrt in den Hafen von Port Arthur.

Als Emerson nach Tschifu kam, um hier seinen Nekrolog in den Zeitungen zu finden, und als er am Abend Karl auf der Terrasse des Hotels traf, war er in einer ganz bestimmten Absicht erschienen. Es handelte sich wieder einmal um einen tollkühnen Plan, an dessen Ausführung Emerson herangehen konnte, weil er nach seinem Fortgang von der Belagerungsarmee von Port Arthur in Dalny eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht hatte. Als er damals, noch immer ein wenig unter den Folgen des russischen Kolben-

schlages auf seinen Kopf leidend, in Dalny für einige Zeit Station machte, bevor er nach Tschifu ging, lernte er hier zwei amerikanische Landsleute, Hilton und Morris, kennen. Emerson hielt sie zuerst für Berufsgenossen, für Zeitungskorrespondenten; aber er sah bald ein, daß die beiden die „smarteste“, das heißt ungefähr auf deutsch die schneidigste Form der amerikanischen Geschäftsleute repräsentierten. Diese beiden Amerikaner waren ein paar echte, in der Wolle gefärbte Yankees, Leute, bereit, es mit dem Teufel aufzunehmen, das heißt, wenn dabei Geld zu verdienen war. Dabei waren diese Männer nicht etwa arme Schlucker, die nach jedem Erwerb greifen mußten, sondern sie verfügten über große Mittel; sie waren aber, wie alle echten Yankees, von der Sucht nach dem Dollar und dem glühenden Wunsch, sich zu bereichern, beseelt. Die beiden Amerikaner tauchten bald hier, bald dort auf dem Kriegsschauplatz auf, so weit vorn als nur irgend möglich, und sahen sich um, ob nicht hier oder dort ein großes Geschäft zu machen sei. Für die Japaner hatten sie von Tientsin her zwei Lokomotiven nach Dalny geliefert. Die Russen hatten nämlich, als sie Dalny räumten, wohl eine Menge von Wagen, aber keine Lokomotiven zurückgelassen. Die Japaner hatten die Eisenbahnwaggons von Dalny zur Belagerungsarmee vor Port Arthur mit Pferden und manchmal mit Hilfe von Kulis in ganzen Zügen fortbewegt. Die beiden Amerikaner hatten in Tientsin zwei alte Lokomotiven aufgetrieben und hatten dieselben auseinandernehmen, auf ein Schiff bringen und dann in Dalny wieder zusammensetzen lassen. Als Schnellzugslokomotiven waren ja die alten Kasten nicht verwendbar, aber zum Schleppen von Gütertransporten ließen sie sich noch ganz ausgezeichnet benützen, und die Japaner, die im eigenen Lande keine Lokomotiven entbehren konnten, da ihre Eisenbahnen mit Transporten für den Feldzug überhäuft waren, bezahlten gern hohe Preise. Das aber war nur ein kleines Geschäft, bei dem die beiden Amerikaner die Kosten für ihren Aufenthalt herauschlagen konnten; es war kein Geschäft im großen Stil, wie sie es liebten.

Emerson war von Dalny nach Tschifu gegangen. Einige Tage später folgten die beiden Landsleute, die er dort wieder traf. Dann verschwanden sie ganz plötzlich, und erst in Tsingtau hatte Emerson einen von ihnen, nämlich Morris, als harmlosen Touristen gefunden.

Morris schien etwas auf dem Herzen zu haben und kam auch,

als er mit Emerson in Tjingtau im deutschen Hotel hinter einer Flasche deutschen Weines saß, mit der Sprache heraus.

„Kennen Sie den russischen Konsul in Tschifu?“ fragte er Emerson, und als dieser bejahte, sagte er:

„Sie können mit uns ein Geschäft machen. Wir haben in Schanghai eine Vergnügungsjacht gesehen, die den Erben eines Amerikaners gehört. Diese Vergnügungsjacht ist zu verkaufen, Hilton und ich wollen sie erwerben. Die Jacht läuft zwanzig Knoten. Sie ist ein vorzügliches Fahrzeug, zwar nur für Privat-zwecke eingerichtet, aber sie läßt sich auch zur Aufnahme von Ladung benützen. Sie läuft wie ein Windhund durch die Wellen. Wissen Sie, die japanischen Torpedoboote laufen zwar angeblich vierundzwanzig Knoten, aber die Kasten sind vollständig ausgeleiert, keiner von ihnen bringt es mehr auf achtzehn Knoten und sie laufen noch weniger, denn die Kessel und Maschinen sind zum Teufel. Mit der Jacht — sie heißt ‚Star‘ (Stern), ein Name, der zu nichts verpflichtet, — nehme ich die Wettfahrt mit jedem japanischen Torpedoboot auf.“

„Und zu welchem Zweck, wenn ich fragen darf?“

„Mister Emerson, ich dachte, Sie hätten mich schon verstanden. Wir wollen die Jacht kaufen und zum Blockadebrecher machen. Der russische Konsul in Tschifu weiß, woran die Belagerten in Port Arthur am meisten notleidern. Dschunken kommen noch immer nach Port Arthur hinein und wieder heraus. Viel leichter ist die Sache mit einem flottgehenden Dampfer. Ich bin fest überzeugt, der Konsul in Tschifu hat eine ganze Menge Ladung für Port Arthur, Geschütze, Munition, vielleicht Lebensmittel. Da Sie ihn kennen, wäre es uns angenehm, wenn Sie ihm eine Offerte machten. Wir wollen nicht direkt mit ihm in Verbindung treten. Unsere Bedingungen sind sehr günstige. Der ‚Star‘ wird in das russische Schiffsregister eingetragen, damit er in gewissen Augenblicken die russische Flagge führen darf. Natürlich werden wir eventuell die amerikanische Flagge hissen, wenn wir dies für notwendig halten. Die russische Regierung zahlt uns fünfzig Prozent des Wertes aller der Waren respektive der Frachtgüter, die wir nach Port Arthur hineinbringen.“

Emerson schrieb nach Tschifu. Umgehend war die Mitteilung vom Konsul eingetroffen, er habe für ungefähr eine halbe Million Mark Ladung und gehe auf die Bedingungen der Amerikaner ein.

Es galt also einen Verdienst von einer Viertelmillion Mark mit einem Schlage, das heißt, wenn alles glücklich ablief. Emerson lehnte eine Beteiligung an dem Geldverdienst ab, er machte sich nur aus, daß die Amerikaner ihn mit nach Port Arthur nähmen, denn er glaubte, es werde sehr interessant sein, sich eine Zeitlang in der belagerten Festung aufzuhalten, um dort Material zu Berichten zu sammeln.

Die Fracht für Port Arthur sollte die Yacht in Schanghai selbst nehmen. Dorthin kamen die Geschütze, die Munition und besonders Zünder, in Kisten verpackt, unter falscher Deklaration als Maschinenteile. In Tschifu sollte sich der „Star“ mit seinen Führern nur noch die Papiere vom russischen Konsul holen.

Emerson war nach Tschifu gekommen, um mit dem russischen Konsul die letzten Verabredungen zu treffen, war aber durch ein Telegramm von Hilton und Morris nach Weihaiwei, dem englischen Hafenort am Gelben Meer, berufen worden, um dort an Bord der Yacht zu gehen. Die englischen Behörden machten nämlich Schwierigkeiten und Emerson sollte erklären, er habe die Yacht als Zeitungskorrespondent auf seine Kosten gemietet. Auf dem „Star“ gedachte Emerson Karl und Gusti Geibel nach Port Arthur zu bringen. Näheres konnte er nicht sagen, weil er zur Geheimhaltung verpflichtet war, deshalb hatte er auch am Abend vorher über die Angelegenheit noch gar nicht gesprochen. Damals glaubte er auch nicht, daß der kaum vom typhösen Fieber genesene Karl Hölscher imstande sein würde, die Fahrt mit dem Blockadebrecher zu unternehmen.

Gefährlich war diese Fahrt, über alle Maßen gefährlich. Man hatte zu riskieren, von den japanischen Torpedobooten oder von einem Kreuzer in Grund und Boden geschossen zu werden. Kam man aber auch glücklich durch die japanischen Blockadeschiffe hindurch, so lief man auf der Reede von Port Arthur selbst die höchste Gefahr durch die dort verankerten oder frei herumschwimmenden Minen. Diese waren sowohl von den Japanern als von den Russen versenkt worden, und die Reede von Port Arthur war derart gefährlich, daß sich selbst die japanischen Kriegsschiffe und größeren Fahrzeuge nicht mehr auf die Reede von Port Arthur wagten. Jedesmal, wenn sie sich einzeln oder in Gruppen dort gezeigt hatten, war ihnen durch eine Mine schwerer Schaden zu-

gefügt worden. Aber für Hilton und Morris winkte eine Viertelmillion und für Emerson die Aussicht auf ein Abenteuer, das ihm den herrlichsten Stoff für sensationelle Berichte gab.

Als er in Tschifu mit dem „Star“, der vorläufig die amerikanische Flagge führte und als Vergnügungsjacht galt, ankam, bat der russische Konsul, noch einen halben Tag zu warten, da er noch eine wichtige Sendung für Port Arthur erwartete. Emerson war etwas ärgerlich darüber, daß Karl mit Gusti bereits abgefahren war; aber er hoffte, man werde die Dschunke wohl noch einholen. Auch der „Star“ mußte den Weg nehmen, den die Dschunke einschlug, wenn sie den Japanern entgehen wollte. Man hatte deshalb einen chinesischen Lotfen an Bord genommen, der das Fahrwasser auch auf der Reede von Port Arthur genau kannte. Der Lotse behauptete, es sei verhältnismäßig leicht, zwischen den Minen hindurchzukommen, wenn man sich nur genau nach gewissen Landmarken richte und das Wasser kenne. Er versprach sein Bestes zu tun, denn die Amerikaner hatten ihm eine, für chinesische Verhältnisse kolossale Belohnung versprochen, wenn er sie glücklich in den Hafen von Port Arthur hineinbrächte.

Der Brief Lipaos hatte Emerson viel Spaß gemacht. „So finde ich ja die ganze Gesellschaft zusammen auf der Dschunke,“ meinte er; „es war recht von dem Schlingel Lipao, meinen Freund Karl nicht allein mit den Chinesen abfahren zu lassen.“

Vierzig Stunden nach der Abfahrt der Dschunke, welche Karl und Gusti nach Port Arthur bringen sollte, verließ der „Star“ den Hafen von Tschifu. Von dem hinteren der beiden Masten, welche die Jacht trug, flatterte stolz die amerikanische Flagge. Das Schiff hatte zwei Schrauben, zwei getrennte Maschinen und eine Mannschaft, die lediglich aus Amerikanern bestand. Hilton hatte diese Mannschaft in den chinesischen Häfen zusammengebracht. Hilton, der selbst Seemann und früher Kapitän gewesen war, verstand es, Leute für solche gefährliche Unternehmungen auszusuchen. Morris, der Ingenieur war, übernahm die Maschinen und deren Beaufsichtigung. Emerson hatte bei der Abfahrt in Tschifu es den Amerikanern zur Pflicht gemacht, die Dschunke, welche Karl und Gusti Geibel nach Port Arthur bringen sollte, unterwegs einzuholen und die Passagiere an Bord zu nehmen.

Das regnerische Wetter, welches die Passagiere der Dschunke

draußen auf See hatten, herrschte auch bei der Ausfahrt des „Star“ aus dem Hafen von Tschifu. Bei der unruhigen See zeigte sich, wie vortrefflich die Jacht gebaut war. Morris blieb während der ganzen Nacht in der Maschine und meldete am Morgen beim Frühstück:

„Wenn man die Ventile künstlich belastet, genügend Kohlen aufwirft und mit höchster Dampfspannung fährt, kann man vier- undzwanzig Knoten aus der Maschine herausholen. Kein Teufel kann uns bei einer Verfolgung einholen.“

„Und wie lange können wir solch forcierte Fahrt aushalten?“ fragte Hilton.

„Eine halbe Stunde, wenn es sein muß, dreiviertel Stunden, aber keine Minute länger, sonst gehen die Kessel in die Luft.“

„Man weiß wenigstens, worauf man sich verlassen kann.“

Als Emerson an jenem Morgen an Deck kam, war weit und breit keine Dschunke zu sehen. Er enterte selbst in den Ausguck, der an dem vorderen Mast der Jacht angebracht war, auf, um mit dem Glase den Horizont abzusuchen. Erst nach Stunden entdeckte er auf dem Kurse, den der „Star“ nahm, zwei Dschunken, und zwar in einer höchst eigentümlichen Stellung zueinander.

Udterhalb Stunden, nachdem der erste Zusammenstoß der „Peking“ mit der Piratendschunke stattgefunden hatte, war letztere wieder auf Schußweite an das verfolgte Schiff heran. Eine Salve prasselte auf das Deck der „Peking“ nieder, auf welchem Saochan allein fertig im Anschlag am Boden lag. Die Schüsse schlugen durch die Holzwände des Aufbaues zum Teil hindurch.

Karl hatte sich in die Kabine Gustis begeben und hatte sie veranlaßt, sich ebenfalls auf den Erdboden niederzulegen. Das Gewehr des erschossenen Chinesen, einen alten Hinterlader, hatte er an sich genommen. Das Gewehr des verwundeten Chinesen hatte Lipao, um es rasch zu laden und Karl zuzureichen. Gedeckt hinter dem kleinen Fenster stehend, gab Karl drei Schüsse ab, von denen jeder einen Mann auf der Piratendschunke zu Fall brachte. Dann aber erhielt das Schiff einen Stoß, daß Karl und Lipao zu Boden stürzten. Die feindliche Dschunke hatte sich neben das Schiff Saochans gelegt und die Piraten warfen jetzt eiserne Haken an Bord, um hinüberzustürmen.

Mit dem Revolver in der Hand stürzte, zum Nahkampf fertig, Karl an Deck, und ihm folgte, ebenfalls mit schußfertigen Revolver, Lipao. Die überlebenden acht Piraten waren jetzt im Nachteil, denn sie hatten nur ihre Gewehre. Sie schlugen mit den Kolben auf die Besatzung ein und wurden dafür mit Revolverschüssen empfangen. Allerdings ging ein großer Teil dieser in der Aufregung abgegebenen Schüsse fehl, wie ja überhaupt der Revolver an und für sich schon eine unsichere Waffe ist.

Allmählich schien sich der Sieg auf die Seite der Piraten zu neigen, denn zuletzt tauchten noch zwei von ihnen mit verbundenem Kopfe aus der feindlichen Dschunke hervor und schlugen mit kurzen Militärseitengewehren, die wahrscheinlich aus dem Kriege gegen die Boxer stammten, auf die Besatzung der Dschunke Saochan ein.

In diesem Augenblick ertönte laut die Sirene eines Dampfers. Dann krachten rasch hintereinander aus einem Revolvergeschütz kleine Granaten, die durch den Kumpf der Piratendschunke hindurchfuhren. Auf einen wilden Schreie stürzten sich die Seeräuber an Bord ihrer Dschunke zurück und Saochan kam von ihnen los.

Als Karl sich umblickte, sah er einen Dampfer und oben auf dem Verdeck desselben Emerson, der ihm zurief:

„Ich habe es Ihnen ja gesagt, Sie werden Unannehmlichkeiten haben! Sind Sie von den Kerls dort überfallen worden?“

„Ja!“ schrie Karl, „Sie haben uns vier Leute getötet und verwundet.“

„Wir werden es Ihnen heimzahlen!“ rief Emerson und sprang selbst an eines der Revolvergeschütze, die vorn rechts und links auf Deck des „Star“ befestigt waren.

Nach einem Duzend Schüsse sank die Piratendschunke mit dem Rest ihrer Mannschaft, ohne daß eine Spur von ihr übrig blieb.

„Ist die Dame verwundet?“ fragte Emerson.

„Ich hoffe nicht!“ rief Karl zurück.

„Machen Sie rasch, kommen Sie mit Ihrem ganzen Gepäck an Bord des Dampfers, wir fahren nach Port Arthur. Lassen Sie die Dschunke nach Tschifu zurückkehren, mit der schwachen Besatzung kommen Sie doch nicht weiter.“

Gusti kam blaß, aber gefaßt aus der Kabine heraus. Ein

Lächeln flog über ihr Gesicht, als sie den Dampfer und Emerson darauf erblickte.

Nicht ohne Schwierigkeiten wurden in der nächsten halben Stunde Passagiere und Ladung an Bord des „Star“ genommen, und Saochan, der das bezahlte Passagiergeld behalten durfte, war ganz vergnügt, daß er mit seinen verwundeten Leuten nach Tschifu zurückkehren konnte.

Langsam setzte der „Star“ seinen Weg fort, er wollte erst bei Anbruch der Dunkelheit am Kap Laotischan sein. Stolz flatterte von seinem Mast jetzt noch die amerikanische Flagge. Hätte das Schießen selbst japanische Kriegsschiffe oder Torpedoboote herbeigelockt, so wäre die Yacht doch nicht angehalten worden, da sie auf einem unverdächtigen Kurse nach Westen war.

„Ihnen verdanken wir unsere Rettung,“ sagte Karl, die Hand Emersons drückend. „Die Piraten hätten uns nicht geschont, wenn sie die Oberhand gewonnen hätten, und wir waren nahe daran zu unterliegen. Sie hätten uns ausgeraubt und uns wahrscheinlich mitsamt der Dschunke versenkt.“

„Ich sagte Ihnen ja, Sie sollten warten. Sie hätten die Dame mit Gewalt zurückhalten sollen. Ich durfte Ihnen nicht alles sagen, aber ich hatte Ihnen doch mit ziemlicher Sicherheit versprochen, Sie nach Port Arthur zu bringen. Nun hilft das Reden nichts mehr. Lassen Sie uns ans Essen gehen, denn wir werden abends noch Aufregung genug haben, und unsere Nerven brauchen Stärkung.“

Als die Sonne unterging, befand man sich in der Nähe von Laotischan, und zwar bereits jenseits desselben westlich in der Richtung auf Tientsin. Wie üblich, wurde bei Einbruch der Dunkelheit die Flagge niedergeholt. Der Lotse befahl, auf Deck die russische Handelsflagge bereit zu halten. Auf seine Veranlassung war dieselbe in besonders großem Format gewählt worden, so daß man, wenn die Flagge ausflog, deutlich die wagerechten, weiß-blau-roten Streifen der russischen Handelsflagge erkennen konnte. Der Lotse hatte gewünscht, daß die Flagge so groß und deutlich sei, damit sie von den russischen Forts aus bei der nächtlichen Einfahrt in den Hafen von Port Arthur bemerkt würde. Es war unzweifelhaft, daß das ankommende Schiff von den Scheinwerfern der Forts und der russischen Torpedoboote, die auf der Reede Wache hielten,

beleuchtet wurde, und wenn dann die Russen nicht die eigene Flagge deutlich erkannten, wurde das Schiff beschossen und zum Sinken gebracht, selbst wenn es vielleicht glücklich alle anderen Gefahren, besonders die Minen und die japanischen Blockadeschiffe passiert hatte.

Die Leuchttürme an der Südostküste der Halbinsel Kwantung in der Nähe von Port Arthur zeigten natürlich kein Feuer. Aber die immer wieder aufflammenden Scheinwerfer der Forts, die an der See lagen, gaben dem Lotjen, der das Fahrwasser wie seine Tasche kannte, Anhaltspunkte für den Kurs. Der „Star“ hielt sich unmittelbar an der Küste.

„Hier liegen keine Minen,“ hatte der chinesische Lotse in seinem Pidgin-Englisch erklärt; „der ‚Star‘ geht nur zwei Meter tief, und wir haben überall drei Meter Fahrwasser. Hier am äußersten Rande der Küste werden uns die Japaner auch nicht erwarten, sie sind weiter draußen in See. Aber lassen Sie die Feuer abblenden.“

Während des ganzen Nachmittags hatten die Heizer in der Maschine unter der Aufsicht des Amerikaners Morris Kohlen aus- gesucht und die besten Stücke, die viel Blut und wenig Rauch gaben, auf einen besonderen Haufen aufgestapelt, um sie für den Augenblick, in dem es galt, den Japanern zu entgehen, bereit zu haben. Mit langen Stangen und Haken waren die Feuer durchgestoßen worden, das heißt man hatte die Roste von Schlacken gereinigt. Als Hilton durch das Sprachrohr den Befehl in die Maschine gab:

„Feuer abblenden!“ wurden alle Luken geschlossen, so daß kein Lichtstrahl aus der Maschine nach außen dringen konnte. Da auch die besten Kohlenstücke aufgeworfen wurden, flogen keine Funken aus dem Schornstein.

Die See war sehr unruhig und es begann zu regnen. Oben im Steuerhaus stand Emerson neben Hilton, während der chinesische Lotse selbst das Rad der Dampfsteuerung hatte und prüfend durch das geöffnete Fenster des Steuerhauses hinausblickend, das Schiff lenkte. Hilton hatte die Hand an der Kurbel des Maschinentelegraphen, um die nötigen Signale und Befehle nach der Maschine zu geben. Auch im Steuerhause befand sich natürlich kein Licht. Eine Blendlaterne zum Ablesen des Kompasses steckte in einem Eimer, so daß man ihr Licht nicht sah. Der chinesische Lotse

hatte übrigens versichert, er brauche den Kompaß gar nicht; die Scheinwerfer gäben ihm deutlich den Ort an, wo er sich befinde.

Über die hüpfenden, schwankenden Wellen kam ein Lichtschein geflogen, und plötzlich war der „Star“ in dem vollen Lichtkegel eines Scheinwerfers. Eine halbe Minute später hörte man ein Pfeifen und Säusen in der Luft. Eine Granate flog zwischen den Masten dicht über den Schornstein des „Star“ hinüber und explodierte an der Felswand der Küste. Ein zweiter und dritter Schuß in derselben gefährlichen Nähe gingen an dem Schiff vorüber.

„Das ist ein japanischer Kreuzer,“ sagte der Lotse, „wir müssen von der Küste ab. Lassen Sie Dampf machen.“

Hilton drehte die Kurbel des Maschinentelegraphen, dessen Zeiger auf „Vollampf“ sprang. Aus dem Maschinenraum tönte das Klingelzeichen: „Signal verstanden.“

Der „Star“ legte sich auf die Seite und fing an, mit erhöhter Geschwindigkeit quer durch die lang ausrollenden Wogen zu fliegen. Gleichzeitig legte der Lotse das Ruder nach Backbord und das Schiff ging nach rechts nach Osten hinüber; es kam aus dem Lichtkegel des japanischen Kreuzers. Aber schon nach wenigen Minuten hatte das Licht den „Star“ wieder erreicht. Die Granaten, die jetzt der Kreuzer schickte, fielen alle hinter dem Schiff ins Wasser.

„Mehr Kraft!“ sagte der Lotse, und Hilton stellte den Maschinentelegraphen auf „Außerste Kraft“. Man hörte das Stampfen und Klackern der Maschine; die Planken des Decks, auf dem die beobachtenden Personen standen, fingen an zu zittern und zu beben. Der „Star“ legte sich noch mehr nach Steuerbord hinüber.

Karl eilte in die Kajüte, wo Gusti in einem Bilderalbum blätterte, das wahrscheinlich von dem früheren Besitzer der Yacht herstammte.

Gusti sah ruhig aus, aber sie war doch sehr unsicher, als sie Karl fragte:

„Wir werden verfolgt?“

„Die Gefahr scheint vorüber. Ich wollte Ihnen mitteilen, daß uns ein japanischer Kreuzer entdeckt hat, daß aber seine Granaten hinter uns ins Wasser fallen.“

„Er wird uns aber die japanischen Torpedoboote auf den Hals hegen,“ sagte Gusti. „Ich weiß das aus den Erzählungen in Port

Arthur. Ich möchte auf Deck, wenn ich dort nicht im Wege bin. Es ist viel angenehmer, oben in frischer Luft zu stehen, als hier unten zu sitzen und ruhig warten, warten und immer warten zu müssen, ohne zu wissen, was geschieht.“

„Es ist kalt, hüllen Sie sich gut ein. Ich werde oben auf Deck neben Ihnen bleiben!“ entgegnete Karl, und wenige Minuten später stieg er, Gusti stützend, die Schiffstreppe empor.

Hinter dem Vorbau, der den Eingang zur Kajütstreppe umgab, blieben Gusti und Karl stehen. Sie konnten deutlich alles auf Deck sehen, denn von einem andern Scheinwerfer her fiel volles Licht auf den „Star“. Unzweifelhaft näherte sich dem „Star“ ein japanisches Torpedoboot mit großer Geschwindigkeit, rechts von der Seite seinen Kurs kreuzend.

Emerson trat zu Gusti und Karl.

„Es kommt alles darauf an, ob die Maschinen der Japs ausgeleiert sind oder nicht,“ sagte er; „sie fangen uns sonst hier wie in einer Falle. Hinter uns ist der japanische kleine Kreuzer. Wenn uns das Torpedoboot vorn den Weg abschneidet, dann bleibt uns nichts übrig, als uns zu ergeben. Uns kann ja nichts weiter geschehen, man wird uns gefangen nehmen und nach Tokio oder Yokohama bringen. Aber meine armen Landsleute verlieren die Viertelmillion und das Schiff, und das bedeutet ihren Ruin.“

„Emerson, wir brauchen mehr Dampf!“ rief Hilton aus dem Steuerhaus; „gehen Sie doch nach der Maschine hinunter und sehen Sie zu, was dort unten los ist. Sagen Sie Morris, wir müssen zehn Minuten mit doppelter Kraft fahren oder wir sind verloren.“

Emerson eilte die eiserne Leiter in den Maschinenraum hinunter, und wie ein Schatten folgte ihm Lipao, der aus einem dunkeln Winkel des Decks plötzlich auftauchte.

Eine wahre Höllenglut schlug Emerson unten entgegen. Zwei von den drei Kesseltüren waren aufgerissen und rote, lohende Glut leuchtete aus ihnen in den engen, mit entsetzlichem Dunst gefüllten Heizraum.

Emerson mußte seine Stimme aufs äußerste anstrengen, als er fragte, was los sei, und hinzufügte, Hilton wünsche mehr Dampf.

„Wir haben ein Torpedoboot quer vor dem Bug in wenigen Minuten!“ schrie Emerson.

„Die Roste müssen wieder durchgestoßen werden!“ rief Morris,

und Emerson als Mann der Tat überlegte nicht lange. Er ergriff einen der langen Schürhaken, und mit herkulischer Kraft stieß er ihn zwischen die Roste des ersten Kessels, um die Schlacken herauzutreiben und stärkeren Zug zu erzeugen. Dann warfen die Heizer auf seinen Befehl Kohlen auf und schlugen die Kesseltür wieder zu, während Emerson schon wieder die Roste des zweiten Kessels durchstieß. Die Glut, die aus der Feuerungsöffnung schlug, verbrannte fast seine Haut und erzeugte auf ihr ein Brennen und Zucken. Meist mußte er die Augen schließen, um sie gegen die Glut zu schützen.

„Recht so!“ schrie ihm Morris zu, der selbst dabei half, die Feuerung des dritten Kessels mit Kohlen zu versehen.

Nach wenigen Minuten rief Morris:

„Die Dampfspannung steigt!“

Plötzlich gab es im Schiffe einen Ruck, daß alle im Heizraum anwesenden Personen fast zu Boden stürzten. Mit Mühe und Not bewahrte sich Emerson davor, kopfüber in die Feuerung des Kessels hineinzufliegen, wo er in wenigen Minuten zu Asche verbrannt gewesen wäre. Das Schiff hatte plötzlich eine Bewegung nach rechts gemacht und war quer vor eine Welle gekommen.

Die auf Deck stehenden Personen hatten mit banger Erwartung gesehen, wie das japanische Torpedoboot, dichte Rauchwolken aus seinen vier Schornsteinen ausstoßend, sich ihnen mehr und mehr näherte. Plötzlich hatte das Torpedoboot gewendet und sich parallel zu dem dahinjagenden „Star“ gestellt.

Hilton wußte, was die Japaner beabsichtigten: sie wollten einen Torpedo auf den „Star“ abfeuern und ihn dadurch vernichten.

„Backbord, Backbord, hart Backbord!“ schrie Hilton dem chinesischen Lotsen zu und griff selbst in das Rad. Das Ruder ging so scharf nach Backbord hinüber, daß das Schiff in einem kurzen Bogen und mit einem Stoß, der das ganze Fahrzeug erschütterte, nach rechts ausbog. Der Torpedo, der jedenfalls unterwegs war, mußte, wenn alles gut abließ, hinter dem Schiff vorbeischießen, ohne dasselbe zu beschädigen.

Nun hatte man sich aber in gefährlicher Weise dem japanischen Torpedoboot genähert, und dieses nützte sofort diese Annäherung des Feindes aus. Drei Granaten hintereinander setzten über das Deck des „Star“, die Keeling durchschlagend, ein Boot vollständig

zertrümmernd und Sprengstücke rings umherschleudernd, von denen einige klirrend in die Fensterscheiben des Steuerhauses fuhren.

„Noch mehr Kraft!“ telegraphierte Hilton nach der Maschine, während er sich durch einen flüchtigen Blick überzeugte, daß er sowohl wie der Lotse unverletzt waren. Noch immer befand man sich in dem vollen Lichte des Scheinwerfers des Torpedoboots. Aber der Lotse drehte jetzt das Rad und bog nach links aus, so geschickt, daß die nächsten Granaten des Japaners hinter dem „Star“ vorüberflogen.

Nun galt es aber eine Fahrt auf Tod und Leben. Der Japaner hatte gewendet und kam mit großer Geschwindigkeit dem „Star“ nach.

„Die Japaner sind sehr frech,“ sagte der Lotse; „wir sind schon im russischen Fahrwasser, und die Japaner gefährden sich selbst.“

Zum Glück war man jetzt auf einen Augenblick aus dem Lichtkegel des japanischen Torpedobootes heraus. Aber nun flammten auf den Forts rechts von der Einfahrt, ebenso auf den Forts auf der Tiger-Halbinsel, an deren Ostküste man entlang fuhr, die russischen Scheinwerfer auf und beleuchteten den „Star“ und das hinter ihm fahrende japanische Torpedoboot klar und ununterbrochen.

„Hol der Teufel diese wahnsinnigen Russen!“ schrie Hilton; „sie machen uns zur Zielscheibe nicht nur für das japanische Boot, das uns verfolgt, sondern zeigen uns auch allen anderen japanischen Schiffen.“

„Sie wollen unsere Flagge sehen,“ sagte der chinesische Lotse; „nur Schnelligkeit kann uns retten.“

„Mehr Kraft!“ telegraphierte Hilton nochmals nach der Maschine.

Eine Minute später stand Lipao vor ihm, um ihm im Auftrag Emersons und Morris zu melden, das Schiff könne nicht schneller fahren. Die Ventile seien auf das äußerste belastet, um die Dampfspannung zu steigern, länger als zehn Minuten könne man diese rasende Fahrt nicht aushalten, es sei zu befürchten, daß der Kessel in die Luft fliege.

Endlich, nach langen Minuten voll Aufregung und Spannung, richteten die russischen Scheinwerfer ihr Licht auf das japanische Torpedoboot und ließen den „Star“ im Dunkeln. Der chinesische Lotse, der wie geblendet war, konnte nur aufs Geratewohl steuern und mußte warten, bis seine Augen sich wieder an die Dunkelheit

gewöhnt hatten. Aber auch die Japaner auf dem Torpedoboot wurden von den sich kreuzenden Lichtern der Russen geblendet und konnten vorläufig wenigstens nicht feuern. Aber sie fuhren mit äußerster Kraft und kamen dem „Star“ immer näher.

Plötzlich hörte man aus dem Maschinenraum einen gellenden Schrei, dann einen Knall. Bald darauf polterten Emerson und Morris an Deck, gefolgt von den Kulis, die als Heizer unten tätig waren. Dann erschütterte das Schiff ein neues Krachen, und unmittelbar darauf stand die Maschine still. Der „Star“ schoß noch einige Meter durch das Wasser und blieb dann bewegungslos liegen, ein Spiel der Wellen, die ihn hin- und herschaukelten, ohne daß er weiter vorwärts kam.

„Das Dampfrohr ist geplatzt!“ schrie Emerson; „zum Glück sprang erst ein Stück vom Flansch und ein Dampfstrahl fuhr heraus, der keinen von uns traf. Während wir uns retteten, muß das Rohr vollständig auseinandergerissen sein.“

Ohne Unfall war es doch nicht abgegangen: einer der Kulis war stark verbrüht und jammerte fürchterlich. Das Schlimmste aber war, daß man nun auf Gnade und Ungnade dem japanischen Torpedoboot, das herbeischoß und in spätestens fünf oder sechs Minuten den „Star“ erreicht haben mußte, ausgeliefert war.

Mit zusammengebissenen Zähnen stand Hilton neben dem chinesischen Lotsen.

„In zehn Minuten wären wir im Hafen gewesen,“ sagte der Lotsen, und Hilton war unfähig, ihm zu antworten.

Das Licht des japanischen Torpedobootes suchte den „Star“ und fand ihn. Die Japaner sahen, daß das Schiff hilflos war und brachen in ein lautes „Bansai“-Rufen aus.

„Wollen wir sie mit den Revolverkanonen begrüßen?“ schrie Emerson, aber Hilton antwortete:

„Wozu? Sie lassen uns dann alle über die Klinge springen. Wenigstens das Leben wollen wir retten, wenn wir auch Hab und Gut verlieren.“

Ungefähr zweihundert Meter war das japanische Torpedoboot noch vom „Star“ entfernt, an dessen Deck stumm und ergeben Besatzung und Passagiere standen. Da blitzte es seitwärts an Steuerbord des „Star“ auf, drei-, vier-, fünf-, sechs-, zehnmal hintereinander, und die Granaten zweier russischer Torpedoboote, die mit

abgeblendeten Lichtern aus dem Hafen herausgekommen waren, um dem Blockadebrecher zu Hilfe zu eilen, trafen das in vollem Lichte stehende japanische Torpedoboot. Das Ausleuchten der Schüsse, der plötzliche Knall wirkten geradezu betäubend auf die Passagiere des „Star“; sie mußten fast an ein Wunder glauben.

Aber jetzt flammten auch die Lichter auf den russischen Torpedobooten auf. Schuß auf Schuß sandten sie nach dem japanischen Torpedoboot hinüber, das eiligst Kehrt machte und davonfuhr, verfolgt von dem einen der russischen Torpedoboote. Das zweite näherte sich dem „Star“ und nach kurzer Verständigung nahm das Torpedoboot eine Trosse des „Star“ an Bord und schleppte den Blockadebrecher in einer kaum viertelstündigen Fahrt in den inneren Hafen von Port Arthur.

Im letzten Augenblick war die Rettung gekommen. Von einem halben Duzend Scheinwerfern taghell beleuchtet, zog das russische Torpedoboot mit dem „Star“ hinter sich über die Fläche des Hafens, und von den Höhen und aus der Stadt grüßte ein donnerndes, nicht enden wollendes „Urra!“ der Russen das glückliche Einlaufen des Blockadebrechers.

### Neuntes Kapitel.

In der Blindage. — Ein Besuch bei General Stössel. — Ein Belagerungsfrühstück. — Japanische Spione als Gemüsehändler. — Die japanischen Angriffe auf die Forts von Port Arthur. — Die Belagerungszeitung: „Nowi Kraj“. — Ein unheilbares Leiden. — Der „Star“ entkommt aus Port Arthur. — Langeweile. — Handgranaten. — Wie ein Fort eingerichtet ist.

Robert Geibel sah sehr mitgenommen aus. Sein Gesicht hatte eine aschfahle Blässe, das Weiße in seinen Augen war gelblich, er war abgemagert und schien nur mit Mühe hin- und herzugehen.

In seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Starrheit, welcher Karl auch schon bei Gusti aufgefallen war. Das Licht der Petroleumlaterne, welche auf dem einfachen Tisch stand, war freilich nicht gerade geeignet, Beobachtungen an einer Person anzustellen, selbst wenn man ihr so nahe gegenüber saß, wie Karl dem Jugendfreunde.

Es war ein eigentümlicher Raum, in dem die beiden sich aufhielten. In einem der großen Kellerräume des Kaufhauses, dessen

Angestellter Robert war, hatte man zum Schutz gegen das Bombardement sogenannte „Blindagen“ eingerichtet. Die Kellerfenster, die nach der Straße gingen, waren mit Dünger und Erde verstopft, dann waren von außen Holz und Eisenschienen zum Schutz quer über die Fensterfüllung gelegt und nochmals Erde aufgeschüttet. Im Innern des Kellers hatte man diagonal nach der Decke Balken gelegt, auf diesen Eisenschienen befestigt und auf diesen eine zweite Lage dicke Balken verschraubt. Dann hatte man ebenfalls Dünger und Sandsäcke auf das schräge Dach gepackt, welches dem rechten Winkel gegenüberlag, der durch einen Teil des Fußbodens im Keller und durch die eine Seitenwand gebildet wurde. Solche Blindagen hatten sich während der Belagerung von Port Arthur alle Zivilbewohner eingerichtet, um sich gegen das Bombardement einigermaßen zu sichern. Einen absoluten Schutz aber gewährten besonders in der späteren Zeit der Beschießung auch diese Blindagen nicht.

„Nun erzähle, welchen Eindruck hat General Stössel auf dich gemacht?“ fragte Robert.

„Den eines sehr energischen Mannes.“

„Er ist sehr energisch, vielleicht sogar zu energisch. Er gehört zu den Kommandeuren, die von den Truppen geradezu Unmögliches verlangen. Es ist das aber ja wohl ein militärischer Grundsatz, das Unmögliche zu verlangen, um das Höchstmögliche zu erreichen.“

„Ich kann nur nach dem Äußeren des Mannes urteilen,“ erklärte Karl Hölscher. „Der General spricht weder Deutsch, noch Französisch, noch Englisch. Er versteht zwar Deutsch und Französisch, aber er spricht es nicht. Deshalb war unsere Unterhaltung mit Schwierigkeiten verknüpft.“

„General Stössel ist in gewissem Sinne ja die Seele der Verteidigung, wenigstens was den Widerstand bis zum äußersten betrifft,“ sagte Robert Geibel, „aber die beiden wichtigsten Persönlichkeiten in Port Arthur sind doch General Fock und General Kondratenko, der letztere Ingenieur, der bisher alle Listen und neuen Erfindungen der Japaner zunichte gemacht hat. Waren die beiden Generale zum Frühstück bei General Stössel?“

„Nein,“ entgegnete Karl. „Es handelte sich auch nicht um einen vorbereiteten Empfang. Als wir gestern abend hier in Port Arthur mit dem Blockadebrecher eingelaufen waren und ich dich begrüßt

und mich dann von dir und deiner Schwester verabschiedet hatte, ging ich mit meinem Kollegen Emerson ins Hotel, um einmal ordentlich auszuschlafen. Ich wurde allerdings nachts mehrfach geweckt, weil japanische Granaten in der Nähe des Hauses niederfielen. Aber ich glaube, man gewöhnt sich daran.“

„Selbstverständlich, der Mensch gewöhnt sich an alles,“ bemerkte Robert mit mattem Lächeln. „Granaten erregen nur noch unsere Aufmerksamkeit, wenn sie in unmittelbarer Nähe krepieren, wenn sie durch das Dach oder durch die Wände kommen und sich aufdringlicher betragen als sonst.“

„Heute frühzeitig weckte mich Emerson und teilte mir mit, es sei ein Generalstabsoffizier Stössels bei ihm gewesen und habe ihm gesagt, der General wünsche die beiden Zeitungsleute zu sprechen, die mit dem Blockadebrecher in die Stadt hereingekommen seien. Der General war bereits darüber unterrichtet, daß Emerson Amerikaner und ich Deutscher sei. Der Adjutant sagte Emerson, wir sollten nicht etwa Toilette machen, wir sollten kommen, wie wir seien. Das war uns natürlich sehr angenehm, denn auf Besuchstoiletten hatten wir uns bei diesem Ausflug nach Port Arthur nicht eingerichtet. Wir waren um neun Uhr in dem Hause, in dem General Stössel sein Quartier aufgeschlagen hat. Oberst Reiß vom Generalstabe empfing uns, ein Deutscher, der uns gleich darauf aufmerksam machte, daß Stössel nur Russisch spreche, Französisch aber gut verstehe. Der Oberst ging mit uns zum General hinein, stellte uns vor und machte den Dolmetscher. Mein Französisch geht einigermassen, aber Emerson hat davon nicht viel weg. Der General begrüßte uns sehr freundlich, sagte, wir hätten ein großes Risiko auf uns genommen, um nach Port Arthur zu gelangen, und fragte, welche Neuigkeiten wir brächten. Besonders schien es ihn zu interessieren, wo die russische Flotte sei. Als wir ihm sagten, sie sei noch in Liebau, im Heimatshafen, war der General geradezu entsetzt. Er hatte bisher fest daran geglaubt, daß die Baltische Flotte binnen spätestens zwei Wochen zum Entsatz von Port Arthur erscheinen würde, und als er jetzt erfuhr, es könnten noch Wochen und Monate vergehen, bis die Baltische Flotte herankäme, schien er sehr niedergedrückt und schmerzlich berührt. Auch von den Niederlagen Kuropatkins bei Liaujang hatte Stössel merkwürdigerweise keine Ahnung. Natürlich wird es Kuropatkin nicht für nötig gehalten haben, sich

noch mit seinen Niederlagen vor General Stössel zu brüsten. Kurzum, unsere Mitteilungen haben dem General wenig Freude gemacht, er schien außerordentlich niedergeschlagen zu sein. Aber er war Weltmann genug, um uns die ungünstigen Nachrichten, die wir brachten, nicht entgelten zu lassen. Er lud uns durch Oberst Reiß zum Frühstück ein und wir lernten Frau Stössel und auch die Tochter des Ehepaares kennen. Es waren einige Adjutanten da, und wir haben ganz gut gegessen.“

„Was habt ihr gegessen?“ fragte Robert. „Es interessiert mich das sehr, denn mit dem Essen fängt es an, bei uns knapp zu werden.“

„Ich habe Beefsteaks gegessen, die ich für Rindfleisch hielt, es soll aber Mauleselfleisch gewesen sein. Es gab außerdem Suppe und Fisch und Reis.“

„Fische gibt es ja noch im Hafen hin und wieder,“ meinte Robert, „Reis und Hülsenfrüchte sind in Menge da, Kaffee gibt es auch noch genug, nur an Fleisch beginnt es zu mangeln. Wir essen Pferde- und Mauleselfleisch, das letztere Fleisch soll besser schmecken als das der Pferde. Früher gab es auch noch Gemüse. Trotz der Absperrung kamen von der Landseite her fast täglich Chinesen nach Port Arthur herein, welche Gemüse brachten. Eines Tages entdeckte man aber, daß diese Chinesen verkleidete Japaner waren, welche sich absichtlich Zöpfe hatten wachsen lassen, um hier zu spionieren. An einem Vormittag wurden die gesamten Gemüsehändler aufgegriffen und eine Stunde darauf erschossen. Nun kommt natürlich kein Gemüse mehr nach der Stadt herein. Zucker ist sehr knapp, das Pfund kostet siebenzehn Kopfen; dagegen gibt es noch Brot in Hülle und Fülle. Das Brot liefert die Militärverwaltung. Du mußt auch entschuldigen, daß ich dir zur Feier unseres Wiedersehens nicht irgend ein Getränk vorsehen lassen kann, wie es bei uns in der Heimat landesüblich ist. Aber aus schwerwiegenden Gründen hat General Stössel in allen Läden und Niederlagen die Vorräte von Bier, Wein und Schnaps mit Beschlag belegen lassen. Alkoholische Getränke werden nur in Lazaretten verabfolgt. Auch die Offiziere haben das Recht, sich kleine Quantitäten davon zu kaufen, und wenn man als Zivilist durchaus ein anregendes Getränk haben will, muß man sich eben an einen der Offiziere wenden und diesen um die Gefälligkeit bitten, das Getränk zu bestellen. Selbst in den Restaurants

der Stadt, die noch immer ganz gut besucht sind, gibt es nur harmlose Getränke: Kaffee, Limonade und das russische Nationalgetränk, Kwas. Wenn du willst, kann ich dir auch einen Kwas vorsetzen. Weißt du, was das ist?"

„Ich weiß es, lieber Freund, es ist ein Aufguß auf geschrotetes Getreide, dem Apfel oder andere Früchte beigemischt sind. Gut abgekühlt ist es ein Getränk, das man schon genießen kann, wenn man daran gewöhnt ist. Nebenbei bemerkt, haben wir es auch bei General Stößel getrunken.“

„Der General genießt selbst keine berauschenden Getränke,“ bemerkte Robert Geibel; „doch erzähle weiter.“

„Nun, meine Mitteilung betreffs des Besuches bei General Stößel ist eigentlich zu Ende. Während wir aßen, platzte vor dem Hause eine japanische Granate, und das letzte Fenster, das sich im Speisezimmer befand, flog in Splittern in das Zimmer hinein. Nur Emerson und ich sind etwas zusammengefahren, die anderen Anwesenden, selbst die Damen, schienen an derartige Aufregungen so gewöhnt, daß sie das Explodieren der Granate gar nicht beachteten, und es gab doch einen mächtigen Knall. Der General fragte noch, ob wir in Port Arthur bleiben wollten, und Emerson erklärte ihm, daß er in achtundvierzig Stunden mit dem ‚Star‘, wenn das Dampfrohr wieder ergänzt sei, herausgehen und die japanische Blockade zu durchbrechen versuchen werde. Der ‚Star‘ will eine Anzahl von Zivilisten, auch von verwundeten Offizieren mit nach Tschifu nehmen. Und nun, lieber Robert, laß ein vernünftiges Wort mit dir reden. Ich hoffe, du und Gusti, ihr geht auch mit. Was wollt ihr hier noch? Gusti sieht zum Erbarmen schlecht aus! Sie hat sich durch die Pflege im Lazarett übermäßig angestrengt, und du siehst auch nicht besonders wohl aus. Der Spiegel wird es dir selbst sagen, daß du auch der Erholung bedarfst. Es ist gewiß ein Wagnis, mit dem ‚Star‘ wieder hinauszugehen, aber ich habe Vertrauen zu den Amerikanern und zu dem chinesischen Lotsen.“

„Ich bleibe hier, lieber Freund,“ entgegnete Robert ruhig, aber bestimmt, „und Gusti geht auch nicht fort. Ich bin der einzige Angestellte der Firma, der hier zurückgeblieben ist. Noch steht das Warenhaus, und sein Inhalt ist viele Hunderttausende von Rubeln wert. Die Pflicht, die gebieterische Pflicht gegenüber meiner Firma zwingt mich, hier zu bleiben, und Gusti geht auch nicht, verlaß dich

drauf. Sie hat den Samariterdienst gegenüber den armen Kranken und Verwundeten übernommen und wird diese Pflicht so lange ausführen als ihre Kräfte währen.“

„Ich habe es mir schon gedacht, daß du von hier nicht wegzubringen sein wirst. Ich begreife auch, daß du deiner Firma zuliebe hier bleibst, um das Eigentum derselben, soweit es in deinen Kräften steht, zu schützen. Nun, so mag Emerson denn allein fahren, ich bleibe hier.“

„Wie, du willst hier bleiben?“ fragte Robert erstaunt, „wozu? Wenn du Material zu Zeitungsartikeln haben willst, so kannst du das von mir bekommen, und der Besuch in Port Arthur wird dir genügend Material liefern, um einen interessanten Bericht zu schreiben. Aber was willst du sonst hier?“

„Mein lieber Freund, die Zeit ist ernst und gestattet offene Geständnisse. Ich liebe deine Schwester und werde sie nicht in der Gefahr allein lassen. Wenn ihr, du und Gusti, hier bleibt, dann werde ich bei euch bleiben, geschehe, was da wolle.“

„Ich zweifle nicht an der Lauterkeit deiner Gesinnungen,“ sagte Robert und reichte dem Freunde die Hand; „aber du weißt nicht, was du übernehmen willst. Seit ungefähr acht Tagen befinden wir uns hier in einer Art Ruhepause, das Bombardement war während dieser Zeit verhältnismäßig schwach und nur die Altstadt ist von den Japanern vollständig in Trümmer geschossen worden. Aber es gibt Tage und Wochen, wo die Stadt hier die Hölle ist. Vor vierzehn Tagen, vom neunzehnten bis vierundzwanzigsten August, haben die Japaner ununterbrochen gestürmt, sie haben beinahe vierzehntausend Mann verloren, und auch von den Russen sind Tausende gefallen. Du warst damals wahrscheinlich noch in Dalny und kaum wieder von deiner Krankheit, von der du mir erzähltest, zum Bewußtsein gelangt. Diese Tage vom neunzehnten bis zum vierundzwanzigsten August sind das Schlimmste gewesen, was wir bisher erlebt haben; aber es wird wohl noch schlimmer kommen. Ein ebenso schrecklicher Tag war der zehnte August, als die Port Arthur-Flotte ausbrach und mit Gewalt durch die Blockadefinie der Japaner hindurchwollte. Ein Teil der Schiffe ist gesunken, die Offiziere und Mannschaften sind getötet worden, und einzelne russische Schiffe, die in schwer beschädigtem Zustande sich flüchteten, sind in Schanghai und Tientsin, wie du weißt, interniert worden.“

Port Arthur kann sich gewiß noch einige Wochen lang halten, aber es wird immer schrecklicher werden, wenn erst die Japaner auch die Neustadt und die Docks, sowie den Innenhafen beschießen können.“

„Nun, ich glaube ja auch, daß der Aufenthalt in Port Arthur immer unangenehmer werden wird, je weiter die Belagerung fortschreitet. Aber wenn deine Schwester und du die Strapazen auf sich nehmen, so werde ich sie wohl auch ertragen. Also kein Wort weiter, ich bleibe bei euch, wenn Gusti sich heute nicht noch entschließt, mit dem ‚Star‘ wieder herauszugehen.“

„Wir haben eine Verpflichtung, hier zu bleiben; bei dir aber handelt es sich nur um deine Herzensneigung, lieber Freund,“ erwiderte Robert ernst. „Denke daran, daß der ‚Star‘ wahrscheinlich die letzte Fahrgelegenheit bietet, mit der du aus Port Arthur heraus kannst.“

„So schlimm ist die Sache nicht,“ meinte Karl. „Emerson hat mir mitgeteilt, daß sogar in Yokohama eine Anzahl von Dampfern liegen, mit denen unternehmende Schweden und Norweger die Blockade brechen wollen. Es werden also noch immer Schiffe hereinkommen, und schließlich bleibt mir ja noch die Dschunke. Aber noch einmal, ich verlasse Port Arthur nicht eher, als bis Gusti und du weggehen.“

„Und was wirst du nun anfangen? Willst du lediglich als Berichterstatter hier wochen- und monatelang in der belagerten Festung bleiben?“

„Eine Beschäftigung wird sich für mich schon finden. Oberst Reiß meinte, ich könnte mich bei der Belagerungszeitung „Nowi Kraj“ nützlich machen. Ich könnte meine Berichte in deutscher Sprache schreiben und sie würden dann ins Russische übersetzt werden. Eine wunderbare Idee, diese Belagerungszeitung!“

„Sie hat viel Gutes getan,“ sagte Robert. „Sie bringt nicht nur die Verfügungen des Kommandos und der verschiedenen Unterbehörden, sondern auch Berichte über Kämpfe und Siege, durch welche der Mut der belagerten Soldaten und Zivilisten der Stadt angefeuert und das Vertrauen erhalten wird. Sie bleibt manchmal nicht ganz bei der Wahrheit, aber diese Schönfärberei ist oft sehr nötig, wenn wir hier nicht ganz und gar verzweifeln sollen.“

„Oberst Reiß meinte, ich wüßte doch eine Menge Nachrichten über Europa, Asien und Amerika, die ich der Zeitung geben könnte,

denn das Material, das die Redaktion bekommt, ist doch nur sehr dürftig und beruht zumeist auf den Berichten, welche die chinesischen Dschunken überbringen. Seit vierzehn Tagen hat die Redaktion, die aus Offizieren und einigen wirklichen Journalisten besteht, kein russisches oder englisches Blatt gesehen. Ich glaube, ich kann den Leuten eine Menge Artikel schreiben. Dadurch trage ich ja auch zum Besten der Stadt bei. Kämpfen will ich gegen die Japaner nicht: ich bin kein Russe und habe mein Vaterland hier nicht zu verteidigen. Es wäre auch unrecht, jetzt den Japanern mit der Waffe in der Hand gegenüberzutreten, nachdem ich vor Port Arthur und besonders im Lazarett zu Dalny ihre Gastfreundschaft genossen habe. Ich bin ja von den Leuten überall in Frieden geschieden."

"Und solltest wieder zu ihnen zurückkehren, Karl, dort ist mehr zu holen als hier. Wenn du glaubst, daß du Gusti irgendwie helfen oder sie nur öfter sprechen kannst, so irrst du sehr. Sie wohnt in einem der Lazarette, wo alle Pflegerinnen untergebracht sind, damit sie auch bei Nacht den Verwundeten und Kranken ihre Hilfe widmen können. Ich selbst sehe meine Schwester nur an den Sonntagen, und wir haben uns nichts mehr zu erzählen. Wir vermeiden es absichtlich, über das Gräßliche zu sprechen, das sich um uns herum vollzieht. Ich sehe das Schreckliche in den Laufgräben und meine Schwester in dem Lazarett."

"Du bist doch auch ein Deutscher, warum willst du weiter für die Russen kämpfen?"

"Weil ich Einwohner von Port Arthur bin. General Stössel hat bei Beginn der Belagerung die Zivilisten zu einer Art Miliz zusammengezogen, und es sind doch viertausend Mann geworden. Zuerst waren wir eine recht komische Gesellschaft, und wir haben uns viel Spott von der soldatischen Besatzung gefallen lassen müssen, aber die schweren Zeiten haben uns doch auch zu Soldaten gemacht. Beinahe die Hälfte von uns ist gefallen oder liegt verwundet und krank in den Lazaretten. Wir tun jetzt unsern Dienst wie die andern Soldaten, nur daß wir immer nur den dritten Tag auf vierundzwanzig Stunden in den Dienst kommen, während die anderen Tag und Nacht parat sind. Diese vierundzwanzig Stunden Dienst hintereinander nehmen aber auch den Menschen gewaltig mit, und man braucht dann einen ganzen Tag, um sich wieder auszuschlafen."

"Du solltest auf deine Gesundheit mehr Rücksicht nehmen,

Robert, und daran denken, daß du die Granaten von dem Warenhaufe hier nicht fernhalten kannst. Noch einmal bitte ich dich, komm mit dem ‚Star‘ heraus aus Port Arthur und sieh zu, daß deine Schwester mit uns kommt. Du gehst hier zugrunde.“

„An mir ist nichts mehr zu verlieren,“ sagte Robert mit mattem Lächeln. „Die Verwundung, die ich mir auf dem Torpedoboote holte, hat mir die Schwindsucht gebracht. Ich habe nicht mehr lange zu leben, vielleicht kaum ein halbes Jahr. Bitte, sage Gusti nichts, aber der Arzt hat festgestellt, daß bei mir ein Lungenleiden solche Fortschritte gemacht hat, daß kaum noch auf Genesung zu hoffen ist. Jetzt wirst du es verstehen, warum ich den Tod nicht fürchte, ja warum ich ihn sogar herbeiwünsche. Ein rascher Tod draußen im Kampfe wäre mir lieber als langames Siechtum, dem ich doch wahrscheinlich verfallen bin.“

„Du hast keinen Lebensmut mehr, Robert, du würdest gewiß noch genesen, wenn du aus diesem entsetzlichen Orte fortgingest.“

„Sehr richtig, ich habe keinen Lebensmut mehr, keine Lust mehr zum Leben. Wenn du einige Monate hier dich aufgehalten hast, wird es dir genau so gehen wie mir.“

„Und wie lange glaubst du, daß sich die Festung noch halten wird?“

„Sie gilt ja für uneinnehmbar, aber wenn schließlich gar keine Hilfe erscheint, weder zur See noch zu Lande, so wird doch wohl ein Augenblick kommen, wo die Verteidiger mit ihren Kräften zu Ende sind.“

„An Hilfe ist nicht zu denken, Robert. Zu Lande kommt kein Entsatz und die Flotte in Rußland ist noch lange nicht zum Auslaufen fertig. Vergiß auch nicht, daß sie nur unter großen Schwierigkeiten herankommen kann, denn Rußland hat auf dem Wege hierher keine Kohlenstation. Die neutralen Mächte aber werden der russischen Flotte nur Kohlen in geringer Menge verabsolgen. Die Flotte soll auch nicht in besonders gutem Zustande sein: es sind eine Menge alter Schiffe darunter und der Geist der Besatzung ist auch kein befriedigender.“

„Was kommt, muß getragen werden. Ich bin schon ganz und gar Russe geworden und habe mir den Gleichmut der Russen gegenüber allem Unglück angewöhnt, den Gleichmut, den sie mit den

Türken teilen, und der wirklich über viele unangenehme Dinge im Leben hinweghilft.“

---

Die vier Tage später erscheinende Nummer der Belagerungszeitung „Nowi Kraj“ brachte die Mitteilung, daß der Blockadebrecher „Star“ die Stadt wieder verlassen und nach den von den Forts aus gemachten Beobachtungen unbehelligt die japanischen Wachtschiffe passiert habe. Das letztere wurde dadurch ermöglicht, daß die Aufmerksamkeit der Japaner durch die Hilfeleistungen abgelenkt wurden, welche sie ihren Kameraden vom Kanonenboot „Saiyen“ brachten. Das Schiff war auf eine der vor dem Hafen herumschwimmenden Minen geraten und erlitt solche Beschädigungen, daß es in wenigen Minuten sank. Nur ein kleiner Teil der Besatzung konnte gerettet werden.

Nachdem Emerson und Sipao Port Arthur verlassen hatten, war Karl fast ganz und gar auf sich selbst angewiesen. Gusti blieb die ganze Woche im Lazarett und kam nur Sonntags auf einige Stunden zu ihrem Bruder, um sich auszuschlafen, da sie bis zur Erschöpfung ermüdet war. Eine Unterhaltung kam bei ihren Besuchen fast nie in Gang. Robert wurde wegen seines sich mehr und mehr bemerkbar machenden Leidens vom militärischen Dienst befreit und dafür zum Telegraphendienst kommandiert. Dadurch wurde seine Zeit stark in Anspruch genommen. Er konnte nur auf Stunden bei Tage in seine Blindage und hatte außerdem jede dritte Nacht noch Dienst, mußte wenigstens die Nacht im Telegraphenamt verbringen.

Bald sollte es Karl erfahren, wie langweilig der Aufenthalt in einer belagerten Stadt ist. Nachrichten kamen von außen nur spärlich, dafür entstanden unsinnige, falsche Gerüchte innerhalb der Stadt. Da es in der menschlichen Natur liegt, ungünstige Nachrichten gläubiger aufzunehmen als günstige, so fanden selbst die törichtesten Mitteilungen, die von Mund zu Mund gingen, Glauben. Es wären unzweifelhaft in der belagerten Stadt Mutlosigkeit und Verzweiflung ausgebrochen, wenn nicht die Belagerungszeitung gewesen wäre. Dieses eigenartige Unternehmen, das in den letzten Wochen der Belagerung auf braunem Packpapier gedruckt erschien, weil das weiße Druckpapier ausgegangen war, konnte wenigstens

falschen Gerüchten entgegentreten und die Mutlosigkeit, die sich zeigte, bekämpfen.

Die Forts durfte Karl nicht betreten, Dock's und Laboratorien waren ihm verschlossen. An den Kanonendonner, an das Schlachtgetöse, an das Explodieren der Granaten gewöhnte sich Karl so, daß er bei diesen Geräuschen ungestört schlief. An alle Greuel, an alle Gefahr, an den Gedanken, daß jeden Augenblick der Tod ihn erreichen konnte, gewöhnte er sich wie alle in der Festung Eingeschlossenen bis zur vollständigen, stumpfsinnigen Gleichgültigkeit.

Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Port Arthur begab sich Karl zu dem ihm bekannt gewordenen General Fock und bat ihn dringend um irgend eine Beschäftigung.

„Ich glaube es Ihnen schon, daß Sie sich langweilen. Selbst wir Soldaten haben zeitweise mit Langerweile zu kämpfen, trotzdem die Japaner uns genügend in Atem erhalten. Haben Sie einige Kenntnisse in der Chemie?“

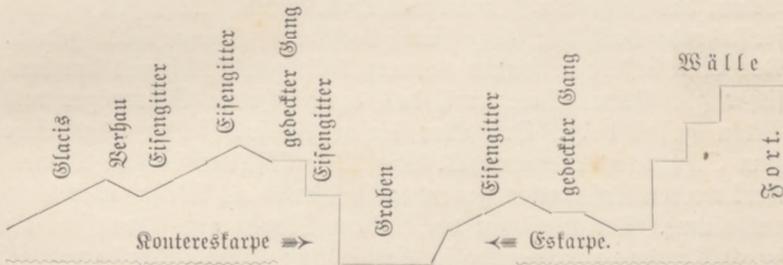
„Viel ist es nicht, aber ich kenne wenigstens die Grundzüge dieser Wissenschaft!“

„Dann können Sie bei der Anfertigung von Handgranaten helfen. Der Feuerwerksoffizier, der die betreffenden Arbeiter unter sich hat, klagte mir erst gestern, daß ihm ein gebildeter Mann mit einigen chemischen Kenntnissen fehle. Viel Vergnügen! Sie entschuldigen mich, ich muß nach den Forts!“

So hatte Karl denn endlich eine geregelte Beschäftigung, allerdings von einer Art, die ihm wenig sympathisch war.

Die Handgranaten sind hohle Kugeln, ungefähr von der Größe der beim Regelspiel benützten. Eine Öffnung in der Kugel dient zur Einführung des Zünders, der im Augenblick, wo die Granate geworfen wird, entzündet wird. Dieser Zünder besteht aus einer (schnellbrennenden) Lunte, deren innerster Kern aus einem rasch verbrennenden Stoffe gebildet wird und die durch einen hölzernen Zapfen läuft, der genau in die Öffnung der Granate paßt. Durch den mit Sprengstoff gefüllten Zünder läuft ein stacheliger Draht, der um den Zündsatz spiralförmig gewickelt ist. Das Ende des Drahtes läuft in eine Schleife aus, durch die ein Haken gezogen wird, der mittels einer Schnur an einem Hornarmband befestigt ist, das der Mann am rechten Handgelenk trägt. Beim Gebrauch nimmt der Mann die Granate in die rechte Hand,

wobei die Lunte ihm zugewendet bleibt, und schleudert das Geschöß von sich, indem er den Arm in seiner ganzen Länge ausstreckt. Im Fluge reißt das Geschöß den stacheligen Draht aus dem Zünder, wodurch eine Reibung entsteht, die den Zündsatz und dieser wieder den in der Granate befindlichen Sprengstoff entzündet und zur Entflammung bringt. Der Mann darf aber die Hand nicht früher zurückziehen, als bis der Draht durch die Bewegung der Granate ganz abgerollt ist, weil sonst die Granate zurückschnellt, mit verhängnisvollen Folgen für den werfenden Mann. Die gewöhnliche Wurfweite von Granaten, die auf diese Weise von einer Brustwehr geworfen wurden, war zwanzig Meter, aber mit einer Schleuder kann sie ein Mann, der einige Übung hat, auch 50 Meter weit



bringen. Die Zeit, die nötig ist, um die Granate zum Plätzen zu bringen, wird im Durchschnitt auf viereinhalb Sekunden berechnet.

Um die nachfolgenden Schilderungen zu verstehen, müssen wir uns einen ungefähren Begriff davon machen, wie die russischen Forts, welche auf den Höhen von Port Arthur lagen und die Festung nach der Landseite zu deckten, eingerichtet waren.

Man legt diese Forts an, um die Annäherung des Feindes an die Festung selbst zu verhindern. Vor der Festung also bereits bilden diese Forts die Stütz- und Hauptpunkte eines Verteidigungsgürtels, der dadurch entsteht, daß zwischen den Forts wieder Batterien, Bastionen und kleinere Werke angelegt sind. Die Forts sind alle polygonal; sie sind fünfeckig oder sechseckig, und das geschützte Innere enthält Pulvermagazine, Munitionsdepots, Laderäume für Geschosse, Laboratorien der Feuerwerker, Vorratsräume

für Proviant, Kasernen, Waffenräume, Brunnen; das alles zum weitaus größten Teile unter der Erde unter Deckung, denn sonst würde bei den heutigen weittragenden Geschützen das Innere eines solchen Forts binnen vierundzwanzig Stunden vollständig vernichtet sein. Nur unmittelbar hinter den Wällen, welche die Grenzlinie des Forts besonders an der dem Feinde zugekehrten Seite bilden, befinden sich ungedeckte Höfe und Gänge, auch Plätze, auf denen sich Mannschaften aufstellen und sammeln können. Auf den Wällen stehen die Geschütze, jedoch nicht wie bei den provisorischen Befestigungen, hinter Erdböschungen und Wällen, denn sonst würden sie von der feindlichen Artillerie binnen wenigen Minuten vollständig demoliert sein. Die Geschütze befinden sich in Panzertürmen, welche in der Erde versenkt sind und in Bettungen von Beton, das heißt von Zement und Kies, ruhen. Wohl gibt es auch freistehende Geschütze; diese sind jedoch durch Panzerschilde gedeckt. Der Wall besteht in seinem unteren Teile gewöhnlich aus bombensicher gewölbtem Mauerwerk, das durch schwere Eisenträger und Beton geschützt ist. Erst über diesen Gebäulichkeiten liegt Erde zum Schutze des Mauerwerks. Die Räumlichkeiten in dem Mauerwerk werden Kasematten genannt; sie dienen als Wohn- oder Vorratsräume. Der Wall hat verschiedene Etagen und Terrassen, die durch Treppen miteinander in Verbindung stehen. Vor dem Wall befindet sich ein gedeckter Gang (siehe unsere Skizze). Dieser dient zur Aufstellung von Infanterie, welche von hier aus geschützt feuern kann; ebenso schützt er die hin und hergehenden Ronden und Ablösungen gegen das feindliche Feuer. Die dem Feinde zugekehrte Seite des Walls fällt gewöhnlich steil nach dem Graben zu ab, welcher sich vor dem Wall hinzieht und meist sechs bis acht Meter tief und acht bis zehn Meter breit ist. Liegt die Festung in der Nähe eines Flusses, so füllt man den Graben mit Wasser. Jedoch wird ein derartiger Graben im Winter bei Eintritt des Frostes leicht gefährlich, weil das Eis dem Feinde den Übergang gestattet. Bei den Forts von Port Arthur, die hoch auf den Bergen lagen, waren natürlich diese Gräben trocken. Die dem Wall, also dem Verteidiger zugekehrte Seite des Grabens bestand bei den russischen Forts meist nicht aus einer hohen Mauer, sondern aus einer abgesehrägten Böschung, die bis zur Sohle des Grabens hinunterführte. Diese schiefe Ebene sollte der russischen Besatzung beim

Angriff des anstürmenden Feindes Ausfälle mit dem Bajonett gestatten. Bis zum Ausbruch des Krieges waren die Russen auf ihre Bajonettausbildung sehr stolz und glaubten mit dieser „Stoßtaktik“ jeden Gegner über den Haufen werfen zu können, während in Wirklichkeit bei den modernen Handfeuerwaffen derartige Bajonettattacken über ungeschütztes Gelände nur zur Vernichtung des Unternehmenden führen.

Jenseits der Grabensohle stieg auch bei den russischen Forts sechs bis acht Meter hoch eine aus bestem Material aufgeführte Mauer empor. Diese dem Feinde zugekehrte Seite des Wallgrabens heißt die Kontereskarpe, während die am Wall liegende Seite die Eskarpe genannt wird. Meist ist die Kontereskarpe mit Rasematt-räumen versehen, ebenso wie das Innere des Hauptwalls. Unter der Grabensohle hindurch führen dann vom Hauptfort gedeckte Gänge, sogenannte Poternen, nach der Kontereskarpe. In der Kontereskarpe können sowohl leichte Geschütze wie Mannschaften untergebracht werden, um im Falle eines Sturmes den Gegner, der sich bereits im Graben befindet, von hinten und von der Seite her unter Feuer zu nehmen. Man errichtet im Graben aber auch bombensichere Räume aus Steinen, Panzerplatten und Beton sowohl an der Eskarpe wie an der Kontereskarpe und nennt dieses Graben-Verteidigungswerke Raponniere (auch Raponnier). Wenn sich die Raponnieren an der Eskarpe befinden, erfolgt der Zugang durch Poternen. Die Raponnieren haben gewöhnlich nach vorn, nach rechts und links freies Schussfeld und werden mit Infanterie, sowie mit Revolvergeschützen und Maschinengewehren besetzt.

Die abgescrängte Brustwehr, die an Stelle der Eskarpe vor der Grabensohle bis zum gedeckten Gang am Hauptwall emporführt, kann durch Drahtverhaue gesperrt werden. Gewöhnlich wird unten auf der Grabensohle ein hohes Eisengitter mit dem Feinde zugebogenen Spitzen angebracht. Ein ähnliches niedriges Gitter befindet sich auf der Höhe der Kontereskarpenmauer. Auf der Höhe dieser Mauer läuft wieder ein gedeckter Weg für den Verkehr von Ronden, Patrouillen, Militärabteilungen. Dann kommt wieder eine Art schiefer Ebene, besetzt mit Eisengittern oder Drahtverhauen. Hierauf folgt ein Aftverhau, vor diesem erhöht wieder eine schräge Ebene, das sogenannte Glacis, und vor diesem die bereits früher erwähnten Drahtverhaue mit Wolfsgruben und Minen. Auch auf

dem Glacis, auf dem Rondengang der Kontereskarpe und auf der Grabensohle werden Flatterminen angebracht. Die einzelnen Teile des Forts, die Umwallung, die verschiedenen Aufenthaltsräumlichkeiten im Fort sind telegraphisch und telephonisch miteinander verbunden. Außerdem gibt es Allarmklingeln, Sprachrohre und andere Mittel der Verständigung. Die Forts sind nicht nur mit den Zwischenwerken, sondern vor allem auch mit der Hauptfestung telegraphisch und telephonisch verbunden.

### Zehntes Kapitel.

Japanische Angriffe auf die Forts. — Die blutigsten Kämpfe der Belagerung. — Im Fort Kikwanschan. — Neue japanische Kriegslisten — Bambus-Geschütze. — Stinkbomben. — Russische Flatterminen. — Der Kampf im Graben. — Nächtl. Tätigkeit der Stürmenden. — Der dritte Sturm abgeschlagen. — Eine edle Tat im Angesicht beider Heere. — „Bansai!“ „Urra!“ — Japanisches Steilfeuer. — Der Bajonettkampf. — Die Tapferen vom 14. Schützen-Regiment. — In der Kaponniere. — Die verräterische Besatzung. — Die Rettung des 203-Meter-Hügels.

Vom 19. bis 23. September stürmten die Japaner mit rücksichtsloser Tapferkeit und unglaublichen Verlusten die russischen Forts. Tag und Nacht berannten sie die russischen Befestigungen, ohne einen Erfolg zu erreichen. Man behauptet, dieser viertägige Angriff habe die Japaner mehr als zwanzigtausend Mann an Toten und Verwundeten gekostet.

Aber der japanische General Nogi mußte solche Gewaltanstrengungen machen, denn in Japan wurde man ungeduldig, weil Port Arthur immer noch nicht fiel.

Vom 14. bis 17. Oktober bombardierten die Japaner die Nord- und Nordostfront mit vermehrten Kräften als Vorbereitung für den am 3. November geplanten Sturm. An diesem Tage, dem Geburtstage des Mikado, sollte Port Arthur fallen. Aber auch dieser Sturm mißlang.

Weitere Belagerungsbatterien errichteten die Japaner, um durch eine ununterbrochene Beschießung die russischen Forts und deren Besatzung mürbe zu machen.

Am 26. und 27. November fanden neue Stürme auf die Nordostfront, auf die Forts: Erlungtschan, Kikwanschan, Tungfinkwanschan,

Peiluschan statt. General Stössel hat in einem Bericht an den Zaren die Kämpfe vom 26. und 27. November als die blutigsten der ganzen Belagerung bezeichnet. — —

Begeben wir uns, im Geiste, am Morgen des 26. November in das russische Fort Kitwanschau.

Zwei Stunden lang hatten die japanischen Batterien, insbesondere die Riesenmörser, ein fast unerträgliches Feuer auf das Fort unterhalten. Alle Panzerungen und Deckungen konnten Kanonen und Mannschaften nicht vollständig schützen. Besonders die von den japanischen großen Mörsern geschleuderten Riesengranaten fanden kaum irgendwo Widerstand. Offiziere und Mannschaften der Russen stürzten gruppenweise tot selbst in den Panzertürmen zu Boden, weil die Panzer zum Teil eingeschlagen waren und die Granaten oder deren Splitter bis in das Innere der Türme drangen. Vollkommen zusammengeschossen war ein Teil der Geschütze mit Schirmlafetten; aber noch hielten die braven russischen Artilleristen aus.

Aus der dritten Parallele der Japaner sprang plötzlich eine Anzahl von Mannschaften, welche im Lauffschritt auf die ersten Drahtverhaue zueilten. Vernichtendes Feuer der Infanterie und der Maschinengewehre richtete sich auf sie, und die Japaner sanken zu Boden. Nach kurzer Zeit entdeckte man aber vom Fort aus, daß sich die vermeintlich Toten nur verstellt hatten. Sie erhoben sich wieder und man sah, daß die Japaner (es waren Pioniere) eiserne Schilde, ungefähr einen halben Meter im Geviert, bei sich führten. Im Schutze dieser Schilde begannen die japanischen Pioniere den Stacheldraht der Verhaue zu durchschneiden. Hunderte von Schüssen wurden auf die schildbewehrten Tapferen abgefeuert, und wenn eine Gewehrkugel den Schild traf, wurde der Mann hinter dem Schild wohl mitsamt seiner Deckung beiseite geworfen, aber nicht verletzt.

Andere japanische Pioniere, gleichfalls mit Schilden bewehrt, tauchten aus dem Graben auf. Sie warfen sich platt auf den Boden und schoben sich dann langsam, ihren Kopf mit dem Schilde deckend, den Drahtverhaue zu. Sie führten lange Bambusstangen mit sich, die sie hinter sich herzogen. Diese Bambusstangen setzten sie aneinander, bis sie viele Meter lang waren, und schoben sie in die Mitte der Drahtverhaue. Bald sah man einen schwärzlichen Rauch aufsteigen, der sich rasch grau und dann gelblich färbte. Die Japaner

zündeten vermittels dieser Bambusstangen die hölzernen Pfähle an, an denen die Stacheldrähte in den Verhauen befestigt waren. Mit schwerem Geschütz konnten diese japanischen Pioniere, von denen doch so mancher trotz des Schildes durch seitliches Feuer getötet wurde, nicht angegriffen werden, weil dann die Russen ihre eigenen Drahtverhaue zerstört hätten. Die Russen konnten nicht verhindern, daß im Laufe einiger Stunden die japanischen Pioniere auf diese neue Weise mit verhältnismäßig geringen Verlusten breite Wege durch die Drahtverhaue hindurchschlugen.

Die russischen Soldaten sahen mit Erstaunen die neue Erfindung der Japaner, bestehend in den eisernen Schilden und den Brandvorrichtungen an den langen Bambusstangen. Aber sie sollten bald noch mehr überrascht werden. Die hinter den Schilden gedeckt liegenden Pioniere zogen aus den Laufgräben eigentümliche Gestelle an sich heran. Wie die Russen erst später erfuhren, war dies ebenfalls eine neue Erfindung der Japaner. Es waren dicke Bambusröhren vom Kaliber eines Kanonenrohrs, inwendig mit Blech ausgefüttert und außen mit starkem Bindfaden und dann mit Draht umwickelt. Zu diesen kurzen, mörserartigen Bambusröhren gehörten Stühle, das heißt Gestelle, in welche man diese Bambusmörser einhängen und richten konnte.

Nach einer weiteren halben Stunde kamen plötzlich aus diesen Bambusgeschützen Wurfgeschosse bis auf das Glacis des Forts geflogen, welche zwar keinen direkten Schaden anrichteten, denn die Pulverladung war zu schwach. Aber diese Geschosse enthielten eine Masse, die bei der Explosion giftige Gase erzeugte und außerdem einen so starken Rauch entwickelte, daß der Ausblick vom Glacis herunter gerade wie bei einem schweren, dichten Nebel verhindert wurde.

Geschöß auf Geschöß kam geflogen. Erst sanken einzelne russische Mannschaften, dann ganze Gruppen betäubt zu Boden.

„Es sind Bestien, Teufel! Sie kämpfen nicht ehrlich, sie wollen uns mit Gestank umbringen!“ schrieten die Russen wütend. Aber ihr Protest half ihnen nichts. Zahlreicher kamen die Bomben an, das Glacis mußte geräumt werden.

In demselben Augenblick drang die japanische Sturmkolonne aus der dritten Parallele heraus und stürmte durch die Lücken in den Drahtverhauen hindurch bis auf das Glacis. Furchtbar waren

die Gassen, welche die russischen Geschütze und das Schnellfeuer der russischen Infanterie in die Reihen der Stürmenden rissen. Aber immer neue Mengen Infanterie quollen aus der dritten japanischen Parallele heraus. Unaufhaltsam wie ein Strom ergossen sie sich über das Feld. Sie besetzten das Glacis, sie sprengten die eisernen Zäune hinter den Astverhauen mit Dynamit, sie kamen bis auf die Höhe der Kontereskarpenmauer.

Die russischen Flatterminen flogen auf, hunderte von Japanern fanden einen gräßlichen Tod. An Tauen ließen sich aber die Überlebenden herunter in den Graben, sie sprangen herab auf die Gefahr hin, sich Hals und Beine zu brechen. Haufenweise wurden sie getötet, ganze Hügel von Leichen türmten sich auf, das grauweiße Mauerwerk der Kontereskarpe war mit Blut bespritzt. Doch neue Scharen von Japanern warfen sich in den Graben herab. Die Haufen von Toten erleichterten das Herabspringen. Dann sprengten sie an der Eskarpe die Gitter und versuchten die schiefe Böschung zum gedeckten Gang des Hauptwalls hinaufzukommen.

Aber jetzt begannen die Maschinengewehre und die Revolverkanonen der Russen ihre blutige Arbeit. Sie mähten die Japaner nieder, wie die Sense die Grashalme. Von den Kaponieren aus wurden die letzten Reste der eingedrungenen Japaner vernichtet. Doch schon schwangen sich neue Abteilungen in den Graben, und ein neues Gemetzel begann. Zum zweiten und zum dritten Male stürmten die Japaner vor und mußten wieder zurück. Tausende von Toten und Verwundeten lagen draußen auf dem Glacis, auf der Brustwehr zur Kontereskarpe, im Graben, auf der Brustwehr hinter der Eskarpe.

Es trat eine Pause ein, welche die Russen benützten, um wieder bis auf das Glacis vorzudringen und sich hier schleunigst hinter den aufgestellten Deckungen zu postieren.

Dieser einzige Sturm kostete den Japanern gegen 7000 Mann und bewies den Russen, mit welcher fürchterlichen Begnern sie es zu tun hatten.

Die Nacht kam. Die Japaner arbeiteten offenbar lebhaft in ihrer dritten Parallele. Sie brauchten wieder eine andere Kriegsliste, die zwar nicht neu war, aber in den letzten Kriegen zivilisierter Nationen kaum zur Anwendung gelangt sein dürfte: sie belästigten die Russen in ihrer Stellung auf dem Glacis des Forts durch beißen den Rauch. Allerdings war der Wind günstig für die Japaner.

Von ihren Feuern, die sie mit Reisstroh, Bambusfasern und allerlei Chemikalien nährten, stieg ein erstickender, schwarzer Rauch auf, den der leichte Wind stetig auf die Russen zuwehte. Dieser Rauch war so dick, daß selbst das Licht der Scheinwerfer nicht hindurchzudringen vermochte. Die Russen gaben in der Richtung auf die Japaner eine Anzahl von Salven aus Feldgeschützen ab, ohne jedoch irgend einen Erfolg zu erreichen.

Als der Morgen graute, erhoben sich die Japaner wieder aus ihrer Parallele und schritten zum verzweifelten Sturm auf das Glacis des Forts. Aber auch die russische Besatzung hatte Verstärkung durch zwei Batterien von Maschinengeschützen erhalten, welche auf den beiden Flügeln aufgestellt waren. Dem vernichtenden Feuer der Maschinengeschütze gegenüber versagte auch die japanische, an Wahnsinn grenzende, Tapferkeit. Die Stürmenden fielen, bevor sie noch die Hälfte der steilen Böschung, die zu der Stellung der Russen emporführte, im Laufen überwunden hatten.

Ein zweiter und ein dritter Sturm erfolgten. Aus den Laufgräben der Japaner feuerte die Infanterie so schnell sie laden konnte; Feldgeschütze und die Batterien der Belagerungsgeschütze spieen eine halbe Stunde lang Tod und Verderben auf das Fort — die Russen wankten und wichen nicht.

Der dritte Sturm der Japaner war abgeschlagen!

Von oben, vom Wall der Russen her sah man zwischen den Felsblöcken und auf diesen dicht nebeneinander die Leichen der Japaner liegen. Verwundete krochen langsam zurück, während über ihre Körper hinweg noch ununterbrochen gefeuert wurde. Kein Japaner oder Russe aber war grausam genug, auf einen der Unglücklichen zu schießen, der sich kriechend in Sicherheit zu bringen suchte.

Ungefähr dreißig Schritt vor dem weiten Leichenfelde der Japaner lag ein Offizier, der durch beide Beine geschossen war und auch eine Verwundung am Kopfe hatte. Der Unglückliche erhob sich wiederholt auf seine Arme, um immer wieder kraftlos auf das Gesicht niederzusenken. Vergebens versuchte er seine zerschossenen Beine weiterzuschieben, um zu den Seinen zurückzukriechen. Diese blutende, hilflose Menschengestalt bot einen geradezu schreckensvollen Anblick. Niemand konnte dem Unglücklichen helfen, der insolge des Blutver-

lustes bald ausgelitten haben mußte. Wenn er mühsam den Kopf hob, floß das Blut in Strömen über sein Gesicht.

Plötzlich warf ein russischer Soldat sein Gewehr fort und sprang mit einem einzigen Satz über den Wall. Mit gewaltigen Sprüngen eilte er auf den verwundeten japanischen Offizier zu. Hundert japanische Gewehre richteten sich auf ihn und wurden abgefeuert; aber nicht ein Schuß traf den tollkühnen Infanteristen. Der japanische Offizier sah den Russen kommen und war wohl überzeugt, daß ihn dieser töten oder gefangen nehmen wollte. Mühsam hob der Offizier den Degen, den seine Rechte selbst im Todeskampfe noch nicht hatte fallen lassen. Aber kraftlos sanken der Arm und der halb aufgerichtete Oberkörper wieder zu Boden. Mit einem Sprung war der russische Soldat neben dem japanischen Offizier. Er nahm die kleine Gestalt des Japaners wie ein Kind auf seine Arme. Kraftlos sank der blutüberströmte Kopf auf die Schulter des Russen. Dann schritt der russische Soldat abwärts mit seiner Last auf den japanischen Laufgraben zu. Vereinzelte Schüsse wurden auf ihn abgefeuert.

Ein japanisches Hornsignal gellt durch die Parallele. Es heißt: „Stopfen!“, das Feuer einstellen. Von den japanischen Belagerungsbatterien her aber kommen noch immer die furchtbaren Projektile geflogen, zum Teil, wenn sie Schrapnells sind, in der Luft explodierend und einen Eisenhagel um sich streuend, zum Teil auf den Felsboden aufschlagend und gewaltige Sprengstücke um sich werfend. Unerstrocken schreitet der Russe mit seiner Last weiter, bis er die Parallele der Japaner erreicht hat.

Auch die Russen haben ihr Feuer eingestellt. Sie sind selbst verblüfft über die Heldentat, über das Werk der Barmherzigkeit, das ihr Kamerad ausübt. Jetzt ist er am japanischen Laufgraben. Ein Duzend Hände strecken sich ihm entgegen, um ihm den verwundeten Offizier abzunehmen, ein Duzend Hände fassen die blutüberströmten Hände des Russen, um sie zu drücken, in wortloser Dankbarkeit, in Anerkennung der edeln menschlichen Tat, die dieser Mann soeben vollbracht hat. Doch der Russe muß auf seinen Posten zurück, er macht Kehrt und schreitet die Böschung zum russischen Wall hinauf. Ein dreifaches gellendes „Bansai!“ aus den japanischen Laufgräben folgt ihm, und aus der Stellung der Russen antwortet ein dreifaches donnerndes „Urta!“ als Zeichen,

daß auch die Russen diesen Akt aufopfernder Menschenliebe anerkennen und freudig begrüßen. Kein Gewehrshuß fällt, bis der Russe über dem Wall verschwunden ist.

Jenseits des Walles bricht der Tapfere bewußtlos zusammen. Ein Granatsplitter hat ihm den linken Oberschenkel aufgerissen. zwei Kugeln haben seine linke Schulter durchbohrt; er ist vom Blutverlust selbst erschöpft und wird kaum mit dem Leben davonkommen. Die Krankenträger eilen herbei, um den Verwundeten nach dem Verbandplatz zu schaffen. Was auch geschehen möge, er bleibt ein Held, und wenn er stirbt; er ist ein größerer Held als alle seine Kameraden, die in Tapferkeit ihre Brust den Kugeln der Feinde geboten haben. Er stirbt als Opfer der Menschenliebe und einer Art von Heldenmut, die man sonst auf Schlachtfeldern nicht findet. Er hat das Höchste getan, was nach dem Glauben der zivilisierten Nationen geschehen kann: er hat sein Leben geopfert, um seinen Feind zu retten! . . .

Bei den Japanern und bei den Russen schmettern die Hörner der Signalisten.

„Schnellfeuer!“ befehlen die Signale, und das wütende Feuern auf beiden Seiten beginnt wieder.

Es ist nachmittags gegen 3 Uhr. Die Sonne brennt glühend herab. Im prallen Sonnenschein liegt die russische Besatzung auf dem Glacis und auf den Wällen des Forts. Hoch in der Luft über den am Boden liegenden Russen ertönt ein eigentümliches Summen und Zischen. Erschreckt sehen die Offiziere und Mannschaften empor. Es scheint direkt vom Himmel herunter ein Meteor zu fallen. Aber bevor noch das Gehirn Zeit hat zu überlegen, fällt der dunkle Körper vom Himmel, und mit furchtbarem Krachen berstet er. Lautes Wehgeschrei folgt unmittelbar der Explosion. 10 Tote und 20 Verwundete hat die einzige Explosion der durch Steilfeuer aus dem japanischen Riesenmörser entsendeten Granate verursacht. Seitwärts, außer Schußweite der Forts, sind japanische Beobachtungsposten aufgestellt, die jetzt mit weißen und roten viereckigen Scheiben nach ihren Batterien signalisieren, daß der Schuß an der richtigen Stelle sitzt. Die japanischen Riesenmörser müssen fast senkrecht und nur etwas nach vornüber geneigt aufgestellt sein, um in derartigem Steilfeuer die Geschosse erst hoch in die Höhe zu jagen, worauf sie dann mit gräßlicher Wirkung in die russische Position

fallen. Dem ersten Schuß folgt ein zweiter und dritter, dann folgt ein halbes Duzend auf einmal, und zehn Minuten später müssen die letzten Überlebenden aus der russischen Stellung in den Graben flüchten, um Schutz vor dem furchtbaren Feuer der Japaner zu finden.

Die Beobachtungsposten der Japaner signalisieren wieder. Aus der zweiten Parallele der Japaner sieht man Rauchwolken aufsteigen; auch dort ist eine Mörserbatterie eingerichtet worden. Sie sendet ihre Geschosse auf das Fort, und die anderen Batterien, die bisher das Glacis bestrichen, feuern jetzt indirekt in den Graben des Forts hinein. Die ersten Schüsse sitzen noch nicht richtig, aber vom japanischen Fesselballon her sieht man Signale flattern, welche das Feuer der japanischen Mörserbatterien korrigieren. Bald fallen die Mörsergranaten auch in den Graben. Sie zerschmettern das Mauerwerk, sie zerreißen die Kaponniere, sie wühlen tiefe Trichter in das Erdwerk. Die Besatzung der Hauptkaponniere hat sich in die Poternen zurückgezogen, unfähig, sich länger draußen dem Hagel von Eisenstücken auszusetzen.

Und dieser Hagel nimmt fortwährend zu. Ganze Batterien konzentrieren ihr Feuer auf diese eine Stelle. Die Mauer der Kontereskarpe sinkt in Trümmer, an drei, vier verschiedenen Stellen rutschen die zerschmetterten Steinquadern und das Ziegelmauerwerk in den Graben, so daß eine Böschung entsteht. Die Geschütze des Forts antworten nur noch vereinzelt; entweder ist die Bedienungsmannschaft gefallen oder der größere Teil der Geschütze ist demoliert.

Ein gellendes „Banjai!“ auf der Höhe der ehemaligen Kontereskarpe . . .

Die japanischen Sturmkolonnen sind wieder da. Sie dringen jetzt in den Graben. Aus den Poternen eilt die Besatzung heraus und richtet ihr Schnellfeuer auf die Japaner. Ein Teil der japanischen Stürmer wirft sich zu Boden und beantwortet das Schnellfeuer, aber die große Masse der Stürmer rast die schiefe Ebene zum Hauptwall des Forts empor.

Vom gedeckten Walle des Hauptwalls her werfen sich mit dem Bajonett zwei russische Bataillone den Stürmern entgegen. Die japanischen Granaten schlagen, Freund und Feind vernichtend, in den Haufen der mit der blanken Waffe ringenden Stürmer und Verteidiger. Die Japaner stoßen von unten, schweigend, mit knir-

schenden Zähnen; die Russen stoßen von oben herab auf die kleinen Japaner mit gellendem Wutgeschrei.

Das Würgen und Morden dauert mehrere Minuten, dann werfen die Russen, die Sieger geblieben sind, die letzten Japaner hinunter in den Graben.

Auf dem Glacis erscheinen japanische Schnellfeuergeschütze. Ihr verheerendes Feuer zwingt die russischen Bataillone, sich hinter den Hauptwall zurückzuziehen, nachdem sie Hunderte von Toten und Verwundeten zusammen mit den Leichen der Japaner auf der Böschung, die zur Eskarpe führt, liegen gelassen haben. Die Schützen, die hinter den Trümmern der Raponniere liegen, schießen aber binnen wenigen Minuten die Bemannung der japanischen Schnellfeuergeschütze nieder. Die Revolvergeschütze müssen zurück.

Aus dem Graben stürmen die Russen heraus und besetzen wieder das Glacis. Sie erhalten Verstärkungen aus der Stadt.

Die Japaner sind zu erschöpft, um nochmals anzustürmen. Ihr zweitägiger verzweifelter Sturm ist endgültig abgeschlagen.

So blutig wie vor Kitwanschan ging es aber auch vor allen anderen angegriffenen Forts zu, das beweist folgender Bericht des „Nowi Kraj“ aus jenen Tagen:

„Eine Halbkompagnie des 14. russischen Schützenregiments bildete die Besatzung des offenen Raponniers einer Redoute im Vorgelände der Forts von Port Arthur. Am Anfange ihres Sturmes auf die fragliche Redoute schienen die Japaner besagtem Raponnier keine weitere Aufmerksamkeit schenken zu wollen. Als sie aber nach großer Mühe und schweren Verlusten die Kontereskarpe der Redoute erreicht hatten und, scheinbar so nah vor ihrem Ziele, plötzlich von der Seite her ein verheerendes Feuer aus Schnellfeuergeschützen, Maschinengewehren und den nie fehlenden Büchsen der ostsibirischen Schützen erhielten, — ein Feuer, das ihre Reihen hinmächte und die Energie ihres Angriffs erstickte, nahmen sie das störende Festungswerk desto sorgfältiger aufs Korn: 24 Stunden lang donnerten ihre Geschütze ohne die geringste Unterbrechung auf das mißliebige Raponnier und verwandelten es in einen Trümmerhaufen. — Die Erdwerke waren der Erde gleichgemacht; von sieben blindierten (bombensicheren) Unterkunftsräumen blieb nur einer noch einigermaßen brauchbar; hierher wurden die Verwundeten zusammengebracht, während die noch gesunden Lebenden draußen,

zwischen den Toten liegend, ruhig und zäh wie Helden, die zum Sterben entschlossen sind, Schuß um Schuß den Sieg des Feindes in seinem wütenden Laufe aufhielten. Hinter den Blindagen, in möglichster Sicherung, hatten die Soldaten, ihre kurzen Mußestunden benützend, aus Stein und Zement eine kleine Kapelle aufgebaut und darin das Heiligtum der Kompagnie, das Bild des wundertätigen heiligen Nikolaus, dieses durch die Jahrhunderte so hoch verehrten Schutzpatrons der fernern Heimat, aufgestellt. Vor diesem heiligen Bilde brannte in rötlichem Licht die ewige Lampe, dieses Symbol des russischen Heims, — auch des geringsten. Schuß um Schuß traf das traute Heiligtum und bald lag es in Trümmern. Nur das Bild des Heiligen blieb unverfehrt, zur Erde geglitten, an einen Trümmerstein gelehnt, und friedlich glimmte das rote Lichtlein davor. Und wenn in fürchterlichem Kampfe Kraft und Wille zu versagen drohten, dann blickten die müden Soldaten zurück auf jene kleine Flamme und meinten — naive Kinder und Helden: „Der heilige Nikolaus ist für uns und wird uns weiter helfen: wir geben Port Arthur nicht her!“ . . . Ununterbrochen regnete es Geschosse, kleine und große, manche größer als ein vierjähriges Kind. Links in einer Ecke lag ein großer Stein — ein Felsblock eher — mit dessen Ausräumung man nicht fertig geworden war, und nun traf ihn solch ein kindergroßes Geschöß, — nicht eine Spur blieb davon zurück, es regnete nur eine Minute lang kleine Steine . . . Und so ging es fort, ganze 24 Stunden lang. Das Brot und das Wasser gingen aus, neues zu bringen war unmöglich; — wer es versuchte, fiel. Wohl gelang es dem Schützen Nachim Dschun, einem kleinen beweglichen Männchen, dreimal unverfehrt mit Wasser und Patronen zurückzukommen, aber was konnte der Einzelne viel tragen? . . .

Am Morgen des zweiten Tages begann der Angriff aufs neue, hartnäckiger, wütender denn je. Unverdroffen bestrichen Schützen und Geschütze aus dem Kaponnier die überlebenden Angreifer und machten jeden Angriff zunichte. Da wandte sich die ganze Wut des Feindes auf dies fatale Kaponnier. Wie die Heuschrecken kommen sie heran, ein Haufe über den andern hinweg, in blinder, todesverachtender Wut. Die Mine vor dem Kaponnier bringt der bleiche, todesmatte Kommandeur der Halbkompagnie, der kleine Leutnant Florof, rechtzeitig zum Explodieren. Ein

grelles Aufleuchten, ein Höllenknall, und die letzten Duzende der Angreifer verschwinden im beißenden Rauch. Doch kaum hat sich dieser verzogen, so rasen schon wieder neue Reihen Japaner über das aufgewühlte Leichensfeld . . . In diesem letzten kritischen Moment springt Leutnant Florof auf, die Büchse, mit der er die ganze Zeit, wie ein jeder seiner Schützen, auf den Feind geschossen, hoch in der Hand:

„Kinder!“ ruft er heiser in den wüsten Lärm, „wir geben das Kaponnieer nicht her, wir sterben hier!“

„Wir sterben hier!“ tönt die Antwort zurück, heiser und schwach, denn nur wenige können es noch rufen, und diese wenigen sind müde . . .

Auch dieser Angriff scheidert . . .

Am Abend verstummt das Feuer der Japaner. Aus der Reserve naht die Ablösung. Florof läßt seine Halbkompagnie antreten, — drei Mann und er erwarten die Ablösung. Alles übrige liegt tot oder verwundet, und 95 Mann stark hatten sie das Kaponnieer bezogen.“

Die Niederlage vor der Nordostfront hielt die Japaner nicht davon ab, schon am 29. November den Sturm auf die Westfront und ganz besonders auf den 203-Meter-Berg wieder zu beginnen.

Durch die blutigen vorangegangenen Tage waren die Lazarette in Port Arthur derartig mit Verwundeten überfüllt, daß außerhalb der Stadt, am Bergabhang, ein Zeltlazarett aufgeschlagen werden mußte, in welches auch Gusti Geibel kommandiert wurde.

Am Abend des 29. November brachten zwei Kulis auf einer Tragbahre einen verwundeten Russen in das Zelt, in dem Gusti tätig war.

„Matuschka (Mütterchen)!“ wimmerte der Verwundete, „ich leide entsetzliche Schmerzen.“

Teilnehmend beugte sich Gusti über den Unglücklichen.

„Hilf mir, Matuschka! Hilf mir!“ jammerte der vielleicht fünfundschwanzigjährige Mann, der hilflos wie ein Kind war, und der die Krankenpflegerin mit dem Schmeichelnamen Mütterchen (Matuschka) anredete, der in Rußland auch jungen Frauen und Mädchen gegenüber angewendet wird, wenn man ihnen eine besondere Ehre erweisen will. Besonders der ungebildete Russe kennt keine ehrenvollere Anrede als „Matuschka!“

„Ich will dir gern helfen,“ sagte Gusti, „wenn ich nur kann. Ich werde einmal den Arzt holen.“

Gusti eilte fort, um einen der über alle Maßen beschäftigten Ärzte zu fragen, was mit dem Verwundeten geschehen solle.

„Nichts, er hat einen Schuß durch die Wirbelsäule. Jede Berührung schmerzt ihn über alle Maßen. Wir haben kein Morphinum mehr, sonst würde ich ihm eine Einspritzung machen. Ein operativer Eingriff wäre Wahnsinn, und auch ein Verband wäre unnütz und macht ihm nur unerträgliche Schmerzen. Der Mann muß doch sterben, und je rascher dies geschieht, desto besser für ihn.“

Gusti füllte ein großes Trinkgefäß mit Wasser, in dem Zitronensäure aufgelöst war, und brachte diese Labung wenigstens dem Verwundeten. Sie hob ihm den Kopf empor, selbst dies brachte den Armsten zum Wimmern und Schreien vor Schmerzen. Dann setzte sie das Gefäß an seine Lippen, und er trank in vollen Zügen.

„Wo hast du den Schuß, mein Freund?“ fragte Gusti.

„Im Rücken, Matuschka, im Rücken. Aber glaube nur ja nicht, daß ich feig gewesen bin und daß ich den Japs auf der Flucht den Rücken gezeigt habe. Es ist ein Unglück über mich gekommen. Einem meiner Kameraden ist das Gewehr losgegangen und er hat mich in den Rücken geschossen. Das ist die Strafe, die Strafe Gottes, Mütterchen!“

„Beruhige dich, mein Freund!“ sagte Gusti. „Es ist hart für dich, daß du von der Kugel eines Freundes und Kameraden verwundet bist, aber Gott wird dir helfen.“

„Gott wird mir nicht helfen, denn ich bin ein Verbrecher. Mütterchen, sag mir, werde ich gesund werden oder muß ich sterben?“

Gusti schwieg, sie wollte dem Sterbenden keine unnützen Hoffnungen machen und andererseits wollte sie ihm doch nicht sagen, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Aber der Unglückliche verstand das Schweigen der Pflegerin.

„Ich werde sterben, und ich werde vor Gottes Thron kommen. Aber Gott wird sich von mir abwenden und wird mich in die Hölle weisen, Mütterchen. Ich bin ein Verbrecher, ich bin ein Verräter!“

„Du redest im Fieber, Freund,“ sagte Gusti. „Trink noch etwas von dem kühlenden Wasser.“

„Ich rede nicht im Fieber, Mütterchen. Ich bin ein Verbrecher. Rufe einen der Ärzte. Ich habe ein Geständnis abzulegen.“

„Die Ärzte haben jetzt keine Zeit.“

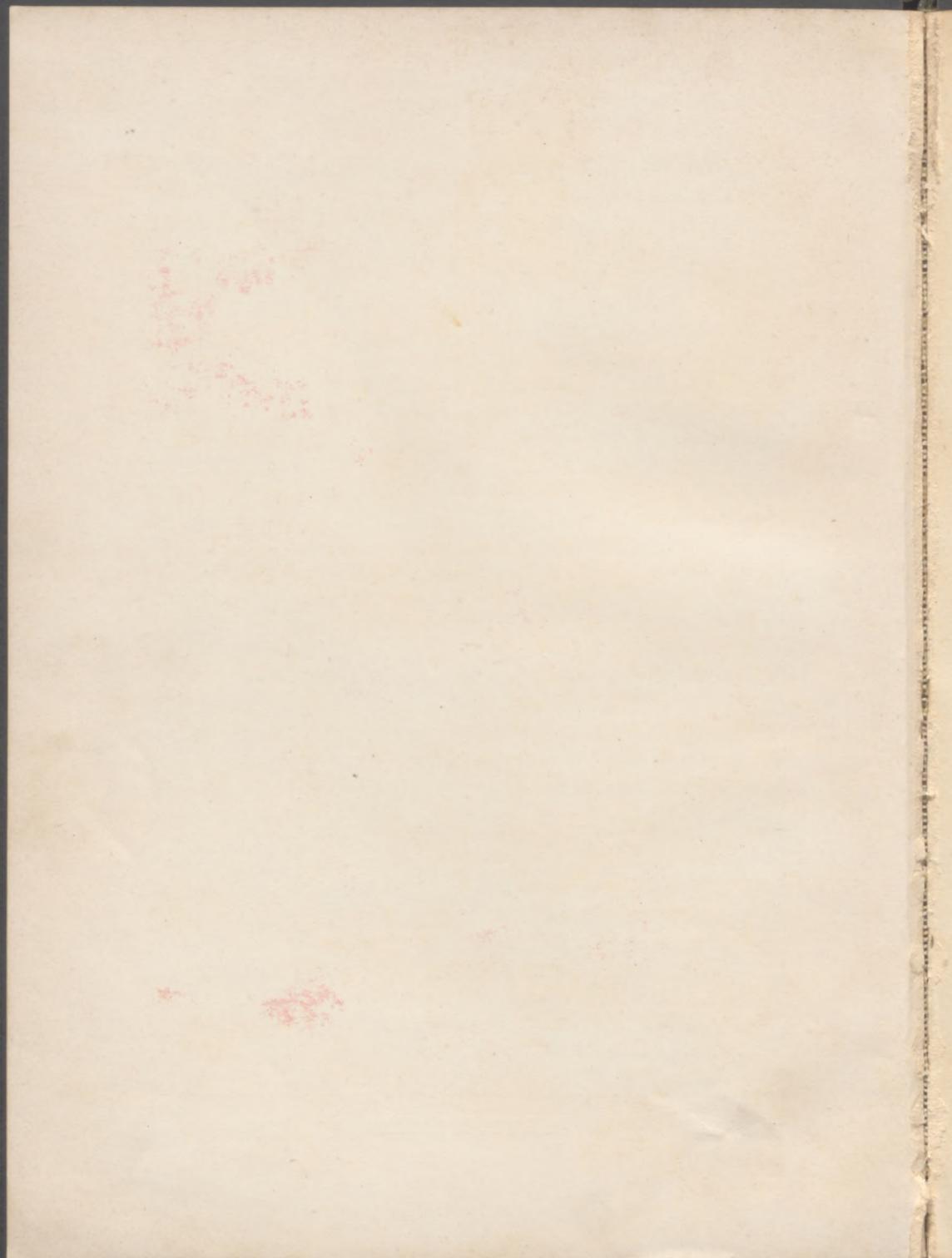
„Dann will ich es dir sagen, Mütterchen. Ich bin ein Verräter, ich bin ein Feigling und ein Verbrecher. Ich gehöre zur Korporalschaft des Unteroffiziers Wjeltaschin, und der Unteroffizier mit zwölf Mann von uns hat beschlossen, zum Feinde überzugehen. Siehst du, Mütterchen, die Japaner haben immer nachts einen Teil der Laufgräben besetzt, die wir am Tage wieder einnahmen. Sie haben für uns Zigaretten zurückgelassen und Zigarren und Drucksachen, bedruckte Papiere mit russischen Schriftzeichen. Ich kann nicht lesen, aber es waren einige Polen unter uns, die lesen konnten, und sie haben uns erzählt, daß auf dem Papier gedruckt stand, wenn wir zu den Japanern übergingen, würden wir hohe Belohnung erhalten und wir würden alle befördert werden, und bei den Japanern gäbe es gutes Essen und Trinken und gute Behandlung, und wir würden sofort nach Japan gebracht, wo die anderen Gefangenen sind, und dort gut behandelt werden. Die Polen haben gesagt, sie seien nicht russische Patrioten, sie seien nur gezwungen im Dienst, und sie haben uns zugeredet, uns den Japanern zuzuwenden. Wir haben das letzte Mal ein Schriftstück an versteckter Stelle für die Japaner zurückgelassen, und sie haben es gefunden und haben uns geantwortet. Heute Nacht um zwölf werden die Japaner stürmen, und die Korporalschaft mit dem Unteroffizier Wjeltaschin wird sich nicht gegen die Japaner, sondern gegen die eigenen Kameraden wenden und dem Feinde das Eindringen erleichtern.“

„Auf welchem Fort steht die Besatzung?“

„Auf dem 203-Meter-Hügel, Mütterchen. Die russischen Soldaten alle sind unwillig, weil sie erschöpft sind und weil sie nicht durch andere Mannschaften von der gefährlichen Stelle abgelöst werden. Aber sie tun ihre Pflicht. Nur Wjeltaschins Leute wollen rebellieren und desertieren, und ich habe mich zu ihnen gehalten. Aber der Himmel hat mich gestraft. Die Kugel eines Kameraden hat mich getroffen. Wenn du Nachricht nach dem 203-Meter-Hügel gibst, Mütterchen, so kann vielleicht das Unglück noch verhütet werden. Warum sollen Russen gegen Russen kämpfen, warum soll Verrat geübt werden? Mein Gott ja, ein Verbrecher bin ich. Aber meine Schuld soll es nicht sein. Sag es einem der Offiziere, Mütterchen, damit nach dem 203-Meter-Hügel an das Kommando telegraphiert wird. Wjeltaschin ist der Hauptschuldige, und die beiden



Im letzten Augenblick.



polnischen Soldaten in der Korporalschaft, die anderen sind verführt, wie auch ich verführt war. Aber diese drei verdienen den Tod, wie ihn mir Gott bestimmt hat, einen schrecklichen, schmerzhaften Tod!"

Gusti eilte davon und suchte den Chefarzt des fliegenden Lazarett's auf. Sie erzählte ihm in aller Eile, was ihr der Sterbende anvertraut hatte und fragte, was sie machen solle.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht, ich bin kein Militär!“ entgegnete er. „Laufen Sie hinüber nach der Neustadt und suchen Sie einen der höheren Offiziere aufzufinden, dem Sie die Meldung machen können. Aber es ist jetzt zehn Uhr, ich weiß nicht, ob Sie jemand finden werden. Die meisten Leute schlafen um diese Zeit, denn es ist jedermann vom Dienst erschöpft. Auch mir fallen fast die Augen zu. Aber eine Meldung muß gemacht werden, laufen Sie nach der Neustadt hinüber!“

Gusti machte eine andere Krankenpflegerin darauf aufmerksam, daß der Schwerverwundete, der ihr das Geständnis gemacht hatte, noch einiger Hilfe bedürfe, bis er gestorben sei. Dann eilte sie hinaus und vom Bergabhang herunter nach der Neustadt. Ihr erster Gedanke war natürlich, dem Kommandanten von Port Arthur, dem General Stössel, selbst Meldung zu machen.

Port Arthur war nachts nicht erleuchtet, aber das Licht der Scheinwerfer und das Feuer der explodierenden Granaten beleuchtete wenigstens zeitweise scharf und grell den Weg, den Gusti nehmen mußte. Wenn ihre Gestalt durch die plötzliche Beleuchtung aus der Dunkelheit auftauchte, glich Gusti fast einem überirdischen Wesen. Sie trug das weiße Wollkleid der Krankenpflegerinnen, das auf der Brust ein großes rotes Kreuz aus Tuch aufgenäht zeigte. Ein weißer Mantel, den beim eiligen Gehen der Wind auseinandertrieb, umhüllte sie, und eine weiße, haubenartige Mütze bedeckte ihren Kopf.

Fast atemlos erreichte sie die Überreste des Hauses, in dem General Stössel augenblicklich sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Der Posten vor der Thür stellte sie mit lautem Anruf.

„Wo ist der General?“ fragte Gusti.

In diesem Augenblick leuchtete wieder ein Scheinwerferlicht auf und der Posten sah vor sich eine Krankenpflegerin. Wahrscheinlich hätte er einer anderen Person keine Auskunft gegeben. Dieser Helferin der Unglücklichen aber, die sich wie alle ihre Genossinnen

bei den Soldaten der höchsten Verehrung und Anerkennung erfreute, blieb er die Antwort nicht schuldig.

„Mütterchen,“ antwortete er, „unser General ist oben in den Forts, wahrscheinlich in den Laufgräben. Er ist die ganze Nacht unterwegs, wie immer. Ich kann dir nicht einmal sagen, Mütterchen, wo du ihn suchen sollst, denn er bleibt nicht an einem Ort. Gerade bei Nacht geht er am meisten herum, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist.“

„Es ist eine sehr wichtige Sache,“ erklärte Gusti.

„Es gibt eine Möglichkeit, den General zu erreichen, Mütterchen: geh nach dem Telegraphenbureau. Dort drüben auf der anderen Seite der Straße im Keller ist es. In dem zerschossenen Hause dort, wo jetzt die Granate pläzt. Siehst du in ihrem Licht dieses halb eingefallene Haus? Im Keller ist das Telegraphenbureau. Geh dorthin und sage, was du hast. Dieses Bureau ist mit allen Forts telegraphisch verbunden. Vielleicht kann man dem General deine Nachricht telegraphieren, Mütterchen. Einen anderen Rat kann ich dir nicht geben.“

„Ich danke dir,“ sagte Gusti. „Es ist ein guter Rat und ich werde ihn befolgen.“

Sie eilte nach dem zerstörten Hause hinüber, aber sie mußte sich unterwegs noch einmal zu Boden werfen, denn ganz in ihrer Nähe fiel mit furchtbarem Krachen eine schwere japanische Granate nieder. Die Sprengstücke zischten und piffen um sie herum, doch unverletzt erhob sich Gusti und eine Minute später klopfte sie an die Tür im Kellergeschoß.

Daß sie doch nicht gleich an das Telegraphenbureau gedacht hatte! Sie fand ja hier ihren Bruder, der diese Nacht Dienst hatte.

Sie mußte mehrmals klopfen, ehe die Tür geöffnet wurde. Als sie eintrat, kam ihr ein Feldwebel entgegen und fragte nach ihrem Begehren.

Sie fragte den Feldwebel nach ihrem Bruder.

„Ist nicht hier,“ antwortete der Feldwebel kurz. „Der ist nach dem 203-Meter-Hügel kommandiert worden. Der Telegraphist dort oben ist erschossen worden.“

„Kann ich ihm eine wichtige Nachricht telegraphisch zukommen lassen, welche die ganze Besatzung des Forts betrifft?“

„Nein, Mütterchen, seit zehn Minuten ist die telegraphische

Verbindung mit dem 203-Meter-Hügel unterbrochen. Eine Granate muß das Kabel zerstört haben.“

„Ist General Stößel zu erreichen, oder kann über die Nachbarforts telegraphiert werden?“

Der Feldwebel zuckte die Achseln. „Eine ganze Anzahl von Verbindungen sind in den letzten Stunden zerstört worden. Wir werden erst morgen früh in der Lage sein, die Reparaturen vorzunehmen.“

Gusti wandte hinaus und ging planlos nach dem Gebäude, in dem sich das Hauptquartier des Generals befand, zurück. Ihr Bruder war also auch mit gefährdet. Dort oben wurde er von den eindringenden Japanern wahrscheinlich niedergemetzelt, wie alle anderen Russen. Vielleicht fiel er unter den Bajonetten der Verräter mit zuerst.

„Wie spät ist es?“ fragte Gusti den Posten.

„Es ist zwischen zehn und elf, aber mehr an elf als an zehn,“ sagte der Posten. „Ich werde bald abgelöst.“

„Wie weit ist es nach dem 203-Meter-Hügel und seinen Befestigungen?“

„Eine Stunde, wenn man nicht allzu schnell geht,“ erwiderte der Posten, „eine Stunde, Mütterchen, aber lebend kommt dort niemand hinauf. Die Japaner bombardieren den 203-Meter-Hügel Tag und Nacht, und ein Teil ihrer furchtbaren Geschosse geht über den Hügel hinweg und zerspringt hinter den Befestigungen. Siehst du dort oben am Bergesabhäng die Flammen aufleuchten, Mütterchen? Das sind die japanischen Granaten, die über die Befestigungen des 203-Meter-Hügels hinweggehen. Wer dort hinaufgeht, der soll seine Seele Gott empfehlen und die Sterbegebete sprechen, denn lebend wird er nicht hinaufkommen, Mütterchen.“

Gusti wendete sich noch unsicher und zögernd dem Wege zu, der von der Stadt aus nach dem 203-Meter-Hügel hinaufführte. Es war ein wohlangelegter Weg, den man in der letzten Zeit noch verbessert hatte, um die schweren Geschütze nach dem Hügel zu transportieren. Nur tiefe Löcher, von den Granaten aufgerissen, unterbrachen diesen Weg. Aber freilich war die Gefahr, von den feindlichen Geschossen getroffen zu werden, eine überaus große.

Zu anderen Zeiten und unter gewöhnlichen Verhältnissen wäre Gusti wohl davor zurückgeschreckt, diesen Weg zu gehen. Aber sie war

abgestumpft gegen all diese Schrecknisse des Todes und gegen den Gedanken, sterben zu müssen. Sie hatte in den letzten Wochen den Tod so dicht neben sich gesehen, daß er ihr nichts Unbekanntes, nichts Schreckliches mehr war. Sie mußte nach dem 203-Meter-Hügel hinauf, sie mußte ihren Bruder retten und die Besatzung warnen. Wenn sie zugrunde ging, nun, so hatte es das Schicksal so bestimmt; aber wenn Gott es wollte, daß sie glücklich hinaufkam, so taten ihr auch die japanischen Granaten nichts.

Gusti faltete die Hände und sprach ein heißes Gebet nicht nur für das Gelingen ihres Wagnisses, sondern auch um einen raschen Tod, wenn es ihr bestimmt war, unterwegs von einem Geschos getroffen zu werden. Dann schritt sie entschlossen und rasch weiter.

Sie kam schneller vorwärts, als sie glaubte. Zweimal stürzte sie in Trichter, welche die Granaten gerissen hatten, aber sie arbeitete sich heraus und ging weiter. Wiederholt mußte sie sich zu Boden werfen, weil in ihrer unmittelbaren Nähe mit betäubendem, nervenzerreißendem Krachen die japanischen Granaten explodierten. Aber es war eine eigentümliche Ruhe über sie gekommen und eine Gleichgültigkeit gegen alles, was um sie herum geschah. Sie schritt wie im Traume einher, nur von dem einen Gedanken getrieben, daß sie die Besatzung warnen, daß sie dieser und ihrem Bruder Hilfe bringen müsse.

„Stoj!“ rief plötzlich aus der Dunkelheit vor ihr der russische Posten.

„Krankenpflegerin!“ antwortete Gusti.

Beim Aufleuchten der nächsten Granate, die in der Nähe explodierte, sah der Posten die weiße Gestalt mit dem roten Kreuz auf der Brust vor sich stehen.

„Ich habe dich für eine überirdische Erscheinung gehalten, Mütterchen, für einen Engel, der uns Hilfe bringen will!“

„Bist du der Posten vom 203-Meter-Hügel?“

„Ja, Mütterchen. Geh nur hinauf, dort oben findest du viel Arbeit. Die zwei Ärzte, die oben sind, liegen erschöpft am Boden.“

„Wo ist der Kommandant?“ fragte Gusti.

„Der Oberst ist hier in der Nähe.“

„Ich habe eine wichtige Mitteilung für ihn.“

Der Posten steckte zwei Finger seiner rechten Hand in den Mund und piffte gellend einige Töne. Ein Pfeifen aus einiger Entfernung antwortete.

„Geda! Eine wichtige Nachricht für den Herrn Obersten!“

„Die Person soll näher treten,“ wurde aus der Entfernung gerufen, und der Posten geleitete selbst Gusti in eine Blindage, die aus Balken und Erde hergestellt war und in welcher ein Unteroffizierposten mit einigen Mann aufgestellt war, der die Posten nach der Stadt zu aussetzte. Der Oberst und Kommandant des Forts war zu einer Besichtigung der Posten unterwegs und hielt sich gerade in der Blindage auf.

„Was wollen Sie?“ fragte er erstaunt die Krankenpflegerin.

„Ich muß Sie allein sprechen. Es ist höchste Gefahr im Verzuge,“ erklärte Gusti, und ihr entsetztes Gesicht zeigte dem Obersten, daß es sich gewiß um keine Kleinigkeit handelte.

„Ich muß Sie allein sprechen,“ wiederholte Gusti, und der Oberst trat mit ihr hinaus ins Freie. Auch ihm waren ja die Granaten, die über ihm dahinslogen und in seiner Nähe explodierten, gleichgültig geworden.

Mit fieberhafter Hast berichtete Gusti, was sie wußte und was ihr der Sterbende im Lazarett anvertraut hatte.

„Ich habe längst etwas Derartiges vermutet. Ich weiß, daß die Druckschriften, welche die Japaner in den Laufgräben unsern Leuten in die Hände gespielt haben, nicht ohne Eindruck auf sie geblieben sind. Geben Sie mir Ihren Namen an.“

Gusti nannte ihren Namen und fügte hinzu: „Mein Bruder ist seit einigen Stunden Telegraphist oben im Fort.“

„Ich weiß es. Er hat sich bei mir gemeldet,“ sagte der Oberst. „Ich werde ihm Grüße von Ihnen bestellen und ihm mitteilen, daß wir Ihnen unsere Rettung verdanken.“

Dann trat der Oberst in die Blindage und befahl:

„Zwei Mann geleiten die Krankenpflegerin zurück nach dem Lazarett, zwei Mann begleiten mich, aber rasch!“

Der Oberst reichte Gusti die Hand, und als ihm diese ihre Hand gab, küßte er sie und sagte:

„Sie haben ein Heldenstück vollbracht, dadurch, daß Sie uns die Nachricht hierher brachten. Weiteres hören Sie später von mir. Ich muß auf den Posten, es bleibt kaum eine Viertelstunde Zeit.“

Zwei Soldaten geleiteten Gusti hinunter nach der Stadt, und zwar wählten sie einen Weg, der etwas beschwerlicher war, aber doch größere Sicherheit gegen die Granaten der Japaner bot, als der Weg, den Gusti zuerst eingeschlagen hatte.

Als Gusti im Lazarett eintraf, war der Verwundete, der ihr die Mitteilung gemacht hatte, bereits verschieden. . . .

Der Oberst und Kommandant des 203-Meter-Hügels stürmte, so rasch ihn seine Füße trugen, zum Fort hinauf, so daß ihm die beiden Soldaten, die ihn begleiteten, kaum folgen konnten. Es war einige Minuten vor zwölf, als er die Offiziere des Forts nach einer Kasematte zusammenrief und befahl, den Korporal Wjeltaschin herbeizuholen, gleichzeitig aber zwei Kompagnien Verstärkung in den Laufgraben zu werfen, in dem sich die Leute Wjeltaschins befanden.

Als der Unteroffizier Wjeltaschin die Kasematte betrat, zog der Oberst seinen Revolver aus der Tasche und prüfte die Ladung desselben.

„Höre, du Schurke,“ rief der Oberst Wjeltaschin zu, „du hast mit dem Feinde Verbindungen angeknüpft. Besitze so viel Ehrgefühl und antworte mir: ist das wahr? Ja oder nein?“

Wjeltaschin senkte den Kopf.

„Gib Antwort! Du wolltest mit deinen Leuten die Waffen gegen die eigenen Kameraden kehren?“

Der Oberst hob den gespannten Revolver.

„Ja,“ sagte Wjeltaschin zitternd.

Im nächsten Augenblick krachte der Schuß und mit durchschossenem Kopf brach Wjeltaschin zusammen.

„Nun, meine Herren, in die Laufgräben!“ kommandierte der Oberst, und kaum hatte er mit den Offizieren die Kasematte verlassen, als das furchtbare Kampfgetöse, das sich draußen erhob, ihnen bewies, daß die Japaner pünktlich nach der Verabredung mit den Verschwörern um zwölf den neuesten Sturm auf den 203-Meter-Hügel unternahmen.

Bis zum Morgen wogte der Kampf, dann waren die Japaner endgültig abgeschlagen.

Von den Leuten der Korporalschaft Wjeltaschins waren nur noch drei Mann übrig. Sie wurden verhört und gaben ohne weiteres zu, daß der Korporal sie hatte veranlassen wollen, zum Feinde überzugehen, und daß sie bereit gewesen wären, die Waffen gegen ihre

Kameraden zu kehren, sobald die Japaner angriffen. Eine Stunde später wurden sie, nachdem ein rasch zusammengerufenes Kriegsgesicht sie verurteilt hatte, erschossen.

Die nächste Nummer des „Kowi Kraj“ brachte die Mitteilung von einem Verrat, der bisher in Port Arthur unerhört gewesen war, und erwähnte gleichzeitig mit Worten höchsten Lobes die Warnung, welche die Krankenpflegerin Gusti Weibel dem Kommandanten des Forts auf dem 203-Meter-Hügel überbracht hatte. . . .

Am 30. November eroberten die Japaner den 203-Meter-Berg, und alle Versuche der Russen, die wichtige Befestigung zurückzuerobern, blieben erfolglos.

Das Schicksal Port Arthurs war mit der Eroberung des 203-Meter-Berges eigentlich besiegelt. Die Japaner besetzten den Berg und brachten mehrere Batterien schwerster Artillerie, besonders ihre Riesennörser, auf denselben. Von dem Berge aus konnten sie die Neustadt und den Hafen nach Belieben unter Feuer nehmen.

Bis zum 12. Dezember gelang es den Japanern, sämtliche Schiffe der russischen Flotte, die noch im Hafen von Port Arthur lagen, so zu zererschießen, daß sie sanken. Gleichzeitig litt die Stadt fürchterlich unter dem direkten Feuer der Japaner.

Am 18. Dezember eroberten diese das Kikwanschjan-Fort.

Am 22. Dezember begannen sie einen neuen Angriff auf die anderen nördlichen Forts.

### Elftes Kapitel.

Lazarettendienst. — Der Pestgeruch. — Im Operationsraum. — Mord und Nächstenliebe. — Ein Sterbender. — Auf blutgetränktem Schnee. — Eine traurige Weihnachtsfeier. — „Mut meine Freunde!“ — Proviantvorräte in Port Arthur. — Die erste Granate. — Die zweite Granate und ihre Wirkung. — Was Karl unter den Trümmern sah. — Ein stilles Begräbnis. — In stummem Schmerz. — Die letzten Kämpfe. — Die weiße Fahne. — Die Kapitulationsverhandlungen am 1. Januar 1905. — Zusammenkunft Stössels und Nogi's. — Das Verbrennen der Fahnen und Flaggen. — Die letzte Ansprache des Generals an seine Truppen. — Ausmarsch der kriegsgefangenen Garnison. — In Tschifu. — Eine stille Hochzeit. — Abschied von Emerson und Lipao. — Nach der Heimat.

Am 24. Dezember 1904 tat Gusti Weibel pflichtgetreu wie immer ihren Dienst in einem der Lazarette von Port Arthur. Es gab keine

der zurückgebliebenen Frauen, die sich von diesem Samariterdienst ausgeschlossen hätte. Fünfhundert Frauen und Mädchen waren in den verschiedenen Lazaretten tätig; war doch fast jedes öffentliche Gebäude, das noch einigermaßen unbeschädigt geblieben, zum Lazarett eingerichtet. Zehntausend verwundete und kranke Russen und kranke Japaner lagen in diesen Lazaretten. Nur hundert Ärzte waren vorhanden und auch die Pflegerinnen reichten trotz ihrer großen Zahl nicht aus.

Es ist bekannt, daß Frauen am Krankenbett und selbst bei schweren Operationen länger widerstandsfähig bleiben als Männer. Aber gegenüber den Schrecknissen, welche die getreuen Pflegerinnen monatelang durchgemacht hatten, versagte auch ihre seelische Energie und Ausdauer. Gleich in den frühesten Morgenstunden nach Antritt des Dienstes war eine der Pflegerinnen ohnmächtig zusammengebrochen und Gusti Geibel trug sie zusammen mit einer Kollegin hinaus in die frische Luft. In den Sälen, in denen sich das Lazarett befand, herrschte ein unerträglicher Pestgeruch. Die Ausdünstungen der Menschen, die zum Teil gräßlich verstümmelt, manche von ihnen ohne Hände und Füße, dalagen, der Blutgeruch, der entsetzliche, verpestende Geruch des Eiters, der aus schwärenden Wunden floß, machten die Luft geradezu giftig.

Als das Gesicht der Pflegerin mit kaltem Wasser gewaschen worden war, erholte sie sich. Gusti und die Genossin, welche die Ohnmächtige hinausgetragen hatten, machten frische Wattepfropfen zurecht, tränkten sie mit kölnischem Wasser und steckten sie sich in die Nasenlöcher, um wenigstens für einige Zeit gegen den Pestgeruch da drinnen geschützt zu sein. Dann begaben sich die Pflegerinnen wieder an ihre Pflicht, mechanisch, fast ohne zu denken. Ihre Ohren waren bereits abgestumpft gegen den Gesang der in Fieberdelirien liegenden Russen, gegen das Röcheln der Sterbenden, gegen das schmerzliche Geschrei und Gewimmer der Schwerleidenden. Und doch zuckten sie zusammen, wenn aus dem Nachbaraal gellende, Mark und Bein erschütternde Schreie drangen von unglücklichen Verwundeten, die dort von den Ärzten amputiert wurden. Es gab in Port Arthur keine Betäubungsmittel mehr, Chloroform und Äther waren ausgegangen, bei vollem Bewußtsein mußten die unglücklichen Verwundeten operiert werden, und wenn sie auch die Schmerzen verbissen, so lange die Messer der Ärzte in ihrem Fleische

wühlten, so brüllten sie doch wie wilde Tiere, wenn bei den Operationen die Säge den Knochen durchschnitt und mit schrillum Kreischen durch ihr Gebein fuhr.

„Noch eine Pflegerin!“ rief einer der Ärzte aus dem Operationssaal, indem er die Thür aufriß.

Gusti trat in den Raum, in dem es kein Fleckchen gab, wo ihre Augen nicht Entsetzen und Schrecken sahen. Am Boden, auf Tragbahren lagen Verwundete, die soeben erst hereingebracht worden waren; auf den Tischen krümmten sich in gräßlichen Schmerzen die soeben Operierten. Abgeschnittene Körperteile, besonders Arme und Beine, lagen in einer Ecke übereinander aufgestapelt wie in einem Schlächterladen; der ganze Boden und die Operationstische waren voll Blut. Vier bis sechs Ärzte und Krankenwärter mußten die unglücklichen, nichtbetäubten Verwundeten halten, während sie operiert wurden. Und immer neue gräßlich Verwundete schleppten die Krankenträger und die Kulis herbei.

Draußen brüllten die Geschütze und die Japaner stürmten schon seit Stunden wieder die Forts im Innern der Befestigung. In gräßlich zerseztem Zustand, mit nur noch zum Teil vorhandenen Körpern wurden die armen Verwundeten in den Operationssaal gebracht, nur um hier mit einem letzten Schrei zu sterben. Stumpfsinnig kamen die durch den Luftdruck der japanischen Granaten taub und blind gewordenen unglücklichen Artilleristen, von ihren Kameraden oder Krankenträgern geführt. Ihnen war ja doch nicht zu helfen, sie kamen nicht einmal ins Lazarett, denn man hatte keinen Platz für sie. Diese für Lebenszeit zu Krüppeln gewordenen Unglücklichen saßen draußen in der Winterkälte und baten, wenn sie Schritte in der Nähe hörten, um einen Trunk Wasser, um einen Bissen Brot; sie flehten, man möchte sie totschießen, anstatt sie für Lebenszeit in Nacht und Finsternis, in Blindheit und Taubheit, abgeschlossen von allen äußeren Eindrücken, Toten gleich, weiter leben zu lassen.

Die Ärzte waren von den Arbeiten so erschöpft, daß eine Pause gemacht werden mußte. Auch Gusti ging hinaus ins Freie, um Luft zu schöpfen. Sie sah nicht die leuchtende Wintersonne und den hellen Himmel, sie hatte gar kein Empfinden mehr für die Schönheit dieses klaren Wintertages. In ihren Ohren tönten gräßliche Schreie; selbst wenn sie die Augen schloß, sah sie die zersezten Körper

der unglücklichen Verwundeten vor sich. Wild gingen in ihrem Kopfe die Gedanken durcheinander.

„Mord, Mord!“ schrien diese Gedanken; „Nächstenliebe, Nächstenliebe! Das sind die Menschen, die sich töten, die sich zerfleischen wie die wilden Bestien. Das sind die Menschen, die ihre Mitmenschen lieben sollen wie ihre Brüder, und welche die gräßlichsten Martern ersinnen, um sie einander aufzuerlegen! Mord, Mord! Es gibt keine gräßlichere Bestie als den Menschen, und am meisten wütet er gegen seinen Mitmenschen.“

Dann fiel es Gusti ein, daß es heute Weihnachtsabend sei, und für einen Augenblick riß sie sich von den schrecklichen Bildern, die sie quälten, selbst wenn sie nicht in dem pesthauchenden Lazarett war, los. Sie gedachte der Zeit vor einem Jahre, als sie mit ihrem Bruder und Karl abends zusammengesessen und Pläne geschmiedet hatte. Nun war Karl wieder da, heute abend konnten sie sogar den heiligen Abend miteinander verleben, wenn auch ohne Fest. Nachmittags um sechs Uhr sollte Gusti als Pflegerin abgelöst werden.

Der Chefarzt rief die Pflegerinnen und Ärzte wieder in den Operationsaal. Ein sterbender junger Offizier wurde gebracht.

„Wie steht es?“ fragte der Chefarzt den Unglücklichen, dem beide Beine durch eine Granate zerschmettert worden waren.

„Es steht schlecht mit uns,“ erwiderte der Sterbende, „wir können uns der Japaner nicht mehr erwehren. Unsere Leute sind zu Tode erschöpft, sie schlafen im Stehen, sie sehen ein Bajonett nicht mehr, wenn es vor ihrer Brust steht. Wir können wohl befehlen, aber sie können nicht mehr gehorchen.“

„Sie sind ein pflichtgetreuer Offizier,“ sagte der Chefarzt. „Als ich fragte, wie es steht, meinte ich nicht da draußen die Dinge auf den Wällen und in den Forts, denn daß es zu Ende geht mit der Festung, daran ist wohl kein Zweifel. Ich meinte, wie Sie sich befinden.“

„Ich hoffe, es geht zu Ende,“ antwortete der junge Offizier. „Ich habe fünf Stunden mit den zerschmetterten Beinen draußen in der Kälte gelegen und ich bin bis in das Innerste meines Markes durchgefroren. Ich fühle, wie die Kälte sich meinem Herzen nähert, und ich werde froh sein, wenn es vorüber ist.“

„Haben Sie Schmerzen?“

„Ich fühle sie nicht!“ entgegnete der Offizier.

„Dann werden Sie uns gestatten, andere Verwundete, die große Schmerzen leiden, vor Ihnen zu operieren,“ sagte der Chirurgenarzt und winkte den Krankenwärtern und Pflegerinnen, den Körper des Verwundeten vom Operationstisch herunterzuheben und wieder auf die Tragbahre zu legen. Hier war jede Operation überflüssig. Der durch Blutverlust geschwächte, durch die Kälte um die letzte Kraft gebrachte unglückliche Offizier mußte ja doch binnen kurzem ausgelitten haben.

„Tragt mich hinaus,“ sagte der Sterbende, „ich möchte die Sonne sehen. Die Kälte kann mir nichts mehr tun. Hier ist es gräßlich.“

Zwei Pflegerinnen und zwei Ärzte trugen die Tragbahre mit dem Unglücklichen hinaus. Gusti bot dem Sterbenden Wasser, und er dankte durch ein mattes Lächeln. Als sie eine Viertelstunde später nach ihm sahen, war er verschieden. Sein Gesicht sah sanft und friedlich aus.

Und immer neue Züge von chinesischen Kulis kamen an und brachten die zerschmetterten Opfer der letzten Stürme der Japaner. Draußen aber vor der Festung auf dem blutgetränkten Schnee lagen zu vielen Tausenden die Toten und Verwundeten, während die Japaner mit der Energie der Verzweiflung immer und immer wieder die inneren Befestigungen der Russen angriffen.

Unter dem Schuzdach der Blindage im Warenhause von Kunst & Albers saßen in später Abendstunde beim Scheine einer Stalllaterne Gusti, Robert und Karl. Sie hatten soeben das Festtagsmahl zu sich genommen: Erbsen mit Salz gekocht und ein Stück gekochtes Pferdefleisch, das Karl von einem der ihm bekannten Offiziere geschenkt erhalten hatte. Auch eine Flasche Wein war vorhanden.

Im Gespräch war eine Pause eingetreten, jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt.

„Mut, meine Freunde!“ sagte Karl, „wir haben nicht mehr lange auszuhalten, es geht zu Ende. Ich habe erfahren, daß heute aus Tschifu ein Boot angekommen ist, auf dem sich ein russischer Agent mit zwei Rudern befand. Sie sollen eine Depesche des Zaren gebracht haben, in welcher dieser General Stössel mitteilt, daß er auf Entschluß nicht mehr zu hoffen habe und daß er machen

könne, was er wolle. Genau heute vor vier Wochen hat General Stössel eine Depesche des Zaren erhalten, durch welche ihm anbefohlen wurde, die Verteidigung Port Arthurs noch so lange wie möglich durchzuführen, da die Baltische Flotte zu Hilfe komme. Die heute eingegangene Depesche soll die Nachricht enthalten, daß an das Herannahen der Baltischen Flotte noch gar nicht zu denken sei. Die Festung muß kapitulieren. Das ist ja für die Russen traurig genug, aber für uns Deutsche bedeutet es bessere Zeiten. Auch für die unglücklichen Verwundeten wäre die Kapitulation der Festung ein wahres Glück. Die Japaner sollen draußen schon seit Monaten alles vorbereitet haben, um nach der Kapitulation von Port Arthur Nahrungsmittel und Lazarettbedürfnisse hereinzuschaffen.“

„Nahrungsmittel sollen noch in ziemlicher Menge vorhanden sein,“ warf Robert ein, „es fehlt nur an Fleisch und Gemüse. Aber es soll noch Hülsenfrüchte und Getreide geben, auch Mehl, dann große Vorräte von Wutki und Champagner. Auch Brennmaterial soll noch vorhanden sein, es wird aber sehr damit gespart. Wir können wirklich noch zufrieden sein, wenn wir an die armen Chinesen denken, deren Hütten in der Altstadt von den Russen abgebrochen sind, um Feuerungsmaterial zu beschaffen. Die armen, unglücklichen Kulis liegen bei der Winterkälte im Freien, müssen den ganzen Tag arbeiten und erhalten von den Russen kein anderes Entgelt, als ein Stück schwarzes Brot täglich.“

„Was sollten sie auch mit Geld anfangen?“ meinte Gusti, „es ist ja nichts zu kaufen da, und wer dächte daran, irgend etwas zu kaufen, das er nicht gerade notwendig braucht, das nicht Speise oder Trank wäre.“

„Mut, meine Freunde,“ sagte Karl nochmals, „es kann gar nicht mehr schlimmer werden, es muß eine Besserung kommen. Wir werden wenigstens eine Erinnerung haben für unser ganzes Leben. Die Schrecknisse, die wir durchgemacht haben, werden uns nach Jahren in anderem Lichte erscheinen.“

Ein donnerähnliches Krachen unterbrach Karls Rede. Dem ersten Krachen folgte ein Klirren und Rasseln ganz in der Nähe.

„Die war dicht dabei!“ erklärte Robert; „die Granate muß im Nebenraum explodiert sein. Sollte doch die Kellerwölbung den Erschütterungen nicht mehr Widerstand leisten?“

Die Antwort auf diese letzte Frage Roberts bildete ein furcht-

barer Schlag, der den Boden unter den Füßen der in der Blindage Sitzenden zittern machte. Eine Pause von mehreren Sekunden entstand, dann gab es einen gräßlichen Knall, und beim letzten Aufklappen der ausgehenden Stallaterne sah Karl noch die Wand des Nebenkellers auf sich zugeflogen kommen und dahinter rotes Feuer und gelblichen Dampf . . .

Starke Frösteln weckte Karl wieder aus seiner Betäubung. Er konnte sich nicht besinnen, wo er war. Er wollte sich erheben, aber seine Glieder waren von der Kälte vollkommen erstarrt. Endlich gelang es ihm, sich in eine sitzende Stellung zu bringen. Er lauschte, ob er irgendwelche Geräusche hörte, aber von draußen klang nur in Zwischenräumen das Explodieren der japanischen Granaten.

Es dauerte eine Viertelstunde, bis Karl sich so weit erholt hatte, um aus seiner Tasche die Büchse mit Streichhölzern herauszuziehen und eins davon anzuzünden. Er sah sich am Fuße der Treppe, die vom Keller emporführte.

Er besann sich jetzt darauf, daß er mit Robert und Gusti zusammengewesen hatte, als die furchtbare Explosion erfolgte.

Auf allen Vieren kroch Karl die Treppe hinauf und sah, daß es oben heller Tag war. Halb im Traum suchte er in dem Laden, der durch die Explosion zerstört war, nach einem Ende Licht und fand es. Durch heftiges Bewegen der Arme und Beine machte er diese etwas gelenkig. Er war nicht verwundet, wenigstens nicht schwer; nur das Haar auf seinem Kopfe war mit Blut verklebt. Es mußte ihn ein Stein von der durchbrechenden Wand am Kopfe verletzt haben.

Aber an sich selbst dachte Karl jetzt nicht, sondern an Robert und dessen Schwester. Er zündete das Licht an und stieg schwankend die Treppe hinunter. Als er herumleuchtete, fand er Gusti, wie es schien, unverletzt auf dem Boden liegend, und als er weiter suchte, sah er neben ihr den kopflosen Leichnam seines Freundes. Die Granate, die in den Raum neben der Blindage gefallen war, hatte dort wohl einige Sekunden gelegen, bis sie explodierte. Die bisherige Blindage war in ein einziges Chaos von Balkensplittern und Mauertrümmern verwandelt. Zum Glück hatte der Luftdruck Karl und Gusti aus der Blindage herausgeschleudert, sonst hätte das einstürzende Mauerwerk sie für immer begraben.

Mit letzter Kraft hob Karl Gustis Körper auf und trug ihn die Treppe hinauf.

Er wollte Hilfe aus dem Lazarett holen, das sich im Nebenhause befand, aber als er die Straße betrat, begegnete ihm zum Glück einer der Ärzte, der ihm sagte:

„Es steht schlecht mit uns, die Japaner haben schon wieder ein Fort erobert. Leben Sie denn noch? Wir dachten, die letzten Granaten, die hier auf das Warenhaus niedergefallen sind, hätten Ihnen denaraus gemacht.“

„Kommen Sie und helfen Sie mir, eine Ohnmächtige wieder zu sich bringen. Mein Freund ist tot, der Kopf ist ihm abgerissen.“

Karl hörte sich selbst sprechen und es kam ihm vor, als sei er gefühllos, als erzähle er den Tod des Freundes wie eine höchst gleichgültige Sache. Er war körperlich so mitgenommen, er war geistig so abgesspannt und erschöpft, daß er fast automatisch handelte und eigentlich gar kein denkendes und lebendes Wesen mehr war.

Der Arzt suchte Gusti auf und erklärte nach einer Minute:

„Die Dame ist nur ohnmächtig. Ich glaube, sie schläft, und wir tun gut, sie schlafen zu lassen, denn sie ist von den vielen Nachwachen und den schrecklichen Ereignissen vollständig erschöpft. Suchen Sie Decken, in welche wir die Schlafende einhüllen können. Ich werde einige Pflegerinnen schicken, welche Fräulein Geibel abholen, um sie in die Unterkunftsräume der Pflegerinnen im Lazarett zu bringen. Rufen Sie ein paar Kulis, welche die Leiche Ihres Freundes begraben, ehe noch die Schwester sie sieht und erfährt, was geschehen ist.“

---

Die in der Stadt lebenden chinesischen Kulis hatten die Aufgabe, sowohl die Verwundeten und Kranken in die Lazarette, wie die Toten nach den angewiesenen Begräbnisplätzen zu schaffen. Am Nachmittag des Tages, an dem man in der Heimat den ersten Weihnachtsfeiertag beging, kam ein Kuli mit einem Sack und packte die Leiche Robert Geibels hinein. Auf einem einräderigen, chinesischen Karren fuhr er die Leiche dann nach dem Begräbnisplatz. Karl begleitete ihn. Er half dem Kuli mit Hacke und Schaufel ein Grab in dem gefrorenen Geröll graben, er half die Leiche des Freundes in das Grab hineinlegen und arbeitete fleißig mit, bis das Grab geschlossen war.

Dann sprach er ein stilles Gebet und ging tief in Gedanken langsam nach dem Lazarett, in welchem Gusti tätig war.

Roberts Schwester war wieder im Lazarettendienst, sie wußte, was geschehen war, der Arzt hatte ihr den Tod des Bruders bereits mitgeteilt. Gusti fand keine Tränen. Ihr Inneres kam ihr selbst wie erstorben vor.

Als sie Karl erblickte, reichte sie ihm stumm die Hand und wandte sich dann wieder ihren Kranken zu. Es gibt einen stummen Schmerz, der schrecklicher ist als Weinen und Schluchzen.

Am 27. Dezember 1904 nahmen die Japaner mit stürmender Hand die letzten vor den eigentlichen Forts liegenden Befestigungen. Die fürchterlichen Menschenopfer hielten sie nicht ab, am 28. Dezember das Fort Erlungshan und am 31. Dezember das Fort Sungfushan zu erstürmen.

Das Schicksal Fort Arthurs war damit besiegelt. Es fehlte in der Festung an kampffähigen Soldaten, an Geschützen und an Munition, aber noch immer hielten die Verteidiger aus. Der „Nowi Kraj“ meldete in jenen Tagen noch voll Siegesgewißheit, wenn auch nicht den Tatsachen entsprechend: „Bei den äußeren Laufgräben begann, als der Morgen am 29. Dezember dämmerte, bei einer Temperatur von fünf Grad unter dem Gefrierpunkte, beißend kaltem Wind und Nebel, der die Aussicht erschwerte, heftiges Geschützfeuer, an das sich anhaltende Infanteriesalven schlossen. Ein neuer Tag des Bombardements und des Kampfes war angebrochen. Fort V griff alsbald ein und erwiderte mit todbringendem Schrapnellfeuer, und unsere Leute warfen Handgranaten. Einige Minuten später sah man Geschöß auf Geschöß über Fort V krepieren. Der Artilleriekampf dauerte bis 7 Uhr morgens, wo unser Feuer plötzlich wechselte. Geschosse hagelten inzwischen vom 203-Meter-Hügel auf die Altstadt nieder. Man sah, wie Haus auf Haus getroffen wurde. Erschütterung, Lärm und Getöse erinnerten an ein gewaltiges Erdbeben. Kaum war ein Haus eingestürzt, als auch schon wieder ein anderes getroffen wurde und in Trümmer sank. Geschosse schlugen auch in unserer Nähe ein, und wir hatten gerade das Fenster unseres bombensicheren Gelasses geschlossen, als mit donnerndem Geprassel sich eines nahebei entlud, daß die ganze Nachbarschaft erzitterte und erdröhnte. Der furchtbare Lärm dieser

Kanonade hielt bis 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr an, wo ganz plötzlich die Japaner die Richtung ihres Feuers wechselten. Sie richteten nunmehr ihre großen Geschütze gegen den Hafen und übergossen seine Wasseroberfläche mit dem ganzen Hagel aus dreihundert Kanonen. Die Geschosse kamen herunter, als ob sie vom Himmel regneten. Es gab keine Pausen mehr, sondern Schlag folgte auf Schlag, daß dem Beobachter Hören und Sehen, Fühlen und Denken verging. Und so ging es weiter mit schrecklichem, ununterbrochenem Donnergetöse bis 2 Uhr nachmittags, wo der Donner urplötzlich schwieg und tiefe Todesstille eintrat. Doch diese wohlthätige Stille dauerte nur eine Viertelstunde, denn der Feind veränderte nur die Richtung seines Artillerieangriffs und nahm nun die Neustadt aufs Korn. Wegen der Unebenheit des Geländes schlugen hier manche Geschosse im Freien ein, und die zerstörende Wirkung war bei weitem nicht so auffallend, als sie in der Altstadt gewesen. Als dann der Abend anbrach, ließ zu unserer großen Erleichterung das feindliche Feuer allmählich nach und schlummerte gegen 6 Uhr 35 Minuten ganz ein. Die Nacht war ruhig und ereignislos. Der folgende Morgen brachte eine Temperatur von acht Grad unter dem Gefrierpunkt, mit hellem, blauem Himmel. Der Tag verhieß schön zu werden, doch kurz vor 10 Uhr morgens umwölkte sich der Himmel, und bald folgte sanfter Schneefall. Uns entrang sich ein Seufzer der Erleichterung, denn wir hofften und glaubten, wir würden einige Ruhe nach dem wilden Kampfeslärm genießen. Doch wie wurden wir enttäuscht! Um 11 Uhr entwickelte sich auf der rechten Flanke wieder eine mächtige Kanonade des Feindes. Die Schiffe im Hafen waren wieder die Zielscheibe. Unsere Geschütze auf dem Fort Wachtelberg erwiderten unverzüglich, und ein scharfes Artillerieduell füllte den Rest des Morgens aus. Japanische Geschosse schlugen gelegentlich auf allen Seiten ein. Um dreiviertel auf eins änderte der Feind abermals die Richtung des Feuers und nahm nun Fort 2 zum Ziel, doch nur auf 20 Minuten. Darauf schlugen die Geschosse gelegentlich wieder nach allen Seiten ein, ein Zeichen, daß der Feind sich etwas Ruhe gönnte oder eine Überraschung im Schilde führte. Gegen Abend wurde der Lärm wieder allmählich geringer und hörte schließlich ganz auf, und wieder herrschte die tiefste Stille. Kurz nach Mitternacht wurde aber diese friedliche Ruhe durch einen geradezu betäubenden Feuerlärm unterbrochen. Durch das all-

gemeine Getöse wurde der Chor von Geräuschen vernehmlich, der Nachtangriffe von Sturmkolonnen zu begleiten pflegt, wilde, unheimliche Klänge. Zehn Minuten lang waren diese Geräusche vernehmlich, wildes Geschrei, unterbrochen durch rollende Salven. Die elektrischen Scheinwerfer traten in Tätigkeit und enthüllten japanische Sturmkolonnen, die sich auf Fort V stürzten. Doch unsere Granaten und Salven blieben die Antwort nicht schuldig und warfen die armen Teufel rasch zurück. Wir ergingen uns in Vermutungen, wieviel Leute sie wieder eingebüßt haben mußten. Ihr wilder Ansturm dauerte nur kurze Zeit. Unser Gegenhieb war hinreichend. Er brachte uns Ruhe wieder und Frieden. Vielen den Frieden des Grabes.“

Am 1. Januar begann das Stürmen der Japaner auf die inneren Befestigungen der Stadt von neuem.

Schon die ersten Aufklärungsvorstöße der Japaner bewirkten, daß die Verteidiger nur noch schwachen Widerstand leisten konnten. Es wurde deshalb ein Massenangriff auf die Festungswerke der Nordostlinie unternommen und zwar mit überraschendem Erfolg. Die Eroberung gelang im ersten Anlauf.

Vor der Westfrontlinie der Russen bereitete man sich in den japanischen Laufgräben am Nachmittag des 1. Januar 1905 ebenfalls zum Sturm vor und wartete nur auf das Signal zu demselben.

Im äußersten, vorgeschobenen Winkel der Parallele suchte sorgfältig der japanische Offizier mit seinem Fernglas die russischen Wälle ab, um seinen Leuten das Zeichen zu geben, sobald sich nur ein russischer Kopf ungedeckt sehen ließ. Aber es herrschte eine eigentümliche Stille hinter den Wällen des Forts.

Plötzlich setzte der Offizier das Glas ab, sah prüfend mit unbewaffnetem Auge nach dem Walle hinüber und brachte dann rasch wieder das Glas in die Höhe.

Kein Zweifel: da oben über dem russischen Wall flatterte eine kleine weiße Fahne!

Der Offizier winkte den Hornisten heran und rief ihm zu: „Feuer einstellen!“

Durch den Laufgraben schmetterte das Signal des Hornisten und die japanische Besatzung ließ die schußfertig gehaltenen Gewehre sinken.

Der Offizier rief einen Infanteristen ganz nahe zu sich heran und befestigte an dessen Bajonett mit zwei Zipfeln sein Taschentuch. Dann ließ er diese improvisierte weiße Fahne über den Rand des Laufgrabens emporhalten und gleichzeitig den japanischen Hornisten das Signal „Achtung!“ blasen.

Darauf antwortete vom Walle der Festung ein russisches Hornsignal. Auf dem Wall selbst erschien die Gestalt eines Russen, der jetzt die weiße Fahne lebhaft schwenkte.

Der japanische Offizier kletterte aus dem Laufgraben heraus und stellte sich vor demselben auf; neben ihm der Mann, an dessen Bajonett das Taschentuch des Offiziers flatterte. Wiederum blies der japanische Hornist ein Signal. Aus der Deckung vor den Forts tauchte ein russischer Offizier auf, neben dem ein Mann mit einer kleinen weißen Fahne ging. Der japanische Offizier schritt dem Russen entgegen. In der Mitte zwischen beiden Stellungen trafen sie sich, und nachdem sie sich förmlich begrüßt hatten, sagte der russische Offizier französisch:

„In welcher Sprache kann ich mit Ihnen verhandeln?“

„Ich beherrsche die französische Sprache,“ antwortete der japanische Offizier.

Der Russe verbeugte sich.

„Ich habe einen Brief unseres Kommandanten Generals Stössel an Ihren Kommandanten General Rogi.“

„Um was handelt es sich in diesem Briefe?“ fragte der japanische Offizier; „es ist uns ausdrücklich verboten, in irgendwelche Unterhandlungen mit dem Feinde zu treten.“

„Es handelt sich um die Kapitulation Fort Arthurs,“ erwiderte der russische Offizier; „General Stössel will sich ergeben.“

„Das ist etwas anderes. Ich werde den Brief sofort in das Hauptquartier General Rogis senden. Ich hoffe, Ihnen schon in kurzer Zeit Mitteilung machen zu können.“

Der russische Offizier verbeugte sich, faßte grüßend an seine Mütze und machte Kehrt, um nach dem Fort zurückzukehren. Der japanische Offizier kehrte zum Laufgraben zurück. Hier trat er sofort an das Telephon, das an der Grabenwand befestigt war, und rief den Kommandanten der ersten Infanteriestellung an.

Innerhalb der nächsten halben Stunde erstarb das Feuer der japanischen Geschütze mehr und mehr, je nachdem die telephonische

Nachricht in die Batterien kam. Auf russischer Seite wurde kein Schuß mehr abgefeuert.

Nach einer Stunde gab der japanische Offizier aus dem Laufgraben wieder das Zeichen mit der weißen Flagge und durch ein Hornistensignal. Dann schickte er einen Unteroffizier mit der schriftlichen Mitteilung nach dem Fort hinüber, General Nogi erwarte die Unterhändler General Stöffels im Suischintale. Der Chef des japanischen Generalstabs, General Sjichi, Major Yamaoka und Hauptmann Tsundra würden dort zur Stelle sein, um mit Hilfe einer Anzahl von Dolmetschern die Kapitulationsverhandlungen einzuleiten.

Zehn Minuten später verließ Oberst Reiß, der Adjutant Generals Stöffel, begleitet von neun Kosaken, einem Trompeter und einem Mann, der eine weiße Fahne trug, das Fort und wurde unter japanischer Bedeckung durch die ganzen Stellungen bis nach dem Suischintale gebracht. In dem Garten eines zerstörten chinesischen Gehöftes waren zwei Zelte aufgeschlagen. In ihnen befanden sich Tische, Stühle und Schreibmaterial. Das eine Zelt wurde den Russen eingeräumt, in dem andern befanden sich die japanischen Unterhändler.

Nachdem die Russen von den Pferden gestiegen waren und sich im Zelte etwas erholt hatten, trat General Sjichi in das Zelt zu Oberst Reiß und sagte ihm:

„General Nogi bewundert die tapfere Verteidigung von Port Arthur und läßt Ihnen im Namen der gesamten japanischen Armee seine Anerkennung und Bewunderung aussprechen. Seien Sie versichert, daß, wenn Sie die Kapitulation wirklich wollen, von seiten unseres Generals alles geschehen wird, um so tapferen Feinden, wie Sie sind, gerecht zu werden.“

„Wir sind mit unseren Kräften zu Ende,“ entgegnete Oberst Reiß. „Wir müssen, der traurigen Notwendigkeit gehorchend, uns ergeben. General Stöffel bittet um freien Abzug der Besatzung und der Schiffe.“

„Davon kann keine Rede sein,“ erklärte General Sjichi, „wir müssen bedingungslose Übergabe fordern und können einen Abzug der Garnison und der Flotte nicht gestatten. Können Sie auf diese Forderung nicht verzichten, so können wir in die Verhandlungen überhaupt nicht eintreten.“

„Ich bitte um Bedenkzeit!“ sagte Oberst Reiß.

„Ich bitte mir mitteilen zu lassen, wann ich wiederkommen darf!“ antwortete General Sjichi und verließ das Zelt.

Oberst Reiß setzte sich am Tische nieder und schrieb trotz der Kälte, so rasch es ging, die Hauptpunkte der Kapitulation auf. Dann ging er selbst mit dem Schriftstück zu General Sjichi in das Zelt.

Eine Viertelstunde später ritt ein Kosak mit verhängten Zügeln aus dem Suischintale nach Port Arthur zurück. Er war begleitet von einem japanischen Kavallerieunteroffizier, der dem Kosaken überall das Passieren ermöglichte.

Eine Stunde später, schon bei Einbruch der Dunkelheit, ging abermals ein Kosak, begleitet von einigen japanischen Kavalleristen, nach Port Arthur zurück.

Als es finster wurde, kamen mit den beiden abgeordneten Kosaken sechs weitere russische Offiziere aus Port Arthur zur Unterhandlung in das Suischintal.

„General Stössel,“ meldete einer dieser Offiziere dem japanischen Generalstabschef, „ist bereit, Ihre Bedingungen anzunehmen, wenn er auf eine Depesche an den Zaren, die er durch Ihre Freundlichkeit abgesendet sehen möchte, Antwort erhalten hat. Für die ihm übermittelte Botschaft des Kaisers von Japan, welcher befohlen hat, den Verteidigern von Port Arthur jede mögliche Ehre zu erweisen, dankt General Stössel auf das lebhafteste.“

Die Unterhandlungen wurden darauf abends abgebrochen mit der Erklärung, daß bis zum nächsten Mittag die Feindseligkeiten auf beiden Seiten ruhen sollten.

Begleitet von japanischer Kavallerie, ritten die russischen Unterhändler langsam und mit gesenkten Köpfen Port Arthur wieder zu. Hinter ihnen tönte aus den Laufgräben jubelndes Geschrei. Wie mit Bindeseile pflanzte sich durch die Laufgräben die Nachricht fort, daß Port Arthur zu kapitulieren gedenke.

Nicht minder rasch verbreitete sich in der Festung die Kunde, daß die letzte Stunde gekommen sei. Niemand zweifelte mehr daran, daß jeder Widerstand vergeblich sei. Man erfuhr, General Stössel habe trotzdem bis zum Tode weiter kämpfen wollen, womit er nur erreicht hätte, daß am Schluß ein allgemeines Gemetzel entstanden und Port Arthur völlig in Trümmer gegangen wäre. General

Smirnow soll gegen den Willen Stössels im Kriegsrate es durchgesetzt haben, daß die Kapitulation beschlossen wurde.

Die telegraphische Anfrage General Stössels beim Zaren ging dahin, ob es den Offizieren erlaubt sei, von der Vergünstigung des Feindes Gebrauch zu machen, nämlich ihren Degen zu behalten und, wenn sie ihr Ehrenwort gäben, in diesem Kriege nicht weiter zu dienen, frei entlassen zu werden, während es den anderen Offizieren, die nicht auf Ehrenwort entlassen werden sollten, freistehen sollte, die Mannschaften in die Gefangenschaft zu begleiten.

In früher Morgenstunde kam durch einen japanischen Parlamentär das Antworttelegramm des Zaren, welches lautete:

„Ich erlaube allen meinen Offizieren, entweder von dem ihnen zugestandenen Privilegium Gebrauch zu machen, mit der Verpflichtung, an dem jetzigen Kriege keinen weiteren Teil zu nehmen, oder das Schicksal der Kriegsgefangenen zu teilen. Ich danke Ihnen und Ihren tapferen Truppen für die mutige Verteidigung. Nikolaus.“

Die Zeitung „Nowi Kraj“, die an diesem Morgen erschien, druckte das Telegramm des Zaren ab und teilte mit, der Augenblick der Kapitulation sei gekommen und sie stelle mit dieser Nummer ihr Erscheinen ein.

Es gab keine andere Möglichkeit, um wenigstens noch einen Teil der Besatzung und der Stadt zu retten, als die Kapitulation. Und doch weinten die verhungerten, von Kampf und Schlaflosigkeit erschöpften Offiziere und Soldaten in den russischen Laufgräben wie die Kinder, als nunmehr der Parlamentär abging, um General Rogi mitzuteilen, daß die Bedingungen der Unterwerfung angenommen seien, sowie daß General Stössel ihn um eine Unterredung bitten lasse.

Vor dem sogenannten Pflaumenbaumhause in dem ehemaligen Dorfe Schuischin, dem einzigen Gebäude, das überhaupt noch einigermaßen bewohnbar war, hatten die Japaner die Vorbereitungen für die Begegnung der beiden Generale Stössel und Rogi getroffen. Eine weiße Fahne flatterte über dem Hause und über der Tür standen die japanischen Worte: „Das ist der Weg zum Frieden.“

Gegen Mittag war eine Anzahl japanischer Soldaten beschäftigt, in der Nähe dieses Hauses vergrabene Leichen herauszuholen und zu verbrennen, als sie zu ihrer Überraschung einen Zug bemerkten, der aus russischen Offizieren und Kosaken bestand. An

der Spitze der kleinen Truppe ritt in grauem Mantel, die Mütze tief in die Augen gezogen, ein stattlicher, großer Mann.

Es war General Stössel, der vor dem Hause abstieg und von einem japanischen Leutnant empfangen wurde, der ihm mitteilte, General Nogi werde erst in einiger Zeit eintreffen können, da er die Nachricht von der Ankunft Stössels zu spät erhalten habe. Die russischen Offiziere folgten Stössel in das Haus, während die Kosakeneskorte vor der Tür blieb und sich mit den japanischen Soldaten und mit den chinesischen Männern, Frauen und Kindern, die sich in dem halbzerstörten Dorfe noch aufhielten, zum Teil durch die Gebärdensprache unterhielten.

Wenige Minuten später ertönte Galoppschlag und General Nogi, begleitet von seinem Generalstabschef und vier Ordonnanzen, erschien vor dem Hause. General Nogi, der durch die Sorgen der Belagerung schneeweißes Haar bekommen hatte und körperlich gebrochen aussah, schwang sich doch mit jugendlicher Leichtigkeit vom Pferde und betrat das Zimmer. General Stössel erhob sich von seinem Sitze, als er den Gegner eintreten sah.

Es war kaum ein größerer äußerer Gegensatz denkbar als zwischen dem kleinen japanischen General Nogi und dem großen, stattlichen, von Kraft und Energie strotzenden russischen General Stössel. Nogi, der Sieger, trat auf Stössel zu und reichte ihm mit den Worten die Hand:

„Ich bin stolz darauf, dem tapferen Verteidiger Port Arthurs, einem Soldaten, der so todesmutig für sein Vaterland gekämpft hat, die Hand zu schütteln.“

„Ich danke Ihnen für Ihre herzlichen Worte,“ antwortete Stössel gerührt, „und schätze mich glücklich, den Helden der Belagerungsarmee vor mir zu sehen. Die Geschicklichkeit, welche die japanische Infanterie im Bau von Verschanzungen und aller technischen Belagerungsarbeiten zeigte, die Kunst, mit welcher die japanische Artillerie ihr Feuer auf einen Punkt zu konzentrieren verstand, sind über alles Lob erhaben. Herr General,“ fuhr Stössel fort, „Seine Majestät unser Kaiser hat uns gestattet, Ihre Kapitulationsbedingungen anzunehmen. Ich bitte für meine Offiziere und Mannschaften um die Behandlung, die Leuten gebührt, die ihre Pflicht gegen das Vaterland so lange getan haben, als es ihnen möglich war.“

„Seien Sie überzeugt,“ erklärte Nogi, „daß ich die Tapferkeit und die Treue, die Sie und Ihre Offiziere und Mannschaften Ihrem Herrscher erwiesen haben, zu schätzen weiß, wie dies auch von Seiten Seiner Majestät unseres Kaisers geschieht.“

„Ich habe erfahren, daß Sie bei der Belagerung Ihre beiden Söhne verloren haben, Herr General. Ich spreche Ihnen dazu mein tiefstes Beileid aus,“ sagte General Stössel.

„Einer meiner Söhne ist am Kaufshanhügel gefallen, der andere am 203-Meter-Hügel,“ entgegnete General Nogi. „Diese Stellungen, die Ihre Truppen so bewundernswert verteidigt haben, sind mit dem Leben meiner beiden Söhne nicht zu teuer erkauft worden.“

Eine Pause der Rührung und des Erstaunens über die Ruhe, mit der General Nogi diese wahrhaft heldenmütige Antwort gab, entstand im Zimmer und dauerte an, bis General Stössel fragte:

„Darf ich mich nach der Festung zurückbegeben und darf ich bitten, möglichst bald die Festung zu besetzen? Es wird alles ordnungsmäßig Ihren Kommissaren übergeben werden, Herr General. Die noch kampffähigen Truppen habe ich im Fort Yahutsai untergebracht, wo sie sofort übernommen werden können. Ich bitte dringend um baldige Besetzung der Stadt, damit den armen Kranken und Verwundeten in den Lazaretten, denen es an dem Nötigsten fehlt, Hilfe gebracht werden kann. Diese Unglücklichen, unter denen sich auch einige wenige gefangene Japaner befinden, bedürfen mehr der Hilfe als wir.“

General Stössel verabschiedete sich von General Nogi und kehrte nach der Festung zurück. Die japanischen Offiziere sollten in einigen Stunden eintreffen. Noch während Stössel mit General Nogi verhandelte, tönten aus der Festung ununterbrochen starke Detonationen. Die Russen sprengten die letzten Kriegsschiffe in die Luft, um es den Japanern unmöglich zu machen, die Schiffe, welche sie durch die Beschießung zum Sinken gebracht hatten, nach der Einnahme der Stadt vielleicht zu reparieren und wieder zu benutzen.

Nachdem General Stössel in die Festung zurückgekehrt war, traf er in der Neustadt vor dem Hause, das er einst bewohnt hatte und das jetzt in Trümmern lag, sämtliche höheren dienstfähigen Offiziere der Garnison. Ein großes Feuer brannte auf diesem Platze. Die russischen Fahmenträger waren mit den Fahnen der

Infanterie zur Stelle und ebenso war eine Anzahl von Matrosen mit den Flaggen der Schiffe erschienen.

Der General nahm seine Mütze ab und hielt eine kurze Ansprache an die Offiziere. Dann warfen die Fahnenträger und die Matrosen die Fahnen und Flaggen ins Feuer. Schluchzen der Offiziere und Mannschaften wurde laut, als die Ehrenzeichen der russischen Armee vom Feuer vernichtet wurden, damit sie nicht in die Hände des Feindes fielen.

Schweigend setzte General Stössel seine Mütze wieder auf und ritt, begleitet von den Offizieren, hinüber nach dem Fort Nahutsai, wo auf ein Hornsignal die letzten 5000 kampffähigen Soldaten und Offiziere ohne Waffen antraten. Mit weithinschallender Stimme rief Stössel den Mannschaften zu: „Die Kapitulation Port Arthurs ist mit dem Feinde abgeschlossen. Unsere Kräfte sind erschöpft, unsere Mittel sind zu Ende. Ihr alle waret Zeugen der letzten Vorgänge. Unser Leben und unser Eigentum hängt heute von der Großmut unseres gestrigen Feindes ab. Ich bewundere eure Treue und euren Mut und ich danke euch von Grund meines Herzens, daß ihr mir erlaubt, die Kapitulation abzuschließen. Es ist eine schmerzliche Pflicht, unsere offiziellen und unsere persönlichen Verbindungen zu lösen; aber ein weiterer Widerstand ist unmöglich. Die Japaner werden die in euerem Interesse gemachten Bedingungen voll erfüllen. Murret nicht! Ihr habt eure Pflichten als Krieger getan und die Japaner erkennen euren heroischen Widerstand vollkommen an. Sollte das Vaterland euer Verhalten ungnädig beurteilen, so erinnert euch, daß ich allein für die Übergabe verantwortlich bin. Bleibt tapfer und treu und haltet in der Erinnerung die Tatsache, daß der Soldat niemals vom Wege der Rechtlichkeit abweichen darf.“

Zum letzten Male grüßte General Stössel seine Truppen, dann wendete er das Pferd und ritt nach der Stadt zurück. Er besuchte die Hospitäler, er schüttelte den verwundeten Japanern und Russen die Hände und sagte ihnen Worte des Trostes und der Beruhigung.

Eine Stunde später erschienen die japanischen Kommissare, um ein Fort nach dem andern ordnungsgemäß zu übernehmen und gleichzeitig ein Verzeichnis aller erbeuteten Geschütze, der noch vorhandenen Munition und des Kriegsmaterials aufzunehmen.

Am nächsten Morgen traten vor dem Fort Nahutsai bei schneidend scharfem Wind die kampffähigen Offiziere und Mannschaften der

Russen an. Die japanischen Offiziere erschienen und forderten in französischer und russischer Sprache diejenigen Offiziere, welche nicht in die Gefangenschaft gehen wollten, sondern ihr Ehrenwort zu geben bereit waren, in diesem Feldzuge nicht mehr gegen Japan zu dienen, auf, vorzutreten. Diese Offiziere wurden sofort mit ihrem Gepäck nach Port Arthur gebracht. Die anderen Mannschaften und Offiziere wurden unter Eskorte japanischer Infanterie nach der Eisenbahnstation Yaputwai gebracht und von hier in offenen Wagen nach Dalny befördert, von wo aus sie zu Schiffe nach Japan geschafft wurden.

Einige Stunden später zogen ohne Sang und Klang die Japaner in die totenstille Stadt ein, die fast elf Monate lang ihren Angriffen widerstanden hatte.

Drei Tage später verließen auf japanischen Schiffen die freigelassenen Offiziere mit General Stössel und einer Anzahl Zivilisten Port Arthur, um sich nach Tschifu zu begeben. Unter den Passagieren befanden sich auch Gusti Geibel und Karl Hölscher.

Als man in Tschifu landete, wurden Gusti und Karl von Emerson und Lipao empfangen.

„Ich ahnte schon, daß Sie mit diesem Schiffe kommen würden!“ sagte Emerson. Zu Gusti gewendet fuhr er fort: „Ich spreche Ihnen mein tiefstes Beileid über den Tod Ihres Bruders aus. Der Brief meines Freundes Hölscher, der mich über den Tod unterrichtete, ist mir gestern zugegangen. Doch nun heißt es sich der Erholung widmen. Ich habe mit Mühe und Not im Hotel Beach für Sie Quartier gemacht.“

„Ich möchte schlafen,“ sagte Gusti; „ich glaube, ich könnte ganze Tage lang schlafen. Und dann möchte ich die gräßlichen Bilder aus meinem Gedächtnis los sein, die entsetzlichen Szenen aus dem Lazarett. Ich konnte dort keine Hilfe mehr leisten, denn mit meinen Kräften ist es zu Ende und die Japaner pflegen die Verwundeten mit rührender Sorgfalt.“

Drei Tage später vollzog sich auf dem deutschen Konsulat eine stille Feier: die standesamtliche Eheschließung Karls mit Gusti Geibel. Als Zeugen fungierten ein deutscher Beamter des Konsulats und Emerson. Mit Rücksicht auf die tiefe Trauer Gustis um ihren Bruder wurde diese Eheschließung durch keine Festlichkeit gefeiert. In der englischen Kirche in Tschifu segnete eine halbe Stunde später ein englischer Geistlicher die soeben geschlossene Ehe des schwergeprüften

Baares ein. Am Nachmittag fuhren die Neuvermählten mit dem Dampfer ab, der nach Yokohama und von dort nach San Franzisko ging.

„Gott segne Sie beide,“ sagte Emerson. „Lipao und ich, wir gehen weiter auf den Kriegspfad, wir wollen mit General Nogi zur Mandschurei-Armee. Erholen Sie sich ordentlich, denn Sie haben es beide nötig.“

„Wir wollen uns einige Monate in Nordamerika aufhalten,“ erklärte Karl Hölscher, „bevor wir uns in die deutsche Heimat begeben. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank, Emerson, für alle Freundschaftsdienste, die Sie mir erwiesen haben. Und du, Lipao, hab' Dank für deine Treue und deine Dienste! Nimm dies zum Geschenk und Andenken von meiner Frau und mir.“

Schluchzend reichte Lipao Karl und seiner Gattin zum Abschiede die Hand. Auch der Chinesenknabe wußte, daß er die beiden wohl niemals wiedersehen würde. Erst als der Dampfer weit aus Sicht war, dachte Lipao daran, das Päckchen zu öffnen, das ihm Karl übergeben hatte. Es enthielt in Goldstücken eine stattliche Summe, die, wie die beiliegenden Zeilen besagten, dazu dienen sollte, Lipao später einmal selbständig zu machen.

„Weine dich nur ordentlich aus,“ sagte Emerson zu dem Chinesenknaben, „aber morgen bist du wieder auf dem Posten, denn in drei Tagen gehen wir höchstwahrscheinlich wieder auf den Kriegspfad. Ich bin dieses Herumlungerns hier in Tschifu müde und sehne mich nach Kanorendonner und Kriegsgeschrei.“



# Heiß Flagge und Wimpel

---

VON

**H. Oskar Klaußmann**

illustriert v. Willy Stöwer.

Preis in Prachtband geb. Mk. 4.50.

---

Ein hochinteressantes Buch über das Leben und Treiben an Bord eines S. M. Seekadetten- und Schiffsjungen-Schulschiffes.

---

Admiral von Köster schreibt:

„Ich habe mit vielem Interesse von dem für unsere Jugend sehr geeigneten Buche Kenntnis genommen.“

Der Staatssekretär des Reichsmarineamts schreibt:

„Ich habe mit Interesse von dem Inhalt des Buches Kenntnis genommen, das eine recht anschauliche Schilderung des Lebens an Bord eines Kriegsschiffes gibt.“

Strasburger Post am 6. Dezember 1903:

„ . . . In lebendiger Erzählungsweise führt der Verfasser seine Leser mitten in das Treiben unserer deutschen Kriegsflotte, indem er mit einer plötzlichen Indienststellung des Schulschiffes „Moltke“ für eine Auslandsreise nach Westindien beginnt. Nachdem der Kommandant den in Parade aufgestellten Schiffsmannschaften den kaiserlichen Befehl mitgeteilt hat, ertönt das Kommando: „Achtung! Präsentiert das Gewehr! Heiß Flagge und Wimpel!“ Präsentiermarsch und Aufsteigen der Kriegsflaggen und Wimpel, und „Moltke“ befindet sich in scharfem Dienst. Die Schilderungen der ersten Reise, des vielgestaltigen Lebens an Bord, die Erlebnisse in den fernen Ländern sind wahrheitsgetreu und zugleich geeignet, Lust und Liebe für die Flotte zu wecken. Das Buch wird sicher eine vielbegehrte Weihnachtsgabe werden.“

---

Carl Ewinna, Verlag, Leipzig und Rattowitz.

# Mit Büchse, Spaten u. Ochsenstrick in Deutsch-Südwestafrika

von

**H. Oskar Klaußmann**

illustriert von A. Dressel.

Preis in Prachtband geb. Mk. 4.50.

Behandelt den

## Krieg gegen die Hereros und Hottentotten.

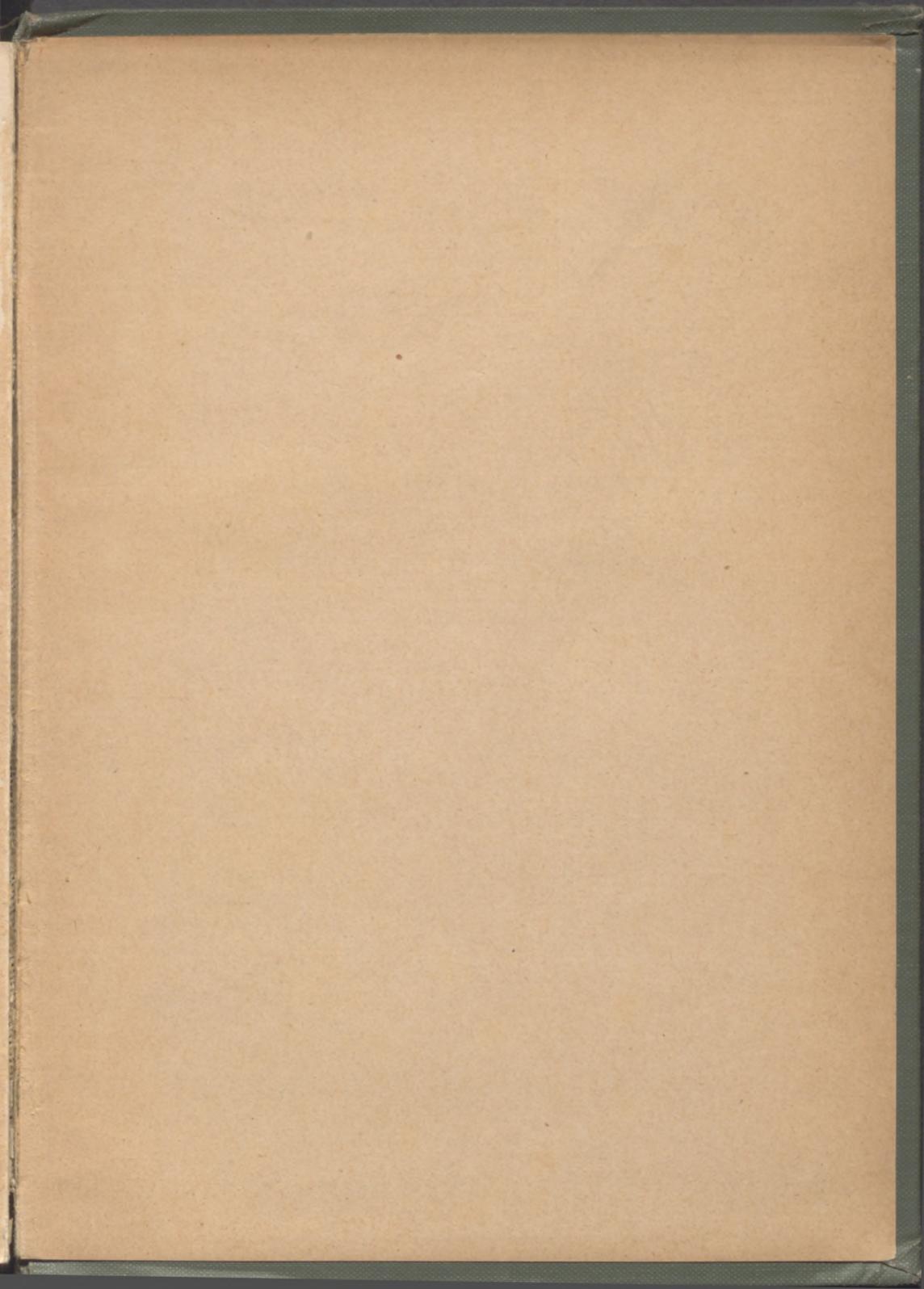
**Souverneur von Deutsch-Ostafrika, Dr. von Wisßmann** schreibt: „... Das sehr hübsch ausgestatte Werk liest sich äußerst „angenehm“. Die natürliche, frische Art des Erzählens ohne Übertreibung, Renommieren usw. ist sympathisch. Es macht ganz den Eindruck, als hätte der, der alles erlebte, es selbst niedergeschrieben. Das Buch ist absolut nicht nur für die reifere Jugend. Jedermann, ja jeder Afrikaner kann und wird es mit Interesse lesen, wie ich es tat. Also nochmals Dank für den Genuß, den Sie mir bereitet haben.“

**Souverneur von Deutsch-Südwestafrika, Oberst Leutwein,** schreibt: „... Das Buch habe ich mit ganz besonderem Interesse gelesen und glaube gern, daß dasselbe bei unserer Jugend vielen Beifall gefunden. . . “

**Auswärtiges Amt, Kolonialabteilung. Dr. Stübel,** schreibt:  
„... Ich habe veranlaßt, daß dasselbe in der nächsten Nummer des deutschen Kolonialblattes anerkennend besprochen und der reiferen Jugend zum Ankauf empfohlen wird.“

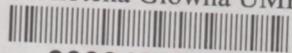
---

Carl Ewinna, Verlag, Leipzig und Rattowitz.





Biblioteka Główna UMK



300048188602

NORMAN WILKINSON

Biblioteka Główna UMK



300048188602